Karl Friedrich Christian Fasch.

Von

Karl Friedrich Zelter.

Mit einem Bildnisse

Berlin, 1801.
In Commission und gedruckt bei Johann Friedrich Unger

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seiner Excellenz

Herrn

Friedrich Anton Freiherrn v. Heinitz,

wirklichen Geheimen Etats- und Krieges Rath, Vice-Präsidenten und dirigirenden Minister bei dem General Ober Finanz Krieges- und Domainen Direktorio, Ritter des schwarzen und rothen Adler Ordens, auch Amtshauptmann zu Ravensberg, Erbherrn auf Dröschkau; Chef des Departements von Cleve, Meurs, Ostfriesland, Geldern, Mark, Minden, Ravensberg, Tekkenburg, Lingen und Neufchatel, desgleichen des Bergwerks- und Hütten-, wie auch des Münz Departements und der Porzelan-Manufaktur Kommission, Kurator der Akademie der Künste und der Bau-Akademie.

Das Leben eines merkwürdigen Künstlers und tugendhaften Mannes, der die Ehre seiner Zeit gewesen, kann der nähern Betrachtung Ew. Excellenz an sich selbst nicht unwürdig seyn.

Wenn aber die Kühnheit, mit welcher ein Freund und Verehrer des verewigten Meisters Ew. Excellenz diese Lebensbeschreibung weihet, noch einer Rechtfertigung bedarf; so liegt diese unmittelbar in dem schönen Schutz, womit Dieselben einer Muse, die lange ohne Tempel und Altar umherirrte, das Heiligthum ihrer andern Schwestern geöfnet haben.

Mit aufrichtigem Gefühl der Verehrung und des Dankes verharre ich

Ew. Excellenz

gehorsamster Diener

Karl Friedrich Zelter.

Karl Friedrich Christian Fasch ward im Jahre 1736 den 18ten November zu Zerbst im Fürstenthum Anhalt geboren. Sein Vater, Johann Friedrich Fasch, war zuletzt fürstlicher Kapellmeister daselbst und ein Schüler von Kuhnau und Graupner. Der alte Fasch unterrichtete seinen einzigen, im 48sten Jahre erzeugten Sohn zuerst in den Anfangskenntnissen der Musik, und im Klavierspielen. Er war ein überaus fleißiger, und für seine Zeit ungemeiner und geschmackvoller Kirchen-Komponist. In der Anwendung der Blasinstrumente, welche damals im nördlichen Deutschlande noch wenig im Gebrauch waren, wurde er von Kennern besonders geschätzt, und seine kontrapunktischen Arbeiten, von denen ich eine große zweichörige Messe von der eigenen Hand des Komponisten besitze, geben einen gelehrten, und im vielstimmigen Satze sehr gewiegten Meister zu erkennen. Seine meisten Arbeiten bestanden übrigens in Jahrgängen für die Zerbster Hofkirche, in deren Ausarbeitung er unermüdet war, denn er lieferte wöchentlich, besonders in den ersten Dienstjahren, zwei und manchmal vier Kirchenstücke, ohne die Gelegenheitsmusiken, welche der Hof noch zu besondern Festen bestellte. Außerdem giebt es viele Ouverturen, Messen, Serenaten, Tafelmusiken, Sonaten und Trio's von ihm, die ihr Verdienst haben *).

*) Hr. Kapellmeister Hiller in Leipzig hat das Leben dieses thätigen Mannes im ersten Theil seiner Lebensbeschreibungen berühmter Musikgelehrten, Leipzig bei Dyck, ausführlich beschrieben, doch ohne seine Quelle anzugeben.

Die Erziehung seines Sohnes machte dem alten Fasch, der den sechziger Jahren entgegen ging, viele Sorge. Der junge Fasch war von der Wiege an schwächlich gewesen, und kränkelte unaufhörlich fort, so daß der Vater auf alle Weise vermied, seinen Geist anzustrengen, und ihn zu Schularbeiten anzuhalten. Dem zufolge wurde eine eingezogene Lebensart und strenge Diät für das beste gehalten. Das Kind mußte seine Tage und Jahre einsam, auf dem Stuhl, am warmen Ofen, oder doch in eingeschlossener Luft, ohne Beschäftigung und Bewegung zubringen. Dies mattete seinen Körper zuletzt so ab, daß er die freie Luft gar nicht mehr ertragen konnte, und bei dem geringsten Angriff einer veränderten Witterung oder sonst eines Zufalls, auf lange Zeit das Bette hüten mußte. In dieser einsamen Kindheit, bestandig in der Gegenwart eines arbeitsamen, zärtlichen und religiösen Vaters, den die geringste Unruhe in seiner frommen Thätigkeit störte, neigte sich der erwachende Geist des Kindes unvermerkt zur Spekulation. Sein einziger erlaubter Genuß, der in kraftlosen Suppen, Überdruß erregenden Kinderspielen, und stillen geistlichen Übungen bestand, konnte das Erwachen verborgener Kräfte in ihm nicht verhindern.

Der Vater, der des Morgens gleich nach seiner Andacht und seinem Frühstück an seine Arbeit ging, den ganzen Tag schrieb, und mit der letzten Note wieder in sein Bette stieg, konnte die Thätigkeit seines Sohnes nicht bemerken, als nach bedeutenden Fortschritten. Der Konzertmeister Hockh, ein vertrauter aber muntrer Hausfreund des alten Fasch, ließ sich von Zeit zu Zeit mit dem Kinde in unbedeutende Gespräche ein, bekam aber niemals eine Antwort. Hockh, der unweit Wien geboren war, hatte einen österreichischen Dialekt, dem zufolge er den jungen Fasch, der Karl hieß, immer Monsieur Koorl nannte *); dieß verdroß ihn,

*) Unter C. P. E. Bachs Charakterstücken ist eins: La Coorl, überschrieben, welches sich auf diesen Umstand bezieht.

ihn, und deswegen gab er keine Antwort. Einſt fragte Höckh das Kind: ob er denn gar keine Luſt zur Muſik habe? er wolle ihn auf der Violine unterrichten, und erhielt zu ſeinem Erſtaunen ein freundliches und lebhaftes Ja! Nach vielem Fragen und Forſchen fand ſich endlich, daß der junge Faſch mehrere ganz neue Stucke, ohne Wiſſen des Vaters, in ſeinem Kopfe zuſammengeſetzt, und zu ſolcher Zeit, wann der Vater am Hofe oder in der Kirche geweſen, auf dem Klaviere geübt hatte. Dieſe mußten nun vorgeſpielt werden, und eine allgemeine Freude des Hauſes, vorzüglich aber die volle Gunſt des Concertmeiſter Höckh, der ſchon ein natürliches Gefallen am Kinde hatte, waren die glücklichen Folgen dieſes Vorfalls. Was dem guten Höckh dabei eine beſondere Freude machte, war die Bemerkung, daß der junge Menſch nicht etwa aus gehörten Gedanken etwas zuſammen geſchürt hatte, ſondern was er ſpielte, kam leicht und natürlich heraus, und der Unterricht auf der Violine wurde angefangen. Das Kind wurde mit einer guten Violine beſchenkt, die ich noch beſitze, und alles wäre den beſten Weg gegangen, wenn nicht die Schwäche des Kindes und die Zärtlichkeit des Vaters überall hinderlich geweſen wären. Der Knabe war nun eilf Jahre alt. Um dieſe Zeit bekam der alte Faſch den Beſuch eines Freundes aus Köthen, unweit Zerbſt. Dieſer war ein geſelliger, heiterer Mann, der mehrere Kinder hatte, und da er ſich öfter in Zerbſt aufhielt und beim alten Faſch wohnte, gewann er ſich durch ſein offenes frohes Weſen die Zuneigung des Knaben, der in ſeiner Gegenwart eine ganz neue Natur annahm, munter, fröhlich und geiſtreich wurde. Dieſer bat den Vater, ihm auf eine Zeit lang den Sohn mit nach Köthen zu geben, wo ein guter Arzt ſey, und der Vater willigte ein. Nach ſechs Monaten kam der junge Faſch zurück, geſund, und hatte ein leichtes, leichtfertiges Weſen angenommen. Der Arzt hatte gerathen, dem Knaben die freie Luft und körperliche Bewegung zu gönnen; die Geſellſchaft der andern Kinder hatte ihn zu ſeiner Natur zurückgebracht, und das Ende davon war, daß in kurzer Zeit aus einem ſchwächlichen, verzärtelten Mittelgeſchöpf ein friſcher Knabe entſtand, den man kaum wieder erkannte.

Von nun an durfte der junge Fasch den Musiken am Hofe und in der Kirche beiwohnen. Besonders hatten die Kirchenmusiken viel Anziehendes für ihn. Es war aber nicht blos die Musik, was ihn anzog, es war die ganze Handlung, welche einen Anstrich von Würde und Heiligkeit hatte, und wovon er noch in seinen letzten Jahren mit Wohlgefallen und Rührung sprach. Das Orchester erschien bei den Kirchenmusiken immer schwarz gekleidet, und bei der Communion lag der ganze Hof, während der Musik, vor dem Altar auf den Knien. Diese Feierlichkeit war es nun auch, wohin er jeden Ton der Musik und jedes Wort des Textes haben wollte, und wo ihn öfters das Hergebrachte in der Anordnung der Kirchenstücke und die Geschmacklosigkeit so mancher deutschen Texte störte. Er fing nun an, selbst Kirchenmusiken zu verfertigen, mit denen er sich Lob erwarb, und änderte sich darinnen öfter die Worte nach seinem Sinne. Er zerstörte aber diese Arbeiten immer wieder, so wie er neue Musiken komponirte, worin die vorigen Fehler vermieden waren. Im Jahre 1730 hatte der Jüngling besonders im Violinspielen so zugenommen, daß sein Vater, auf den Rath seines Freundes Hoeck, beschloß, gegen ein Jahrgeld von 100 Rthlr. seinen Sohn nach Meilenburg-Strelitz zum Concertmeister Hertel in Unterricht zu geben. Dieser Hertel war um seine Zeit einer der modernsten und berühmtesten Violinisten in Deutschland. Seine Concerte und Solo für die Violine, worin ein warmes und leidenschaftliches Wesen sich mit einem dankbaren Traktament des Instruments vereinigte, wurden überall mit Beifall aufgenommen. Hier beschäftigte sich nun der Lehrling außer seinem Unterricht am liebsten mit der Harmonie und dem Orgelspiel. Er arbeitete fleißig Fugen, und ging jeden Sonntag in die Kirche, den Organisten von seinem Dienste abzulösen. Was ihm hier besonders gelang, war der Gebrauch des Pedals, worin er viele Fertigkeit erlangte. Seinem Meister Hertel war unter allen Talenten des Jünglings keines so willkommen, als der eigenthümliche Fleiß und der Verstand, womit er auf dem Flügel accompagnirte. Fasch wußte sich so genau an jeden Solospieler anzufügen und ihm in seiner Art

und in ſeinem Ausdruck beizukommen, daß ſich jeder gern von ihm accompagniren ließ, und Faſch hatte dabei den doppelten Vortheil, ſchön ſpielen zu hören, und immer beſſer accompagniren zu lernen.

Im Jahre 1751 kam der Königl. Preuß. Concertmeiſter Franz Benda, zum Beſuch nach Strelitz, und ward aufgefordert, vor dem Hofe zu ſpielen. Benda ließ ſich mit einem Solo hören. Der alte brave Linike war damals Hofklaviriſt am Strelitzſchen Hofe, und obwohl er ein geſchickter Mann war, ſo traurte er ſich doch nicht an den damals neuen Bendaſchen Styl. Benda ſpielte am liebſten ſeine eigene Violin-Solo, wozu er ſich lebhafte und oft ſchwere Bäſſe ſetzte, die eine ſehr fertige linke Hand und ein gewandtes Accompagnement erfordern. Der junge Faſch war der Einzige in Strelitz, der dem Meiſter ſeine Solo vollkommen gut accompagniren konnte, und fand dabei ein ſo eigenes Vergnügen an der Schwierigkeit der Bendaſchen Bäſſe und an der Zufriedenheit des großen Violiniſten, daß er ſich eine Zeit lang ausſchließlich mit dem Accompagnement beſchäftigte und dabei eine ſehr fertige linke Hand gewann, die man noch in ſeinen letzten Jahren bemerkte, denn er konnte ohne Ausnahme alle Manieren, Rouladen und Sprünge, mit einer Hand wie mit der andern, deutlich und natürlich herausbringen. Nach dem Aufenthalt eines Jahres reiſete er zu ſeinem Vater nach Zerbſt zurück. Von hier ward er nach dem Kloſter Bergen bei Magdeburg auf die Schule geſchickt, um in Sprachen und andern Schulkenntniſſen das Erforderliche zu lernen, und im Jahre 1753 kam er von da zurück. Er fuhr nun fort, ſich in den Kontrapunkten zu üben, komponirte Kirchenmuſiken, Klavier- und Violinſtücke, Sinfonien und Motetten, mit ſo gutem Erfolg, daß er in ſeinem neunzehnten Jahre ein brauchbarer und fertiger Tonkünſtler heißen konnte.

Der alte Faſch, der die Fortſchritte ſeines Sohnes mit Vergnügen bemerkte, entſchloß ſich nun mit demſelben eine Reiſe nach Dresden zu machen. Der Wunderruf der Dresdner Kapelle und die Schönheit der Muſiken, die daſelbſt aufgeführt wurden, erfüllten dazumal ganz Deutſchland.

Der Vater führte seinen Sohn in die katholische Kirche, woselbst eine große Messe von Zelenka gegeben wurde. Der Vater, der die Leichtfertigkeit seines Sohnes kannte, warnte ihn väterlich: es würden in einer katholischen Kirche, die er noch niemals gesehen, fremde und ihm auffallende Handlungen und Gebräuche vorkommen, und er solle sich ja nicht bekommen lassen, entweder zu lachen, oder irgend einen Spott blicken zu lassen, weil dies das größte Unglück für ihn nach sich ziehen könnte. Als die Messe geendigt war, fragte der Vater: wie ihm die Musik und der Gottesdienst gefallen habe? und bemerkte, da er keine Antwort erhielt, daß der junge Mensch in Thränen schwamm, und vor Rührung kein Wort sprechen konnte. Er bat den Vater, ihm zu erlauben, alle Tage in die Messe gehen zu dürfen, aber es wurde nicht gestattet. Der Vater, ein eifriger und religiöser Lutheraner, hatte an seinem Sohne mehr Gefallen am katholischen Gottesdienst bemerkt, als er wünschte. Hasse, der um seiner Frau, der berühmten Faustina willen, zur katholischen Religion übergetreten war, hatte ein Beispiel gegeben, welches der alte Fasch verabscheute; er befürchtete, daß solches den Sohn zur Nachahmung reitzen möchte. Ein Freund wollte den Sohn ein Jahr lang in Dresden behalten, allein es ward nicht bewilligt. Im Jahre 1756 wurde im Dienste Friedrich des Zweiten, Königs von Preußen, ein Klavirist erfordert, indem der bekannte Nichelmann seinen Abschied gefordert und erhalten hatte. Da nicht gleich ein Subjekt in der Nähe war, so erinnerte sich Fr. Benda des jungen Fasch, der ihm in Sterlitz vor 5 Jahren so gut accompagnirt hatte und jetzt 20 Jahre alt war, und schlug diesen dem Könige vor. Der König genehmigte Benda's Wahl; es wurde nach Zerbst geschrieben und ein Jahrgehalt von 300 Thalern geboten, das mit zunehmenden Jahren erhöht werden sollte. Der Ruf Friedrich des Zweiten als Virtuose, als Kriegsmann, als Schriftsteller und überhaupt als ein Mann von Geschmack, erfüllte schon ganz Europa, und der junge Fasch fand sich nicht wenig geschmeichelt, den Dienst des größten Fürsten der bekannten Welt, als eine Ehrenstelle offen vor sich zu sehen,

wo er in Gemeinschaft der größten Meister jener Zeit, neben Männern wie Bach, die beiden Graun, Franz Benda, Quanz, Romani und der berühmten Agrica, für seine Kunst und sein Talent ein unabsehbares Feld vor sich hatte. Wer indessen diese Ehre nicht so mit den Augen der jugendlichen Bewunderung sah, war der Vater unsers jungen Fasch. Dieser war beinahe siebenzig Jahre alt, und hegte die Hofnung, seinem einzigen geliebten Sohne seine für Zerbst sehr einträgliche Stelle nach seinem Tode zu hinterlassen. Dazu kam noch, daß der Preußische Hof zu der Zeit nicht eben im Rufe einer ausgemachten Heiligkeit stand, und es war ein empörender Gedanke für den alten frommen Mann, seinen Sohn an einen Hof zu wissen, wo die Voltaire und Maupertuis mit irreligiosem Irrthümern das Land bauten; kurz, er wollte nicht einwilligen, und war schon im Begriff die Sache abzuschreiben, als ein Brief des Berliner Bach, der ein guter Freund des alten Fasch war, der Sache den Ausschlag zur Freude des Sohnes gab. Der Brief enthielt: daß man hier im Lande glauben könne, woran man wolle, daß der König selbst zwar nicht religiös sei, aber auch deswegen niemand mehr oder weniger achte, u. s. w.; was den alten Mann zuletzt völlig beruhigte, war die Versicherung des Zerbster Hofes, daß die Kapellmeisterstelle nach seinem Tode unbesetzt bleiben sollte, und Bach bot sich selbst an, den jungen Künstler zu sich in Kost und Wohnung zu nehmen, und ihn so viel wie möglich vor Verführung zu bewahren.

Der junge Fasch reiste also nach Potsdam ab und trat im Frühling des Jahres 1756 seinen Dienst an, der darin bestand: wechselsweis mit Bach von vier zu vier Wochen dem Könige täglich seine Konzerte und Flötensolo auf dem Fortepiano zu accompagniren.

Der König führte bekanntlich ein einfaches und nach strenger Zeitordnung eingerichtetes häusliches Leben. Seine Stunden waren für jeden Tag, seine Tage für jeden Monat, und seine Monate für jedes Jahr eingetheilt. Die Musikstunden waren bestimmt immer die nemlichen; er verlangte demnach pünktliche Aufwartung von jedem seiner Diener.

Fasch mußte in Potsdam die ersten vier Wochen bei der Kammermusik des Königs blos gegenwärtig seyn und Bachs Accompagnement hören: dann verließ Bach Potsdam; und der Dienst ward nun dem jungen Fasch nach der eingerichteten Ordnung übertragen.

Der König bemerkte bald, daß er seinen Mann gefunden hatte. Bach war ein großer Klavierspieler und hatte den König an sein feines Accompagnement gewohnt; aber das immerwährende Wiederholen der nemlichen Stücke hatte ihm längst Überdruß gemacht, denn der König blies ohne Ausnahme keine andere Konzerte und Solo, als die Quanz für ihn gemacht hatte, und öfter Flöten Solo von seiner eigenen Arbeit.

Die Aufmerksamkeit, mit der Fasch einmal wie das andere seinen Dienst versah, konnte dem Könige nicht entgehen, und er schätzte und liebte ihn deswegen. Der König blies das Adagio sehr schön, und überließ sich dabei oft seiner dermaligen Stimmung so sehr, daß es nicht leicht seyn mochte, ihm nach seinem Sinne zu folgen; dagegen war sein Allegro etwas matt, wenn schwere und lange Passagen einen festigen und langen Athem verlangten. Diesen Mangel suchte er mit einem willkürlichen Ausdruck zu bedecken, und wenn ihm das Accompagnement gehörig nachging, war es kaum zu bemerken. Bach, der die Anforderungen des Königs und sein dreistes Urtheil nicht liebte, war hierin weniger nachgiebig, welches der König empfinden mußte, und deswegen nicht so viel auf ihn hielt, als es seine große Kunst verdiente.

Der Preußische Hof war in dieser glücklichen Zeit, vor dem siebenjährigen Kriege, in seiner Art sehr glänzend. Der König war nicht geizig, und liebte die Pracht. Übrigens war er reich und bei seiner wohleingerichteten Staatswirthschaft konnte es an nichts fehlen, was den Geschmack befördert und das Leben angenehm macht.

Im Monat Mao 1756, kurz vor Faschens Ankunft, war noch eine italienische Truppe für die Opera Buffa angenommen worden, und alles war auf

dieſe Art fortgeſchritten, wenn der unglückliche ſiebenjährige Krieg nicht dazwiſchen gekommen wäre. Der Tempel der Muſen ward mit Grauns letzter Oper Merope, die ſchon im März 1757 aufgeführet war, geſchloſſen. Die Opera Buffa erhielt im Jahre 1757 wieder ihren Abſchied, und an die Stelle von Heiterkeit und Freude trat Ahndung und Erwartung blutiger Auftritte, durch welche der König beinahe ſieben Jahre von ſeinem Hofe entfernt wurde.

Durch dieſe Fügung des Schickſals waren zugleich alle die ſchönen Erwartungen, mit denen ſich unſer Faſch geſchmeichelt hatte, gänzlich vernichtet. In Potsdam gab es faſt keine Muſik mehr, und an Schauſpiele und Opern war gar nicht zu denken. Das halbe Deutſchland, Frankreich, Schweden und Rußland waren nach und nach gegen den König im Kriege begriffen, und was nur Künſte heißt, mußte entweder im Stillen gedeihen, oder unbemerkt in Kummer erſticken. Mit 300 Rthlr. Gehalt in Kriegszeiten war ſchon nicht auszukommen, und durch die Einführung der Beſoldungsſcheine ſtatt baaren Geldes, die gar keinen Cours hatten, ſtieg das Unglück für unſern Freund aufs höchſte, denn dieſe 300 Thaler wurden nun in ſolchen Beſoldungsſcheinen ausgezahlt, welche vier Fünftel Verluſt gegen gutes Geld brachten und gar nicht angenommen wurden, wenn man damit bezahlen wollte.

Faſch würde hier billig ſeinen Abſchied haben nehmen können, allein wo ſollte er hin? Sein Vater, von dem er noch einigen Zuſchuß gehabt, war im Jahre 1758 geſtorben. Hauptſächlich hielt ihn aber ſeine Anhänglichkeit an den König davon ab, den er im Unglück nicht verlaſſen wollte; und je größer die Noth wurde, worin der König immer mehr verſank, deſto feſter wurde Faſchens Anhänglichkeit an dieſen großen Mann.

Dieſe unglückliche Zeit des ſiebenjährigen Krieges, welche der Welt wohl mehr als ein Talent entriſſen hat, war auch für unſern Faſch und ſeinen Genius von dem allernachtheiligſten Einfluſſe. Es war jetzt auf weiter nichts zu denken

als ein kummerliches Brod mit Muſikunterricht zu erwerben, wobei jeder freie Schwung eines eigenen Geiſtes ſein eigenes Hinderniß findet.

Wenn ſich die Thätigkeit des Genies auf Nebenzeiten und Feierſtunden anweiſen ließe, ſo wäre unſerm Freunde manche Stunde übrig geweſen, Werke der Kunſt ans Licht zu bringen. Zwar hat es nie an ſeiner Thätigkeit gefehlt. Er hat in dieſer Zeit ſehr viele Sachen geſchrieben, ſie aber alle wieder zerſtört, weil es keine Werke freier Kraft waren. Bach, der um dieſe Zeit ſchon einen großen Ruf in Deutſchland hatte, war hierin glücklicher. Seine Arbeiten, und beſonders ſeine Lektionen, wurden ihm ſo gut bezahlt, daß er dabei ein gutes Auskommen fand. Dies war aber bei unſerm Faſch nicht der Fall, und der Krieg iſt ohnehin keine Zeit für einen Komponiſten, um ſich einen Namen zu machen. Dazu kam ſein Stand neben dem großen Bach, deſſen Genie er überaus hoch achtete und Superiorität mit großer Liebe anerkannte. Was er ſich demnach nicht ſelber zu Dank gemacht hatte, konnte er ſich auf keine Weiſe bezahlen laſſen, und darüber verging ihm ſeine ſchönſte Zeit und der Muth. Sein Leben ſchwankte zwiſchen körperlicher Schwäche und Seelenkraft hinher, wo immer eines das andere lähmte, und in dieſem Zuſtande ſchränkte er ſeine einſame Thätigkeit allein auf ſeinen Erwerb und nebenher auf eine Menge kleiner Beſchäftigungen und Abendbeſuche ein, die wenigſtens ſeinem Geiſt munter erhielten. Dieſe kleinen Beſchäftigungen waren bei einem Manne von ſo ernſthaften Gaben, von ſonderbarer Art. Bei ſeiner natürlichen Beſtändigkeit für alles, was er einmal ergriff, konnte er in ſeinen Nebenſtunden Jahre lang an einem Kartenhauſe von drei Etagen arbeiten, welches in ſeiner Art ungeheuer groß und aus vielen hundert Spielen Karten zuſammengeſetzt war, worin alle Stuben, Kammern, Küchen, Thüren, Fenſter, Scherenſteine, Feuerherd, Rauchfänge und Rohren, kurz jeglicher Theil eines großen Wohnhauſes, aus unzerſchnittenen Karten zuſammengeſetzt, aber nicht geleimt oder mit Nägeln oder ſonſt befeſtigt waren. Die Karten waren blos gekniffen, und konnten eben ſo leicht von ihm auseinander genommen

als

als wieder zuſammengeſetzt werden. Noch als ich ihn im Jahre 1780 einmahl beſuchte, war er trotz einem Blutſturz, woran er krank war, unaufhörlich mit der Erfindung eines möglichen Dachs von unzerſchnittenen Karten auf dieſem Hauſe beſchäftigt, welches er heraus zu bringen wirklich nach zwei Jahren glücklich genug war, und es iſt wohl möglich, daß einige Rathſchläge, die ich ihm dabei gab, mir zuerſt ſein Vertrauen gewonnen haben mögen. Des Morgens, wenn er aufgeſtanden war, ſich friſirt, raſirt und eine Taſſe Kaffe getrunken hatte, verſuchte er, ob ſein Geiſt Stärke zum Arbeiten hätte; dies geſchah ſo: er multiplizirte acht, zehn, zwölf und mehrere Zahlen mit ſich ſelbſt, und machte dann die Probe darauf; er hatte ſich aber neue Regeln ausgedacht, dieſe mühſame Rechnung zu vereinfachen. Verrechnete er ſich öfter, oder die Probe wollte nicht ſtimmen, ſo war er den ganzen Tag unruhig und dachte über alles, was ihn von der Muſik entfernen konnte. Ferner führte er ein genaues Regiſter aller europäiſchen Kriegsmächte zu Land und See. Er kannte die Regimenter und ihre Generale, bemerkte genau die Verſetzungen und Veränderungen mit denſelben im Kriege und im Frieden. Alle engliſche, amerikaniſche, ruſſiſche und andere Schiffe nannte er, wußte ihre Anzahl, kannte ihren Gehalt, ihre Beſtimmung, ihre Admirale, und folgte ihnen auf der Karte nach, wohin ſie gingen; dazu hielt er einen Atlas von auserleſenen Land- und Seekarten, die er durch dabei geſchriebene Noten vollkommner machte, und des Abends, wenn er übeln Wetters oder Unpäßlichkeit halber nicht ausgehen konnte, beſchäftigte er ſich ganz allein mit einem Kartenſpiel: Patience. Dieſes machte er ſich aber reichhaltiger, ſpielte es mit vier Spielen Karten und nannte es Grande-Patience. Seine heiterſten Stunden füllte er damit aus, ſich auf ſeine Lektionen vorzubereiten, und eine Sammlung von mehrern tauſend Beiſpielen für die Generalbaßſpieler unter ſeinen Schülern zu erfinden, die überaus ſinnreich und zweckmäßig zuſammengeſetzt waren. Er komponirte ferner viele Kanons, mit welchen er ſich bei Kirchbergern ſehr beliebt machte, und worin er zuletzt alle ſeine Vorgänger übertraf; denn unter dieſen Arbeiten befindet ſich ein

fünffacher Kanon für fünf und zwanzig Realſtimmen, der eine ganze Welt künſtlichen Fleißes in ſich vereinigt *)

Außerdem gab er ſich mit Chirurgie, Medicin, Chymie, Architectur, Mathematik und Zeichenkunſt ab, doch ſo eigen und beſtandig für jedes Fach, daß er immer auf das ſtieß, was in dieſen Wiſſenſchaften und Künſten noch nicht erfunden und deshalb den vorhandenen Kennern oft ein Anſtoß war, wenn er ſie darüber zu Rathe zog. Denn dieſen kam es meiſtens ſehr ſonderbar vor, daß ein Mann, dem die erſten Gründe der Geometrie zu fehlen ſchienen, weil er ſie nicht ſyſtematiſch wußte, ſich in Rechnungen und Spekulationen vertiefte, wo ohne Syſtematik nicht wieder heraus zu finden iſt. Als ich ihn kennen lernte, ſchrieb er noch ſehr unvollkommen deutſch, welches er aber noch ſehr gut lernte. Er ſprach vollkommen gut italieniſch und wußte in dieſer Sprache am beſten etwas zu erzählen, beſonders komiſche Geſchichten. Franzöſiſch und Engländiſch lernte er

*) Dieſer Kanon iſt auf eine Choralmelodie gemacht und aus fünf Kanons zuſammengeſetzt, von denen einer ſiebenſtimmig, einer ſechsſtimmig und drey vierſtimmig ſind. Jeder dieſer Kanons beſteht für ſich aus einem beſondern Gedanken, der in den verſchiedenen Stimmen, in allen Umkehrungen; der Augmentation, Diminution, des wendo und riwendo ſo erſcheint, daß das Auge bey jeder Note auf eine verborgene Kunſt fällt. Alle dieſe fünf Kanons aber zuſammen, machen einen einzigen fünf und zwanzigſtimmigen Satz aus, der bey ſeiner Fülle dennoch mit Diſſonanzen verſehen iſt. Es kommt auf jeden Kenner ſelbſt an, wie viel Werth er auf ſolche Arbeiten legen will, und Falch wußte wohl, daß man damit weder Leidenſchaften erregt, noch beruhigt. Eigentlich wollte er Kirnbergern damit zeigen, daß nichts ſo künſtlich ſey, welches nicht noch weiter könne getrieben werden. Die Natur iſt, was ſie iſt; auch die Kunſt hat ihre Natur, und es wird nicht leicht einen guten Contrapunctiſten geben, der nichts in Kanons gethan hätte, weil ſich dieſe Arbeit unter den Übungen in Contrapuncten von ſelbſt darbietet. Kirnberger trieb dieſe Kunſt als Tonlehrer gleichſam ex officio und brachte ſeiner Schülerin der Prinzeſſinn Amalia einen entſchiedenen Geſchmack an dieſer Arbeit bey. Dieſe Dame ließ in allen Provinzen von Italien und Deutſchland gelehrte Muſikwerke und beſonders Kanons aufſuchen und bezahlte ſie oft mit Golde. Falch glaubte, daß Muſiker und beſonders Kunſtrichter mit dieſen Künſteleyen bekannt ſeyn müßten, ſchon deswegen, weil die größten Männer der Vorzeit ihre Werke damit geziert hätten, die man ohne dieſe Kenntniß nicht gehörig ſchätzen könne.

von ſich ſelber, und das erſtere ſprach er vornehmlich und für einen Deutſchen gelaufig genug. Er bekam in ſeinen letzten Jahren das ſpaniſche Gedicht des Iriarte uber die Muſik, gelichen, und in wenigen Wochen lernte er ſo viel Spaniſch, blos mit Hulfe der Grammatik und des Worterbuchs, daß er das ganze Gedicht vollkommen leſen lernte.

Nach der Schlacht bei Torgau 1761, ließ ihn der König, der in Leipzig Winterquartier gemacht hatte, dahin kommen. Faſch fand einen gealterten, in ſich gekehrten Herrn wieder, dem funf Jahre des Kriegegetümmels, der Sorge, des Kummers und harter Arbeit einen Anſtrich von Melancholie und trüben Ernſt gegeben hatten, der gegen ſein voriges Weſen merklich abſtechend und ſeinen Jahren noch nicht natürlich war, woraus ſich für die Muſik nicht viel Günſtiges wahrſagen ließ. Der König hatte zwar täglich Muſik, aber das Blaſen ward ihm ſauer, und hier faßte Faſch den erſten Entſchluß, nach dem Frieden ſeinen Abſchied zu nehmen und einen andern Wirkungskreis zu ſuchen.

Gegen den neuen Feldzug des Jahres 1762 ging Faſch wieder nach Berlin. Er hatte ſein Geld, was er vorher mit Unterrichten verdient gehabt, verreiſet und aufgezehrt, und ſo mußte er alſo ſein Stundengeben wieder von vorn anfangen. Den folgenden Winter lebte der König zum Theil in Dresden und ließ Faſchen wieder rufen; allein dieſer kam nicht, weil der König kein Geld zur Reiſe angewieſen hatte. Im Jahre 1763 wurde endlich der Friede in Berlin verkündigt. Der König kam am 30. Marz nach Potsdam und fing ſein voriges Leben wieder an, wie er es gelaſſen hatte, doch keiner von ſeinen Leuten konnte ſich der geringſten Entſchadigung ruhmen. Bach war ſehr aufgebracht darüber und ließ ſichs auch merken. Faſch ertrug's mit Geduld und hatte den Vorſatz, jetzt ſeinen Abſchied zu fordern. Seit dem vorigen Winter hatte er ſich damit beſchäftiget, eine Anzahl Sonaten, Konzerte und Sinfonien zu ſetzen, um damit ſeine Brauchbarkeit im Auslande zu bewähren. Er war jetzt 30 Jahr alt. Sein Freund Bach war der einzige, dem er ſeinen Vorſatz, tiefer in die Welt zu ge-

hen, eröffnete; dieſer rieth ihm aber mit vielen überwiegenden Gründen davon ab. Darüber kam das Jahr 1767 heran, und nun war er feſt entſchloſſen, wegzugehen. Bach rieth ihm abermals ab, und als er ihn nicht bewegen konnte, bat er, ihm zu Gefallen nur 14 Tage zu warten, ehe er an den König ſchriebe. Das geſchah, und in dieſer Zeit forderte Bach ſeinen Abſchied, den er auch erhielt, weil er in Hamburg ſeine Einkünfte verbeſſern konnte. Bach hatte dieſe Sache ſehr geheim gehalten, und der König war darüber empfindlich geworden. Faſch ließ ſich nun dadurch nicht abhalten, auch ſeinen Abſchied zu fordern, bekam aber, als ein ſicheres Zeichen von dem Unwillen des Königs, gar keine Antwort. Darauf ſchrieb er zum zweiten Mahle; ſtatt aller Antwort ließ der König nun fragen: warum Faſch auf ſeinen Befehl nicht nach Dresden gekommen wäre? Die Antwort war, wie billig, weil der König kein Reiſegeld bewilligen wollen; weil Faſch ſich die jetzt ſelbſt ernähren müſſen; weil er ſich daher für nicht beſſer als dienſtlos gehalten; weil er durch ſeine erſte Reiſe nach Leipzig und den langen Aufenthalt daſelbſt, ſein geringes Vermögen erſchöpft gehabt; ja daß er jetzt aus keiner andern Urſache ſeinen Abſchied fordere, als weil er auf Gehaltsvermehrung in Dienſt genommen, die noch nicht erfolgt ſey; vielmehr habe ihm der König nicht einmal das Verſprochene geleiſtet. Es unterſtand ſich aber niemand, dem Könige mehr zu ſagen, als daß Faſch Zulage verlange. Der König hielt die Sache für abgeredet unter ſeinen Leuten, die nun alle Zulage verlangen würden; er glaubte, daß Haſſe, der vor dem Kriege in Potsdam geweſen war und Bachen kennen gelernt hatte, deſſen Talent er bewundert und gegen den König ſehr gerühmt hatte, ihm ſeine beſten Leute abwendig machen wolle, um ſolche nach Dresden zu ziehen *). Er ließ alſo Faſchen ſagen: er wiſſe alles, es ſey ein geſchmiedeter Plan gegen ihn; Faſch ſolle ſagen, wer ihn aufgeredet hätte, dann

*) Calimberi hatte auch ſeinen Abſchied ſchon vor dem Kriege genommen und war nach Dresden gegangen, welches den König ſehr verdroß.

wolle er ihm auch Zulage geben. Fasch ließ dem Könige dreist sagen: er sey nicht aufgeredet; er unterwerfe sich einer Untersuchung und verlange seine Entlassung. Der König ließ die Sache nicht weiter gehen und gab Faschen eine Gehaltszulage von hundert Thalern, mit dem Beyfügen, daß solche noch vermehret werden sollte. Fasch, der den König wirklich liebte, ließ sich von Bachen und seinen andern Freunden zureden und blieb.

Im Jahr 1774 starb Agricola, der seit Graun's Tode die Oper am Flügel dirigirt hatte. Der König übertrug diese Direction nunmehr Faschen, aber ohne Gehaltszulage, der sie bis nach Endigung des Karnavals 1776 bekleidete und dann auf Befehl des Königs dem bereits angenommenem Kapellmeister Reichardt abtrat.

Nach dem bekannten Bayrischen Kriege 1778, legte der König die Musik fast gänzlich bei Seite und sahe nunmehr selten einen von seinen Musikern. Fasch hatte nun 400 Thaler Gehalt und bekam keine Zulage. Sein schwacher Körper fühlte frühe die Vorbothen des Alters, und an ein weiteres Fortkommen war deswegen nicht mehr zu denken. Hatte er jetzt Zulage verlangt, so hätte er auch wahrscheinlich seinen Abschied erhalten und wäre dann völlig im Bloßen gewesen. Dessen ungeachtet mußte er bis an den Tod des Königs alle vier Wochen nach Potsdam reisen und seine Zeit da bleiben, obgleich nichts daselbst für ihn zu thun war, besonders in den letzten Jahren.

Diese gänzliche Muße erschuf indessen einen neuen Geist in seinem kranken Körper, und seine alte Neigung zur Kirchenmusik erwachte aufs lebhafteste wieder in ihm. Im Jahr 1783 lernte ich ihn näher kennen, indem ich einigen Unterricht von ihm erhielt. In seinem Unterricht war er treu, ausführlich und wortreich; doch außer demselben war es sehr schwer, ein ordentliches Geständniß die Musik betreffend, von ihm heraus zu bringen, besonders in so fern es dem Geschmack der Zeit entgegen war; was er nicht aus vollem Herzen loben konnte, überging er gern mit Stillschweigen; aber sein Lob war genau und gemessen.

Aus dieſer Art ſeines Lobes gegen den Tadel gehalten, womit er meine Verſuche belegte, erfand ich mir ſelbſt den Geiſt ſeiner Kritik. Seine öftere Kränklichkeit, die zuerſt meine Anhänglichkeit an ihn erregte, gab mir Gelegenheit, ihn außer ſeinen Geſchäften zu beſuchen, ſelbſt wann er in Potsdam war, wo er die meiſte Muße hatte. Ich las ihm aus Büchern vor, die ich ſelbſt wählen durfte, und außerdem wurde das Geſpräch von mir immer auf die Muſik gelenkt; allein immer wußte er geſchickt auszuweichen, ſo daß Jahre darüber hingingen, bis ich endlich ſo glücklich war, ſein Vertrauen in hohem Grade zu gewinnen.

Nach einem Bekenntniß, das er mir, als er meine Neigung zu dramatiſchen Arbeiten wahrnahm, eröffnete, hatte die ganze Einrichtung der damaligen Opern wenig Reiz für ihn. Die Architektur des Ganzen war ihm überall fehlerhaft, und das ewige Einerlei der Recitative und Arien war für ihn nichts weiter als ein Präſentiren und Exerciren. Nichts ſchien ihm daran nothwendig zu ſeyn und einzugreifen. Grauns beſte Werke wurden von ihm ſehr hoch geſchätzt, aber ſeine Art, die Opern zu componiren, hatte nicht ſeinen Beifall. Wenn Graun eine Oper in Muſik ſetzte, ſo geſchah es nicht gar lange vor dem Karneval. Jeden Tag machte er dann eine Arie, die des Morgens aufgeſetzt und nach Tiſche ausgefüllt wurde. Die Worte der Recitative ließ er ſich vom Copiſten zwiſchen zwei Notenſyſteme ſchreiben und er ſelbſt ſetzte nachher die Noten hinein *). Man kann freilich nicht behaupten, daß Graun alle ſeine Opern ſo geſchrieben habe, aber vielen kann man es anſehen, daß ſie auf dieſe Art gemacht ſind. Unter ſeinen Opern kenne ich eine, wenn ich nicht irre: Cato in Utica, worin auch nicht ein Recitativ mit Accompagnement iſt. Man hatte den König beſchuldigt: daß er Graun bei der Ausarbeitung der Opern Feſſeln anlege. Dieß war ſo: der König wählte allemahl die Gedichte zu den Opern, und öfter arbeitete er ſie

* Daß Graun wenigſtens öfter ſo gearbeitet habe, hat mir auch der verſtorbene Marpurg geſagt, der es von Graun ſelbſt gehört haben wollte.

ſelbſt in franzöſiſcher Sprache aus und ließ ſie dann von ſeinem Hofpoeten in italieniſche Verſe bringen. Wenn er Graun alſo die Gedichte gab, ſo mochte er auch wohl hier oder dort geſagt haben, wie er es haben wollte; ja er ließ Graunen öfter Arien zweimahl machen, wenn ihm die erſten nicht gefielen. Es kann ſeyn, daß Graun wenig Luſt zu dieſer Art Arbeit überhaupt gehabt, ſich nicht frei genug gefühlt und deswegen lieber Kirchenſachen geſchrieben habe; denn aus ſeinen Kirchenſtücken leuchtet eine Liebe und ein Fleiß hervor, der in vielen ſeiner Opern nicht angetroffen wird. Auch war ihm Haſſens Rivalität beſchwerlich. Der König ſprach immer mit dem größten Lobe von Haſſen, und in Grauns beſten Opern tadelte er nur, was ihm nicht gefiel. Das alles konnte Graunen wenig Muth machen, und das kann die Urſache ſeyn, warum manche von Grauns Arien mit ſichtbarer Nachläßigkeit gemacht zu ſeyn ſcheinen, die aber dennoch unter ſeinen perſönlichen Freunden ihre Verehrer und Beſchützer gefunden haben.

Faſch verlangte von einem Werke der Kunſt, daß es wirklich ein ſolches ſeyn, d. h. nicht bloß gefallen, ſondern auch für Kenner einen beſtimmbaren Werth haben und behalten müſſe. So wie er überzeugt war, daß die angewandte Kunſt, wie die angewandte Mathematik, nicht mit dem Leben da iſt, ſondern aus dem Leben entſteht; ſo glaubte er auch, daß es kein Fehler ſey, die Kunſt an der Kunſt gewahr zu werden, und daß vielmehr der Fleiß, mit dem ein Genie ringet, ſchätzbarer ſey, als der wilde Geiſt mit dem ein großes Talent im Freien umhertreibt, und doch am Ende auf den Weg alles Fleiſches wie ein müder Adler zurückſinkt. Ein Werk, deſſen Bekanntſchaft und einſtweiliger Gebrauch hinlänglich iſt, um ganz damit aufs Reine zu kommen, war ihm kein Kunſtwerk im eigentlichen Sinne, obgleich er deſſen Nützlichkeit nicht leugnete, auch nicht verlangte, daß alles für eine Sache einen Sinn haben ſolle. Den Fleiß aber hielt er an einem Kunſtwerke für das Rührendſte, indem er das Genie zur Bedingung machte, und aus dieſem Grunde zog er diejenigen Arbeiten, die ſein Freund Bach in Berlin und Potsdam gleichſam für ſich ſelbſt gemacht hatte, allen ſeinen übrigen Arbeiten

vor; ja er hielt ſie für das Größte in ſeiner Art, das hervorgebracht ſey. Unter den Operncomponiſten hielt er Haſſen, ſeines großen Styls wegen, für denjenigen der am ſicherſten auf gebildete Zuhörer wirken könne. Auch der König, der ſich im Jahr 1745, als er Dresden eingenommen hatte, die Oper Arminio dort aufführen ließ, war von Haſſens großem Styl ergriffen worden, und daher kam ſeine öftere Unzufriedenheit mit Graun. Faſch unterſchied ſehr genau Ausdruck und Styl. Beide zuſammen machten, nach ſeiner Theorie, den Geſchmack. Haſſens Ausdruck war ihm oft falſch; dieß und eine gewiſſe Manier, die man ſehr uneigentlich bald neuen bald alten Geſchmack nennt, glaubte er, würden Haſſen bei der Nachkommenſchaft ſehr nachtheilig ſeyn; doch würden ſeine beſten Stücke für rechte Kenner, die in großen Werken am Gemeinen nicht leicht Anſtoß nehmen, unſterblich bleiben. Haſſens Opern waren ihm demnach, ihrer Kühnheit und Kraft wegen, im Ganzen, lieber als die Graunſchen und in einem von Faſchens Hand geſchriebenen Verzeichniß von allen zwei und neunzig Opern, die unter der Regierung Friedrichs des Zweiten aufgeführt worden, findet ſich ein einzigesmahl bei der Oper Arminio von Haſſe, bemerkt: daß dieſes eine vortrefliche Oper ſey.

Einem jungen Mann, der um Faſchens Unterricht bat, fragte er: was er ſchon componirt hätte? Die Antwort war: daß er Sinfonieen, Sonaten und eine Kirchenmuſik gemacht hätte, wobei es ihm an jeder Regel gefehlt haben würde, wenn er nicht durch die Partituren des Bach und Haſſe, nach welchen er ſich gern bilden wollte, einiges Licht bekommen hätte. Da haben Sie ſich ein paar gefährliche Männer zu Muſtern gewählt, ſagte er, die Sie ſchwer übertreffen werden; Sie werden aber weit ſicherer Ihren eignen Weg gehen, wenn Sie einen Eingang finden können, denn auf jenem Wege iſt für uns nichts mehr zu ſuchen, man kann höchſtens nachfolgen und ſie ſtehen einem überall im Wege.

Gegen das Ende der Regierung Friedrichs II. nahm Faſchens Schwäche ſo ſehr zu, daß ſeine ganze Geſchäftigkeit dadurch erſchüttert wurde. Die Abnahme aller Kräfte ward immer ſichtbarer und ließ ihn nichts, als ein baldiges

Ende

Ende dessen Stärke, oft wiederkehrende Blutausleerungen, ein unaufhörlicher Husten von erstickender Engbrüstigkeit begleitet, Krämpfe, die Stunden lang anhielten, Gicht und ein doppelter Bruchschaden quälten seinen Körper wechselsweise, so daß selten eine Stunde ohne irgend ein Leiden verging. Unter allen diesen Qualen, besonders wenn er dem Tode nahe zu seyn glaubte, verließ ihn nie sein guter Humor und er selbst heiterte seine Freunde auf über ihre Besorgniß um ihn. Ich habe oben gesagt, daß er sich mit Medicin abgab. Das einzige, was ihn in Krankheiten unmuthig machen konnte, war, wenn in seinem Gefühl der Besserung, das er sehr genau beobachtete, er die Ahnung des Mittels zu seiner Genesung nicht entrathseln konnte. Kam er aber auf ein Mittel, so suchte er dessen mit der größten Begierde habhaft zu werden, wenn es auch das Kostbarste war. Half das Mittel nicht, so sann er ganz geruhig auf ein anderes; brachten ihm aber seine Leute etwas anders, als er haben wollte, so konnte er sehr böse werden und es lange bleiben. Gegen nichts war er so hart, als wenn seine Leute nachlässig gegen ihn waren; allein er selbst ließ es auch seinen Leuten, die er zwar nach seinem Vermögen, aber honett und ordentlich bezahlte, an nichts fehlen, besonders wenn sie krank waren.

Im Jahre 1783 kam der Königl. Kapellmeister Reichardt aus Italien zurück und brachte unter andern musikalischen Seltenheiten eine Sechszehnstimmige Messe des Orazio Benevoli mit, die er Faschen sogleich mittheilte. Dieser schrieb sich die Partitur ab; eine Menge der sonderbarsten Schreibfehler, die verbessert werden mußten, lenkten die Aufmerksamkeit nach und nach tief in das Werk hinein, und bei dieser Gelegenheit kam Fasch auf seine alte Neigung zum vielstimmigen Satze zurück. In der Partitur des italienischen Meisters fanden sich Freiheiten, deren man bei aller Schwierigkeit dieses Satzes nicht bedurfte, und das Ganze war, wenn der Satz über das Vierstimmige hinaus ging, ein, zwar in seiner Einrichtung ziemlich regelrechtes und kunstreiches, aber höchst monotonisches Spiel versetzter Intervalle, ohne Modulation.

Fasch behauptete, daß der vielstimmige Satz eine eigne Kraft habe, und daß es kein eitles Unternehmen sey, für die Kirche und sonst unter Umständen, sechzehnstimmig zu setzen, besonders wenn der Satz *viercherig* sey. Diesen viercherigen Satz hielt er für das nebenliche im Großen, was der *vierstimmige* Satz im Kleinen sey und deshalb legte er sich selbst die Regel auf: daß jeder Chor in sich selbst vierstimmig seyn müsse. Mit diesem Vornehmen ging er nun selbst daran, die Messe sechszehnstimmig in Musik zu setzen. Das ganze Stück ward in wenigen Wochen geendigt und ich erinnere mich genau, daß er die letzte sechszehnstimmige Fuge in zwey Tagen vollkommen fertig gemacht, zweymal rein abgeschrieben und ein Exemplar der Prinzessin Amalia überbracht hatte und darauf nach Potsdam reisete. Was er in seiner Arbeit besonders besser gemacht hatte, als der italienische Meister, betraf die Modulation und den edeln ausdruckvollen Gesang; denn *Benevoli* hatte seine Messe vor 170 Jahren geschrieben. Diese Arbeit aber zog Faschen einen so anhaltenden Bluthusten zu, daß er lange nicht wieder daran denken durfte. Seine Absicht dabei war damals keine andere, als bloß sich zu beschäftigen. Er glaubte sein Ende nahe und wollte nebenher, wo möglich, ein Werk hinterlassen, woraus vielleicht einmahl wieder nach 170 Jahren irgend ein Kenner sehen möge, daß es um diese Zeit noch einen deutschen Harmonisten gegeben, der sich an den sechszehnstimmigen Satz gewagt und ihn bestanden habe. Kirnberger war eben gestorben, und was die Prinzessin Amalia von dieser Arbeit hielt, habe ich nie erfahren; das Exemplar von der Fuge aber, wie sie damals war, besitze ich noch. Die Messe war also fertig, aber nun wollte er auch Genugthuung für seine Arbeit haben und hören was er gemacht hatte. Alle königliche und andre Sänger in Potsdam, die ihn herzlich liebten, waren ihm dazu sehr gern behülflich. Die Messe ward mit einigen zwanzig Sängern, die in vier Chöre vertheilt waren, an einem Privatorte aufgeführt; allein der Effect war gänzlich dazu gemacht, unsern edeln Meister von seiner ganzen beabsichteten Kunst zu kuriren. Die Ursache war natürlich: die Sänger waren brave Leute, aber

seit lange nicht daran gewöhnt, Kirchensachen, deren Wirkung auf Haltung und Tragung der Stimme beruht, vorzutragen. Fasch ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er nahm die Schuld des wenigen Effekts auf sich und versicherte jene, daß, wenn er nur dies und das an seiner Arbeit werde verbessert haben, die ganze Sache besser gehen werde. Noch ein Versuch ward angestellet und dann noch einer, doch nun durften die gefälligen Leute nicht zu oft incommodirt werden; die Sache gerieth ins Stecken und kurz, hier war weiter nichts zu machen. Die Berliner Singchöre wurden nun aufgefordert und die Proben in der Kirche gemacht, wo man noch den Vortheil haben kann, solche nach der Absicht dieses vierchörigen Satzes, auf bestimmte Weiten auseinander zu bringen. Allein alle diese Proben liefen so gut als unglücklich ab. Der beste Wille, den die Choristen zeigten, war viel werth; man hatte aber zu bedenken, daß billigerweise gar nichts von ihnen zu fordern war; daß guter Wille und Stimme zwar viel, aber nicht genug seien, um ein so vielfach großes Werk mit einigem Erfolg vor das Ohr zu bringen. Und so war die Sache nach jedem mühvollen Versuch immer wieder auf dem alten Fleck und alles, was herauszubringen war, gab die Weisung, daß die ganze Intention falsch speculirt sey und an der Erfahrung scheitere *) Noch fühle ich den Jammer, mit welchem mich diese mißlungene Versuche erfüllten, wenn ich den edeln Mann nach Hause eilen sah, in sich gekehret, gescheucht, beschämt, mit zerrißnem Herzen; sein großes Ideal, das er so warm gehegt und gepflegt, reducirt auf Vision und Hypothese. Was ihn vor allem ängstigte, war die Furcht, die Leute zu ermüden, deren er so nothwendig bedurfte. Er mußte sich stellen, als wenn er noch so zufrieden mit allem wäre, sonst wäre vielleicht keiner wieder gekommen

*) Wenn ich nicht irre, war dies Bachs Meinung, der sich schon in frühern Zeiten gegen diese vielstimmige Arbeit erklärt und gesagt hatte: man könne mit vier und fünf Stimmen so viel Gutes hervorbringen, daß man jenes Satzes vollkommen entbehren könne. Bachs Herzlig mit zwei Chören trift auch mit dieser Meinung überein.

So mangelhaft und wenig entsprechend im Ganzen diese Versuche waren, so ließ doch hin und wieder eine Messe, die wie von ungefähr gerieth, einige Hofnung blicken, von dem was seyn konnte, und wenn man ganz billig seyn wollte, so war der Effekt von einer bloßen einstweiligen Speculation nicht gleich so rein und unvermischt zu verlangen als er in dem Gemüth eines tiefdenkenden Künstlers entstanden war.

Im Jahr 1786 starb der König. Der Kapellmeister Reichardt kam von Paris und componirte die Trauermusik zur Bestattung dieses Monarchen. Fasch componirte dazu eine neue Orgelfuge, die er selbst spielte; er glaubte, jetzt auf Pension gesetzt zu werden und nun hielt er seinen Dienst für vollendet. Da der Kronprinz auch eine Kapelle unterhalten hatte; so ward eine neue Einrichtung nöthig. Der neue Monarch befahl, beide Kapellen zu vereinigen. Mehrere Gehalte wurden verbessert; doch Fasch behielt seine vierhundert Thaler, ohne pensionirt zu seyn. Ein ganz neues Leben ging demungeachtet für ihn an. Nur sein Leiden konnte ihn noch an den Tod erinnern. Alle seine Spielsachen wurden zerstört und dem Feuer überantwortet. Seine Listen der Regimenter und Linienschiffe, Kartenhäuser und alles, was ihn nur an sein voriges Leben erinnern konnte, ward zerschnitten und er fing damit an, die Theorie der Tonkunst aufs neue zu bearbeiten, worin ihm große Lücken zu seyn schienen. Er las mit Emsigkeit alles, was darüber geschrieben war, versahe es mit Bemerkungen und behielt die wenigen Lektionen bei, die ihm in seinen langen Krankheiten übrig geblieben waren. Unter diesen Spekulationen kam er auch an die Eulersche Erfindung des Tones $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{4}$, dessen praktischen Gebrauch er erst nach fünf Jahren fand und sehr viel auf diese Erfindung hielt. Darüber kam das Jahr 1789 heran.

Fasch unterrichtete eine junge vortreffliche Dame *) und accompagnirte ihr

---

*) Mademoiselle Charlotte Dieterich, Enkelin des verstorbenen Geheimen Raths Milow, in dessen Hause sie wohnte.

oft ihre Arien. In dem Hauſe dieſer edeln Muſikliebhaberin fanden ſich öfter noch zwei oder drei Muſikluſtige ein; daraus entſtand ſehr bald ein kleines Vocal Concert. Faſch componirte für dieſe kleine Geſellſchaft nach und nach mehrere vier- fünf- und ſechsſtimmige Stücke, ſo daß nach und nach ſich immer mehr Theilnehmer fanden, die eine Art von Chor bildeten, der aus lauter Lehrbegierigen beſtand, die die Kunſt ihres weiſen Meiſters mit allen Sinnen zu faſſen ſuchten. Dieſe Geſellſchaft, welche ſich bisher nur wie von ohngefähr zuſammen gefunden hatte, beſtimmte nun einen gewiſſen Tag jeder Woche zu ihren ordentlichen Singübungen, und wuchs durch den Zutritt neuer Mitglieder bald ſo an, daß der bisherige Raum nicht mehr hinreichend war, alle Perſonen zu faſſen und alſo die ganze Sache in ihr voriges Nichts zurückgeſunken ſeyn würde, wenn nicht eine andere würdige Freundinn des Schönen *), die ehemals eine vortrefliche Sängerin war, von treuer Liebe zur Muſik beſeelt, ihren größern Saal zu den Singübungen hergegeben hätte. Es war das Jahr 1791. Die Geſellſchaft beſtand hier aus zwanzig Perſonen, unter denen auch Sänger von Profeſſion waren. Es wurden nun immer neue Singſtücke nothwendig, die Faſch componirte und auf dieſe Art entſtand gleichſam nebenher ein achtſtimmiges Miſerere, das den Namen ſeines Meiſters unſterblich erhalten wird, ſo lange die Muſik eine Kunſt iſt. Die Geſellſchaft wuchs nun an Zahl und Qualität von Zeit zu Zeit dergeſtalt an, daß im Jahr 1792 die Anzahl der beſtimmten Mitglieder 30 war, zu denen ſich noch immer Virtuoſen der erſten Klaſſe geſellten und ihr Vergnügen dabei fanden.

Am Ende des Jahres 1792 erhielt die Geſellſchaft von den beiden Curatorien der Königlichen Akademieen der Wiſſenſchaften und der ſchönen Künſte, die Erlaubniß, ſich eines der Säle im Akademie-Gebäude zu ihren Singübungen bedienen zu dürfen. Nun wurde aber eine beſtimmte Einrichtung der Oekonomie nothwendig. Faſch wählte aus den Mitgliedern der Geſellſchaft drei weibliche

*) Die Wittwe des verſtorbenen Generalchirurgus Voitus, einer gebornen Pappritz

und drei männliche Personen, die bisher das meiste Interesse für die Sache gezeigt und von verehrtem Ruf und Charakter waren *). Diesen sechs Personen übertrug er das Vorsteheramt der ganzen Gesellschaft und die Öconomie derselben. Es wurde eine Kasse errichtet, von welcher der erste Vorsteher die Rendantur übernahm. Zu dieser Kasse zahlte jedes Mitglied monatlich einen halben Thaler, und aus derselben wurden die Kosten für Erleuchtung, Heitzung, Stimmung des dirigirenden Flügels, Aufwartung und Reinigung der Zimmer bezahlt. Die übrigen Functionen der Vorsteher und Vorsteherinnen bestanden darinne: die neuen Mitglieder unter sich vorzuschlagen, vorzustellen, sie mit der bisher beobachteten Ordnung der Dinge bekannt zu machen und gegen alles zu beschützen, was diese Ordnung stören könne, besonders da sich voraus sehen ließ, daß an dieser Anstalt junge Töchter und Söhne der angesehensten Familien aus Berlin, Antheil nehmen mögten. Für die Musik selbst und den Unterricht ward nichts bezahlt. Fasch componirte für das Institut, schrieb alle Stimmen eigenhändig und so vielfach, daß jede Person eine eigne Stimme haben konnte, unentgeldlich, und bezahlte auch, ehe die Gesellschaft zahlreich genug war, seinen Beitrag. Übrigens waren von diesen Geldbeiträgen alle andere Musiker ausgenommen, da diese schon genug für die Sache thun, wenn sie ihre Zeit dem Institute widmen. Das Directorium der Musik bestand allein aus Fasch, der den ganzen Chor, vor einem Flügel, mit dem bloßen Accompagnement, ohne Taktschlagen oder andere störende Merkzeichen dirigirte, welches sehr gut von Statten ging. Von nun an dankte Fasch alle seine übrige Lectionen ab, um sich ganz der Gesellschaft zu überlassen. Er componirte unablässig Psalmen und Motetten; kopirte mit der größten An-

*) Der Königl. Geheimerath Zencker
Der Prediger Meßow
Der Professor Hartung
} Vorsteher.

Frau Generalchir. Voitus
Demoiselle Dieterich
Frau Justizräthin Seebald
} Vorsteherinnen.

ſtrengung ſeiner Kräfte viele Stücke mehrerer Meiſter und vervielfältigte die Stimmen. Faſt für jede allgemeine Landesbegebenheit lieferte er etwas Neues. Er componirte ein Requiem und mehrere Trauermuſiken auf den Tod der Wittwe Königs Friedrich II, des Prinzen Ludwig und des Königs Friedrich Wilhelm II. Das Intereſſe, welches mehrere Componiſten der erſten Klaſſe, um Faſchens willen, an dieſem Inſtitute nahmen, trug ſehr viel zur Dauer und Befeſtigung der Anſtalt bei. Hr Kapellmeiſter Naumann lieferte den meiſterhaften hundert und eilften Pſalm; Hr Kapellmeiſter Reichardt lieferte den treflichen Morgengeſang am Schöpfungsfeſte von Milton; Hr Kapellmeiſter Himmel componirte eine italieniſche Motette auf die Genefung des Königs und außerdem wurde von Faſch dafür geſorgt, daß es nie an Stücken fehle, die Geſellſchaft zu unterhalten. Die Anſtalt beſaß durch den Eifer ihres Stifters binnen wenigen Jahren einen Schatz von ausgeſchriebenen Muſiken, unter denen außer den eignen Compoſitionen des Stifters und den für dieſen Endzweck verfertigten Produkten neuerer Meiſter, viele Werke der Sebaſtian Bach, Durante, Leo, Händel, Cannicciani, Benevoli, Graun, Haſſe, Präneſtini, Marcello, Mozart, Schulz, Kirnberger, Allegri und anderer, wechſelsweiſe die Singſtunden ausfüllten.

Im Jahre 1793, bei einem mehr ausgedehnten Locale, war die Geſellſchaft ſchon bis zu 85 ordentlichen Mitgliedern angewachſen, zu denen ſich immer mehrere Sänger von Profeſſion geſellten. Der Königliche Baſſiſt Fiſcher und ſeine würdige Gattinn, welche letztere einen ſchönen Contraalt und einen treflichen Triller in ihrer Gewalt hat, erhöheten das Intereſſe durch ihren Beitritt. Nun konnten ſchon vierchörige Compoſitionen eingeübt werden. Die vier Chöre wurden vertheilt und in verſchiedenen Weiten dergeſtalt auseinander geſtellt, daß der Flügel das Centrum war. Bei jedem Chor war anfänglich ein Subrector mit einer kleinen Partitur, jedoch als mitſingende Perſon angeſtellt, bis das Stück ſo weit eingelernt war, daß der Flügel allein das Ganze dirigiren konnte. Im Jahr 1794 waren 64 Mitglieder, und nun durfte es ſchon gewagt werden,

an den Singübungen auch Zuhörer Antheil nehmen zu lassen. Im Jahre 1796 waren 83 Mitglieder und es wurden mehrere sechszehnstimmige Messen von Cannicciani und Benevoli gesungen.

In diesem Jahre ward es durch das ordnungsmäßige und eifrige Bestreben der Rendantur so weit gebracht, daß vom Herbst an, den ganzen Winter hindurch und alle folgende Jahre, die Frauenzimmer der Gesellschaft bei einem mäßigen Zuschuß zur Kasse, in Wagen abgeholet und wieder zu Hause gefahren werden konnten, so daß keine Veränderung der Witterung mehr hinderlich war, einen vollständigen Chor beisammen zu sehn. Ein runder hoher und heller Saal von etwa 10 Quadratruthen Inhalt, war für den beständigen Gebrauch der Gesellschaft jede Woche zweimahl offen. Die Montagsstunden von 5 bis 7 Uhr Abends machten die Vorübung aus, welche besonders dazu diente, die neuen Glieder der Gesellschaft den Gesetzen näher zu bringen und solchen Lehrbegierigen, die besondere Lust bezeugten, so weit zu helfen als möglich. Der Dienstag darauf war für das Vollständige bestimmt, wobei sich dann fast immer, mehr oder weniger, tüchtige Sänger von Profession einfanden, ihr ächtes Vergnügen an schönen Musikwerken hatten und ihren Vortrag zum Muster der Nachahmung aufstellten.

Im Jahre 1797 war das Personale hundert Mitglieder stark und vermehrte sich gegen das Ende des Jahrhunderts auf hundert und acht und vierzig Personen, welche einen Chor von 70 Sopranen, 28 Altstimmen, 24 Tenören und 26 Bassen ausmachten, der zwar selten ganz beisammen, aber auch selten unter 80 Personen stark ist.

Mancher erfahrne Musikdirektor mag sich wundern, wie ein solcher Singechor ohne irgend ein äußeres Mittel als einen einzigen guten Flügel könne im Takt erhalten werden *), auch ist dazu außer den bekannten Eigenschaften eines

*) Als im Jahr 1795 der verstorbene Kapellmeister Schulz aus Kopenhagen, eine von ihm componirte Motette hörte, wunderte er sich nicht so sehr über die reine und sichere Ausführung als über die stille und gänzlich unbemerkbare Direction, die ihm bis dahin unmöglich geschienen hatte und gestand es laut.

Muſikdirektors, eine gewiſſe körperliche Kraft; eine innre Sicherheit und ein ruhiger Muth unentbehrlich. Das Hauptſächlichſte beſteht aber darinne: daß der Chor an dieſe Direction und an eine gewiſſe Schwingung der Flügelſaiten ſo gewohnt iſt, daß jeder Director, der ſeiner Sache gewiß iſt, ſeine Bewegung nehmen und ändern kann wie er will, und zuverſichtlich jedesmahl auf die Nachfolge des ſämmtlichen Chors hoffen kann. Der Kapellmeiſter Reichardt, der Abt Vogler und mehrere jetzt lebende Meiſter, die ihre eigene Compoſitionen in dieſer Geſellſchaft dirigirt haben, müſſen dieſe Direction immer ſo leicht gefunden haben, wie jede andere, die aus geübten Artiſten beſtand.

Eine höchſt wichtige Sache bei einer ſolchen Geſellſchaft iſt die moraliſche Tendenz derſelben. Die vollkommenſte Achtung und Neigung und ein feſtes Vertrauen der Geſellſchaft zu ihrem Director, in jeder Hinſicht, die die Kunſt und das Leben betrift, ſind unerläßliche Erforderniſſe. Wenn dieſer Director, in Vertheilung und Anordnung der ganzen Muſik, nicht die vollkommenſte Freiheit hat, und ſich derſelben nicht auf das Würdigſte bedient, iſt nichts davon zu hoffen. In einer Geſellſchaft, die ſich als Geſellſchaft bildet, fühlen alle zuſammen, wie jeder einzeln fühlt, und wenn der Director ſeine beſondere Neigung zu dieſer oder jener Perſon mit ſeiner Function vermengt, ſo ſetzt er dadurch das ihm gebührende Vertrauen aufs Spiel.

Faſchens Abſicht war keinesweges, eine Singſchule zu ſtiften oder Sänger zu bilden. Da er ſelbſt kein Sänger war, ſo wollte er dieß gern denen überlaſſen, die ihm hierin an Talent und Kräften überlegen waren. Er wollte ſich weder dem Strom der Zeit, noch der herrſchenden Liebhaberey entgegen legen; er wollte den Neid auch nicht eines Kunſtgenoſſen erregen; er wollte nur helfen! Am allerentfernteſten aber war er von dem, was ihm ſo mancher rieth: einen Erwerbszweig für ſich aus dieſer Anſtalt zu machen; denn er hielt ſich für feſt überzeugt, daß die Singakademie, ohne die einfache unverrückte Hinſicht auf den einzigen allgemeinen Zweck der Kunſtbeförderung nicht beſtehen könne. Seine Abſicht war

und blieb keine andere, als: eine Art von Kunst-Corps, das man allenfalls Akademie nennen könnte, für die heilige Musik zu stiften, wo sich jeder ernsthafte Freund dieser Kunst anschließen und durch eigne Mitwirkung so viel Genugthuung verschaffen könnte, als möglich ist. Hierauf sann und arbeitete er früh und spät, obgleich unbemerkt, und der Erfolg krönte seine schöne Absicht. Die Wiege der Gesellschaft war das Haus eines der edelsten und rechtschaffensten Männer von Berlin gewesen. Der anständige, freie, freundliche deutsche Ton dieses Hauses, war der Ton der Gesellschaft geworden und ist es geblieben. Jeder Fremde und jedes hinzutretende Mitglied fand darin etwas, wo die Tugend gern verweilt: Aufmerksamkeit ohne sichtbare Anstrengung, Schonheit ohne Vorzug, Mannigfaltigkeit aller Stande, Alter und Gewerbe, ohne affektirte Wahl; Ergetzung an einer schönen Kunst, ohne Ermudung; ein freundliches, wohlverziertes, geraumiges Zimmer; die Bluthe des schonen Berlin; die Jugend und das Alter, den Adel und den Mittelstand; die Freude und die Zucht; den Vater und die Tochter; die Mutter mit dem Sohn und jede Vermischung von Geschlechten und Standen, die, gleich einem Blumengarten im Fruhling, den feinsten Sinn bildsamer und gebildeter Menschen nur ergötzen kann.

Diese Gesellschaft erschuf und erzog sich selber; regierte, ernährte, richtete und beschützte sich selber; ohne weite Plane, ohne Formlichkeit und strenge Justiz — und in dieser Verfassung hat sie ihr Stifter hinterlassen.

Er starb, nach einem vier und sechzigjährigen Leben voll Quaal, Mühe und Sorge fur seine Erhaltung, am dritten August des Jahres 1800, und hinterließ diese Gesellschaft als seine Familie, von der jedes Glied seinen Tod schmerzlich beweint, und die unsterblichen Werke, die er für diese Gesellschaft geschrieben hat. Am siebenten August des Morgens wurde er bestattet. Es war ein herbes unfreundliches Wetter und ein dichter feiner Regen machte die Luft zum Körper. Am Grabe fand sich eine seiner ehemaligen Schülerinnen, eine Mutter von vielen Kindern, von Thränen und Regen fast aufgelöst und begleitete den Rest seines

körperlichen Daseyns mit ihren naſſen Blicken bis in die Thür des Todes. Zu ſeinem Andenken führte die Geſellſchaft am achten October darauf, Mozarts Requiem in der hieſigen Garniſon Kirche auf. Das Auditorium war zahlreich und die Einnahme, welche über zwölfhundert Thaler betrug, wurde zu einem ei ſernen Fond beſtimmt, von deſſen Zinſen alle Jahre wenigſtens Eine arme Bürgerfamilie unterſtützt werden und den Urheber ſegnen kann, und dieſes Kapital wurde mit dem Namen Faſch belegt.

Zwei Jahre vor Faſchens Tode wurde ſein zwei und ſechzigſter Geburtstag von der ganzen Singakademie gefeiert. Der Kapellmeiſter Reichardt war die Veranlaſſung zu dieſer Feier. Faſch wußte von nichts, und ich hatte ihn an dieſem Tage zu einem freundſchaftlichen Mittagsmahle in meinem Hauſe eingeladen. Reichardt ſollte ihn im Wagen abholen und zu mir bringen. Die Geſellſchaft, welche an dieſem Tage durch die Gegenwart mehrerer Freunde über zweihundert Perſonen ſtark war, hatte ſich gegen Mittag in einem geräumigen Hauſe verſammelt, um ihren Stifter zu empfangen und zu bewirthen. Alles dazu war in Bereitſchaft. Reichardt hatte ein Gedicht von Tieck und ich eins von Bürde in Muſik geſetzt, womit der ganze Chor ſeinen Freund begrüßen wollte. Eine allgemeine heitere Stimmung verkündigte einen Tag der Freude. Es währte ſehr lange, endlich kam — Reichardt allein. Dieſer trat in den Saal, aufs höchſte bewegt und brachte der Geſellſchaft die traurige Nachricht: daß Faſch ſehr krank und unvermögend ſey zu erſcheinen; er habe alles angewandt, ihn zu bewegen, zuletzt habe er ihn von allem unterrichten müſſen, um ihn auf etwas mehr als ein ſtilles Mahl vorzubereiten; aber ſeine Schwäche ſey ſo groß, daß man ihn ohne Gefahr nicht herbringen könne. Der Generalchirurgus Görcke, ſein letzter Arzt, eilte zu ihm, ſeinen Zuſtand zu unterſuchen; auch dieſer kam allein zurück, und ſo war dieſer Tag ein Feſt der Trauer geworden. Die Geſellſchaft ſetzte ſich an den Tiſch. Nach zwei Stunden kam Faſch von ſelber und allein. Auf ſein Bitten hielt ſich alles ruhig und er ſetzte ſich an ſeinen offen gelaßnen Platz. Er

hatte alle ſeine Kraft zuſammen gefaßt, ſich anzukleiden und ſich ſeinen Freunden wenigſtens zu zeigen; allein es war kein Anblick der Freude. Man ſah ihm den Zwang an, ſich aufrecht zu erhalten; auf ſeinem Geſichte kämpfte ſeine natürliche Anmuth mit dem Gefühl bittrer Leiden. Ich will nicht ſagen, was ich gelitten habe; ein jeder war erſchüttert. Faſch war ſchon ſeit mehreren Wochen ſehr krank und ich fürchtete heimlich, daß dieſe ſtarke Rührung ihm den Tod geben könnte, doch er hielt ſich. Ein Glas des beſten Weines ſtärkte ihn. Das Feſt mit ſeinen Anſtalten war ihm bis auf die letzte Stunde geheim geblieben. Es wurden bei Tiſche vom ganzen Chor, der aus hundert und funfzehn ſingenden Perſonen beſtand, mehrere neue frohliche Lieder geſungen, die er mit Wohlgefallen und Heiterkeit anhörte. Als ihm die Gedichte gereicht wurden, war er ſehr bewegt. Nach Tiſche ward Reichards Muſik noch geſungen, womit das Feſt hatte anfangen ſollen, und vor dieſer Muſik hielt der zweite Vorſteher der Geſellſchaft, Profeſſor Hartung, eine kurze Rede. Nun war es Zeit aufzuhören. Faſch mußte wieder nach Hauſe und dieſe Anſtrengung war von keinen gefährlichen Folgen. Das Feſt aber war noch eines eignen Umſtandes wegen merkwürdig. Unter der elfjährigen Regierung Friedrich Wilhelm II, ward, wie ſchon bemerkt, die königliche Kapelle erweitert, ihre Gehalte vermehrt und durch die Herbeirufung und wirklich königliche Bezahlung vorzüglicher fremder Meiſter, zu einer der beſten in Europa erhoben. Faſch ward nicht, wie er gehofft hatte, auf Penſion geſetzt und verrichtete noch ſeinen Dienſt. Er war vergeſſen worden und lebte wirklich jetzt, da er durch Unterricht nichts mehr verdiente, bei ſeinen vierhundert Thalern nicht ohne Sorge. Der folgende Monarch, Friedrich Wilhelm III, von dem man für die Muſik gar nichts hoffte, richtete einen ſeiner erſten königlichen Blicke auf einen alten treuen Diener ſeines großen Vorfahren und verherrlichte dieſes Feſt zur grenzenloſen Freude der Geſellſchaft, dadurch: daß er dem würdigſten Meiſter der Kunſt in ſeinem Lande, unerwartet und ohne ſeine Bitte, eine jährliche Zulage von hundert Thalern anwieß. Dieſe Begebenheit machte einen eignen Eindruck auf unſern Freund.

Er war in dieſer Zeit ſehr krank und dem Tode nahe. Seine Sehnſucht nach höherer Hülfe und ſein heißer Wunſch um Auflöſung ſeines quaalvollen Lebens, hatten über ſein ſchönes Antlitz eine Art der Verklarung ausgegoſſen, die ſchmerzlich rührend war. Gerade um dieſe Zeit und durch die ſchwere und koſtbare Krankheit, wollte ſein ſehr weislich vertheiltes Geldeinkommen nirgends mehr zureichen, und er mußte ſogar aufhören, gewiſſe einmahl in ſeinen Ausgaben aufgenommene Wohlthaten einzuziehen. Er hatte ein kleines Kapital zurück gelegt, das er nicht angreifen wollte, weil er ſchon darüber verfügt hatte. Er wollte jetzt eins ſeiner Werke herausgeben, aber es wollte ſich kein Verleger finden, der etwas dafür bezahlte. In dieſer Noth war er eines Abends auf ſeinem Stuhl eingeſchlummert; er glaubte ſeinen König Friedrich den Großen vor ſich zu ſehn und machte ihm bittere Vorwürfe, ſein Verſprechen nicht gehalten zu haben, weshalb er jetzt dem Kummer um ſeine Erhaltung ausgeſetzt ſey. Am andern Morgen kam der Brief des jungen Königes, der die Zulage nebſt der Anweiſung auf die königliche Kaſſe enthielt.

Ich hatte dreihundert Thaler von ihm in Verwahrung, die ich ihm bis an ſeinen Tod mit fünf Prozent verzinſen mußte; von dieſem Gelde ſollte ich nach ſeinem Tode die ſechszehnſtimmige Meſſe ſtechen laſſen. Ich bot ihm dieſes Geld oft genug wieder zurück und verſprach ihm: die Meſſe ſolle doch geſtochen werden; allein er wollte niemals einwilligen und das Geld wieder nehmen.

Er bekam öfter Geldbeträge von unbekannter Hand zugeſchickt, mit der Bitte, ſolche zu ſeiner Pflege zu verwenden, von denen er aber für ſich keinen Gebrauch machte, ſondern ſolche, da ſie nicht zurück zu geben waren, an arme Künſtler und ſolche Leute, die noch ärmer waren als er, vertheilte. Das letztemahl hatte ihm ein Wohlthäter drei Friedrichsd'or geſchickt, die er mir ſogleich nebſt dem angenehmen Briefe zeigte; er bat den gütigen Geber durch die Zeitung, dieß Geld zurückfordern zu laſſen, und da dieß nicht geſchah, kaufte er davon den braven Organiſten Steckel einen Taktmeſſer ab, den er zur Anſicht auf der Akademie ausſtellte, das übrige vertheilte er anderweitig.

Diese Handlungsweise war bei ihm ohne alle Affectation, und lag in einem zarten innern Takt, dem er beständig gemäß handelte. Es kränkte sein Ehrgefühl, sich Wohlthaten erzeigen zu lassen und nichts wurde ihn bewegen haben, selbst den König seinen Herrn, um etwas für sich zu bitten. Er konnte nur fordern und eine abschlägige Antwort hatte vielleicht seinen Tod nach sich gezogen. Er wußte sich im Dienst keines Versehens schuldig; er war alt und außer der Mode, so beurtheilte er sich. Sein König, dem er treu gedient hatte, war nach seinem Gefühl verbunden, ihn anständig zu erhalten; dieser lebte nicht mehr und das war eigentlich das größte seiner Leiden, daß ein so großer und guter Mann, den zu lieben er sich durchaus gedrungen fühlte, nicht besser für ihn gesorgt hatte. Übrigens war er weit entfernt, seinem Könige dieß als einen Fehler anzurechnen; er fing niemals an davon zu reden und hielt dieß für sein Schicksal, ja, er entschuldigte den König, wenn die Rede davon war: wie zu einem Prinzen und zu einem Dichter, so würde man, meinte er, auch zu einem Jahrgehalte gebohren, das man nicht verzehren könne.

Am dritten Junius 1800 war er zum letztenmahle auf der Singakademie und konnte sich kaum stehend erhalten. Den folgenden Tag sagte er mir schon: er befände sich so übel, daß dieß wohl seine letzte Akademie gewesen seyn würde. Bei diesem Vorgefühl seines Todes blieb er auch. Ein unaufhörlicher Schlucken kurz hintereinander, peinigte ihn Tag und Nacht beinahe zwei Monathe lang. Demungeachtet schrieb er für die Akademie beständig Singstimmen doppelt und in den Stunden einiger Ruhe setzte er seine theoretischen Blätter fort, woran er mit vieler Lust arbeitete. So wie sich die Gewißheit seines Todes immer mehr bestätigte, fing er an, seine Schränke auszuleeren, alle seine Briefe und solche Compositionen, die er bis zur sechszehnstimmigen Messe gemacht hatte, sorgfältig verbrennen zu lassen. Er hatte mir die Herausſuchung dieser Sachen aufgetragen, weil ich sie fast alle kannte. Auf mein vieles Bitten ließ er ein einziges Concert am Leben, das er mir schenkte. Er hatte das Oratorium: Giuseppe riconosciuto

von Metaſtaſio componirt, das ich von Kirnbergern ungemein hatte erheben hören. Ich bat ihn, mir dieſes Oratorium zu hinterlaſſen; er ſchlug es ab. Ich wollte wiſſen, warum er ſo grauſam gegen ein eignes gutes Werk verfuhre? Solcher Sachen giebts genug in der Welt, ſagte er. Ich war ſehr bewegt. Nach einigem Sinnen ging er ſtill an den Schrank, und zog aus dem Oratorium ein Heft heraus, das er mir gab. Ich nahm es und legte es ſtill auf ſein Klavier, ohne es anzuſehn. Eine Menge Klavier- und Singſachen ſchenkte er an ſeine Freunde und Schüler. Alle übrigen Werke von Seb. Bach, C. P. E. Bach, Lee, Haſſe; ingleichen ſeine eignen Arbeiten, die er alle eigenhändig für die Singakademie geſchrieben hatte, ohne Ausnahme; ſeine muſikaliſchen Bücher und die wenigen übrig gebliebenen Manuſcripte, wovon mehrere kurz vor ſeinem Tode geſchrieben ſind. Sein Klavier ſein Pedal, ſeine Violine und Flöte hatte er ſchon in ſeinem Teſtamente mir vermacht, doch fragte er mich vorher: ob ich ſie auch als ein Andenken von ihm annehmen wolle? Eines Morgens ſagte er mir, mit einer Art von Triumph: daß nun alles glücklich verbrannt ſey! Er hatte alles von einem ſichern und ganz antheilloſen alten Manne verbrennen laſſen, den er überreichlich dafür bezahlte. Mir traute er hierin nicht, denn er fürchtete, daß ich nicht alles verbrennen möchte.

Als er mit der Vertheilung ſeiner Sachen, worunter ſich auch Mobilien, Waſche, Bücher und vielerlei kleine Andenken befanden, ſo weit fertig war, daß er nur noch die wenigen Sachen zum nothdürftigen Gebrauch übrig hatte, fragte er ſeinen Arzt: wie lange er noch würde leiden müſſen? Der Arzt verſprach ihm eine baldige Auflöſung, die in wenigen Tagen erfolgen müſſe. Von dieſer Zeit an ward ſein Geſicht, das bisher finſter und ſorgſam geweſen, heiterer und er ſprach oft lebhaft: wie er jetzt ſo viele Dinge (die die Harmonie und Fortpflanzung des Schalles betreffen) ſo klar und deutlich ſehe, daß er ſein Unvermögen bedaure, ſolche aufſchreiben zu können. Er fing von Zeit zu Zeit an, mir darüber mündliche Aufſchlüſſe geben zu wollen, aber ſeine Rede ſtarb ihm auf den Lip

pen. Ich fragte ihn: ob er mir nichts mehr für die Singakademie aufzutragen hatte? Bringen Sie ihr meinen Tod, sagte er, und mein Lebewohl! Wenn es möglich ist, werde ich immer bei Ihnen seyn; Sie sind mündig; gedenken Sie meiner so wie ich Sie kenne!

Den Tag vor seinem Tode setzte er sich des Morgens an sein Klavier, nahm das Heft, welches er mir aus seinem Oratorium geschickt hatte und legte es vor. Es war das Recitativ aus dem Oratorio Giuseppe, wo Juda den Joseph durch heißes Bitten zu bewegen sucht den Bruder Benjamin herzugeben um zum Vater zurückkehren zu können. Ich stellte mich neben ihn und sang, er accompagnirte und helle Thränen bedeckten sein Gesicht

Für sein Begräbniß hatte er alles verordnet. Besonders hatte er befohlen, daß vor seiner Leiche alle Chöre von Berlin singen sollten und zur Bezahlung dieser Chöre eine Summe in seinem Testament festgesetzt. Ich fragte ihn: ob die Chöre etwas von seiner Arbeit singen sollten? Nein! sagte er, die Arie von Graun und Klopstock lassen Sie singen: Auferstehn wirst du. Das andere können Sie wählen. Ich wählte dazu aus dem Berlinischen Gesangbuche die Nummern: 880 Vers 1 bis 5, und 882 Vers 1, 8 und 9. Er hatte in frühern Tagen, wo er am Schlage zu sterben fürchtete, befohlen, seine Leiche zu öfnen, oder ihm die Adern zu schlagen, denn er fürchtete lebendig begraben zu werden und sprach davon mit dem größten Abscheu. Nach seinem Tode fand der Arzt diese Verkehrungen nicht nöthig; darüber ließ ich den Körper drei Tage und vier Nächte unbekleidet, bis die augenscheinliche Verwesung eintrat.

Zwölf Wochen vor seinem Tode malte der berühmte Graf aus Dresden noch sein Bild, wovon der Kopf ausnehmend schön gerathen ist, das Übrige am Bilde ist nicht fertig worden. Ich besitze nun zwei sehr ähnliche Gemälde, von welchen das eine von der würdigen Madame Henry, Tochter des berühmten Daniel Chodowiecks gemalt ist und eine treffliche Zeichnung von meinem Freunde dem Bildhauer Schadow.

Nach

Nach ſeinem Tode wurde ſein Geſicht abgeformt, um darnach ein Bruſtbild in weißem Marmor in der Akademie aufzuſtellen. Für jetzo iſt bereits ein Gipsausguß nach dem Modell in der Akademie aufgeſtellt, bis der Marmor fertig iſt.

Am Tage ſeines Todes kam ich gegen Mittag zu ihm. Sein ehemaliger ſechs und achtzigjähriger Arzt, den er ſehr liebte, war bei ihm geweſen; es hatte eine Abſchiedsſcene gegeben, die ihn ſehr erſchüttert hatte. Doch war er heiter und ſagte mir: er habe heute die erſte Hofnung, daß er an dieſer Krankheit noch nicht ſterben werde. Was ſoll ich denn hier machen? ſetzte er hinzu; ich habe alles weggegeben, ich muß ja ſterben! Der Schlucken hatte nachgelaſſen und ſeit langer Zeit hatte er nicht ſo viel Ruhe gehabt, als an dieſem Tage. Er ſaß an ſeinem Klaviere und hatte einen ſeiner Choräle vor ſich liegen, woran er etwas verbeſſerte. Um eins fragte ich ihn: ob er nicht eſſen wolle? er bejahete es und ließ auftragen. Er aß wenige Biſſen von einem Hünerfricaſſé mit Begierde. Ein Freund hatte köſtlichen Steinwein geſchickt, deſſen Kraft und Milde er rühmte. Er ließ ein zweites Glas bringen und ſchenkte mir ein. Ich ſagte ihm, es ſey heute der Geburtstag des Königes. O, ich weiß es! ſagte er, Sie ſollen mit trinken; noch habe ich keinen vergeſſen, der mir Gutes erzeigt hat. Wir ſtießen zuſammen und niemals iſt wohl ein Andenken mit mehr Dank und Feierlichkeit im Stillen begangen worden, als heut. Der Wein ſchmeckte ihm und erhob ihn. Er goß mir wieder ein; ich verbat es, weil ich ihm den ſchönen Wein nicht rauben wollte und nichts gegeſſen hatte. Für die Freundſchaft, ſagte er, iſt nichts zu gut; Sie haben treu bei mir ausgehalten! die Freundſchaft ſoll leben! — Ewig leben, ſetzte ich hinzu, und ſtieß an. Er trank noch die Geſundheit des Freundes, der den Wein geſchickt hatte und fühlte ſich geſtärkt.

Dieſe Scene war wirklich heilig. In ſeinem Geſichte war etwas unbeſchreiblich Erhabenes und Überirdiſches; ſeine ſchön gewölbte hohe, heitere Stirn ſchien Strahlen zu werfen, ſein weniges graues Haar ſich in beſondere Locken zu

legen und alles an ihm hatte eine neue Geſtalt. Ich ward aufs heftigſte bewegt, die ganze Mahlzeit hindurch, und meine Thränen brachen unwillkurlich hervor. Woran ich aber heute keinen Gedanken hatte, war der Tod. Ich rieth ihm, zu verſuchen, ob er ſchlafen könne. Ich werde ſchon ſchlafen, ſagte er, laſſen Sie mir nur Zeit! Er klagte mir, daß ihn eine Bandage um den Leib wund gerieben habe und ihm viele Schmerzen verurſache. Ich wollte ihm den Ort mit kuhlem Waſſer waſchen und er nahm das Anerbieten an. Mit dieſem Geſchäft war ich kaum fertig, als ich ihn ganz kalt fuhlte. Er konnte ſich nicht aufrichten. Ich brachte ihn mit Muhe auf ſeinen Stuhl; denn das Madgen hatte ich fort geſchickt. Sein Puls arbeitete ſtark und ein klebriger, kalter Schweiß ſtand auf ſeiner Stirn. Ich ſaß neben ihm und trocknete ihm den Schweiß. Das hat mir noch keiner gethan! ſagte er, und drückte mir aufs heftigſte die Hand. Es war nach zwei Uhr. Er hieß mich zum Eſſen gehen und ihm das Madgen herauf zu ſchicken. Ich glaubte er wolle ſchlafen und ging.

Nach einer Stunde ward ich gerufen, ich fand ihn nicht mehr. In der Stellung, worin ich ihn verlaſſen, ſitzend, war er geſtorben.

Ich habe ganz unwillkührlich das Leben meines Freundes hier ſchließen müſſen. Eine Anzahl Nachrichten und Charakterzüge, die ſeine Perſon, ſeinen bildſamen Geiſt und ſein Verhältniß gegen den König betreffen, hätte ich gern in die Geſchichte verwebt, allein dieß wollte ſich von mir nicht thun laſſen und ſo will ich das Wichtigſte von dieſen Dingen hier nachtragen.

Faſch war ein Mann von mittler Größe, feinem Knochenbau und wohlgeſtaltem Körper. In ſeinem Weſen war nichts Impoſantes, das er auch an andern nicht liebte. Seiner ſchwachen Bruſt wegen trug er ſeinen Kopf etwas vorwärts, welches ihm eine verbindliche und zuvorkommende Stellung gab. Die Züge ſeines Geſichts waren regelmäßig und geiſtreich, und ſeine Heiterkeit und

Freundlichkeit war einnehmend. Er war gleichſam zum Dienſt eines groſſen Herrn erzogen, ſchon in ſeinen erſten Junglingsjahren am Hofe, mit Hofleuten umgegangen und blieb bis an das Ende ſeines Lebens im Dienſt des Preußiſchen Hofes. Dadurch hatte er eine Perſönlichkeit und Zierlichkeit in ſeinen Bewegungen, worin man bald einen feinen Mann erkannte. Dieſes Äußere, ſo entfernt es auch von aller vornehmen Anmaßung war, gab wohl Gelegenheit, daß ihn mehrere für einen ſchlauen Hofling hielten; die Beſten unter dieſen kamen aber bald von ihrer Meinung zurück, wenn ſie ihn näher und länger beobachteten. Er gab ungefragt kein lautes Urtheil, miſchte ſich in keine Streitigkeit und ſchmiegte ſich an keine Meinung. Er bewies ohne allen Zwang jedem die äußere Achtung, worauf dieſer Anſpruch machte, und wenn der König den jüngſten von Faſchens Schülern zum Kapellmeiſter gemacht hätte, ſo würde Faſch der erſte geweſen ſeyn, der ſich untergeordnet hatte. Seine Gutmüthigkeit und ſeine Liebe zu einſamer Thätigkeit waren eigentlich das ganze Fundament ſeiner übrigen Neigungen. Sein Vertrauen war nicht leicht zu gewinnen, und ſelbſt gewiſſe Geheimniſſe hatte er nur für gewiſſe Freunde. Er war von Natur heftig und hitzig, wußte ſich aber ſehr geſchickt zu mäßigen. Obſchon er in ſeinem Umgange einen Schein von Ängſtlichkeit nicht verbarg; ſo war er doch ohne alle Menſchenfurcht und über dieſen Punkt niemals in Verlegenheit. Zu ſeiner Vertheidigung ſchritt er langſam und mit einer Art von Gravität, wie ohngefähr ein Fechter ſeine Stellung nimmt. Wenn ihm der Angriff ſehr mißfiel, bediente er ſich wohl gar keiner Gegenwehr. Streiten war überhaupt, beſonders öffentlich, nicht ſeine Sache: die Wahrheit, meinte er, ſtreite nicht; in den meiſten Kriegen ſtreite nur die Ungewißheit mit der Ungewißheit und ſelten ſey die gemeinſchaftliche Überzeugung das Reſultat eines Streites. Das meiſte Gute bei Streitigkeiten war für ihn die Hiſtorie derſelben, aber es kam ihm ſonderbar vor, der Hiſtorie wegen Thaten zu thun. Es war ihm demnach unmöglich zu beleidigen oder anzugreifen; eben ſo unmöglich war es ihm, gegen ſeine Erkenntniß und Neigung zu ſchmeicheln; ſein öffentliches Lob war alſo

etwas Seltenes, wozu er ſich nicht beſtimmen ließ, und deswegen ward er zwar geachtet und geliebt, aber niemals öffentlich vorgezogen.

Das Letztere gehörte indeſſen auch nicht zu ſeinen Wünſchen. Er wollte, was den Dienſt betraf, für nichts weiter als einen Diener ſeines Herrn gelten und ließ ſich auch nicht gebrauchen, als wozu er beſtellt war. Was er außerdem werth war, berechnete er ſich ſelbſt und ſchlug es hoch an. Was ich im Dienſt brauche, ſagte er, mußte ich beſitzen, ehe ich gebraucht wurde, ſonſt würden ſie mir bald den Laufpaß unterſchicken haben: was ich aber für die Kunſt thue, das wird entweder vergeſſen oder unaufhörlich kritiſirt, und deshalb war er ſo unverdroſſen in der Verbeſſerung ſeiner wohlgerathenen Werke, an welchen er bis an ſeinen Tod feilte. Er mochte gern Meinungen über ſeine Arbeit hören, beſonders gründlichen Tadel. Da er immer mit großem Ernſt und am liebſten Kirchenmuſik ſchrieb, ſo that es ihm ſehr wehe, wenn er die Satyre erregt hatte. In dem Miserere mei hatte er einen Chor auf die Worte componirt: Ut juſtificeris in sermonibus tuis. Ich ſagte ihm, daß die Bewegung und der Rhythmus dieſes Chors eine komiſche Ähnlichkeit hätte, mit dem Wetzen eines Barbiermeſſers. Darüber ward er ſo empfindlich, daß er mir ſagte: ich möchte es verſuchen, dieſen Chor beſſer zu machen! Ich ſagte: das würde ich bleiben laſſen! Nun ſo werde ichs ſelber thun, ſagte er, indem auf einmahl alle ſeine Empfindlichkeit in rührende Gutmüthigkeit überging, die etwas Erhabenes hatte. Den folgenden Tag hatte er zu dieſen Worten eine neue ſehr ſchöne Muſik gemacht und die vorige zerſchnitten. Sehen Sie, was Sie mir für Arbeit gemacht haben, ſagte er; nun muß ich alle Stimmen aufs neue ausſchreiben und dies that er auch ſogleich.

Den Witz kannte er ſehr wohl leiden; auch war er ſelbſt auf eine gutmüthige Art witzig; aber er hütete ſich ſehr, ihn recht ſpielen zu laſſen, weil er oft mit dem Herzen durchgeht. Wenn der Witz nicht beißt, ſagte er, kitzelt er nicht und manchmal kann er nützlich ſeyn; aber er iſt wie ein Schelm von Bedienten, der ſeinem Herrn beſtiehlt.

Unter ſeine Eigenheiten gehörte, daß er den Eingangs-Billetten zur Singakademie, die er eigenhändig machte, eine ſolche Geſtalt und Farbe zu geben ſuchte, daß ſie nicht nachzumachen wären und dieß koſtete ihm viel Zeit, denn er bemalte ſie mit Farben und ſiegelte ſie auf eigene Art mit Goldplättchen, wodurch ſie ein wunderliches Anſehn bekamen. Ich fand ihn oft mit dieſer Arbeit beſchäftigt, rieth ihm auch, ſolche andern Händen zu überlaſſen; er ließ ſich aber darin nicht ſtören, obgleich das Verbrennen des vielen Siegellacks ſeiner Geſundheit ſehr nachtheilig war. Einſt ſagte ich ihm, daß eine Dame gefragt hätte: was das Ohr auf den Zetteln bedeute? (das goldene Siegel und einige bunte Striche darum hatten eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Ohre) und von der Zeit an bemalte er die Zettel nicht mehr. Seine Behutſamkeit im Betragen gegen Dienſtgenoſſen war liebenswürdig und man könnte ſagen, geſchmackvoll. Der König hatte ihm im Jahr 1774, als er ſelbſt die Oper nur noch ſelten beſuchte, mit der Opern-Direction ſcharfe Inſtruktionen gegeben, die ihm ſehr beſchwerlich waren. Faſch beſorgte ſie ſehr genau und mit ſinniger Schonung, ohne jemals merken zu laſſen, daß er dem Könige näher ſei als deſſen andere Diener. Er beſaß eine Reihe von Briefen Friedrichs des Großen, worunter Eigenhändige waren, durch welche er ſich ſehr gewaltig hätte zeigen können, was er aber niemals that. Dieſe Briefe ſind verbrannt und ich würde ſie niemals geſehen haben, wenn es nicht bei dieſer Gelegenheit ihrer Vernichtung geweſen wäre.

Was Faſch am Könige am meiſten liebte, war deſſen eigenes, ſelbſtſtändiges Weſen und er glaubte von ihm geachtet zu ſeyn; aber er drängte ſich nie an ihn, noch weniger ließ er ſich ausfragen. Wenn der König fragte, wie dieß oder jenes, das er ihm aufgetragen hatte, vollführt ſey? gab Faſch ſogleich Antwort; fragte er aber weiter, was öfter geſchah; ſo erhielt er allemahl zur Antwort: das haben mir Ihre Majeſtät nicht aufgetragen!

Der König war einſt ſo ärgerlich in ſeinem Konzert, daß er Faſchen laut befahl, einem alten verdienten Violonzelliſten etwas Hartes zu ſagen. Faſch ging

ſtill an dieſen heran, nahm ihn bei der Hand und bat ihn, etwas raſcher und ſtärker zu ſpielen. Am andern Morgen kam der öffentlich beſchämte Mann zu Faſch und fragte: was er wohl zu ſeiner Genugthuung thun müſſe? Behalten Sie mich lieb, war die Antwort, und glauben Sie, daß ich Ihr Alter und Ihr Verdienſt zu ſchätzen weiß; der alte Mann weinte an ſeiner Bruſt und ging.

Die Leute des Königs hatten einſt vergeſſen, Faſchen zur Muſik zu beſtellen. Als Faſch am andern Tage in die Vorkammer des Königs kam, waren die Leute in der größten Furcht und baten ihn, ſie um Gottes Willen nicht zu verrathen; der König hätte nach ihm gefragt und ſie hätten ihn krank gemeldet. Faſch ſagte: wenn der König nicht fragt, werde ich nichts ſagen, aber ich werde nicht lügen. Faſch ging in das Muſikzimmer, begrüßte den König und ſetzte ſich ſofort an das Klavier. Den Augenblick ging der König, der ſchon die Flote in der Hand hatte, hinaus, ſchalt ſeine Leute heftig und ſagte: ſie hatten ihn belogen, ſie hätten Faſchen gar nicht beſtellt; wenn ſie ihrem Dienſt ferner vergeſſen würden, werde er ſie fortjagen.

Der König war dafür bekannt, daß er die Kirchenmuſik nicht liebte, weil er einmal in der Oper geſagt hatte: die Muſik ſchmeckt nach der Kirche! Man wollte ihm ferner die Eigenſchaften eines feinen und edeln Herzens nicht zugeſtehn. Seine Anſprüche auf den beſten Geſchmack in der Litteratur und in den Künſten; ſein Machtregiment hier wie in der übrigen Welt, war vielen unerträglich und verhaßt. Unter dieſen war Bach, Faſchens Freund, einer der heftigſten, und es fielen wohl zwiſchen beiden Freunden kleine Streitigkeiten darüber vor. Der König merkte es Bachen auch an, hatte eine perſönliche Abneigung gegen ihn und ſchätzte dieſen großen Künſtler deswegen nicht nach Verdienſt. Faſch, der den König viele Jahre nach einander zu beobachten Gelegenheit gehabt, mit demſelben oft Unterredungen über Gegenſtände der Kunſt geführt und von ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit viele Proben hatte, vertheidigte deſſen edles Herz mit Muth und Kraft gegen jeden, der es angriff. Wenn er eine Geſchichte zum Nachtheil des

Königs auslegen hörte, so widerlegte er sie entweder auf der Stelle, oder er setzte einen ihm genau bekannten Charakterzug dagegen, wodurch der König im schönsten Lichte erschien. Er wollte dafür angesehn seyn, daß er den König liebte und sagte: derjenige, der mit jeder übel oder unverstandnen Anekdote gegen einen Mann von bekanntem Charakter, der immer öffentlich handeln muß, argumentire, sey, was sein Urtheil betreffe, wenig zu achten.

Besonders sprach Fasch gern und mit dreistem Lobe von des Königs Flötenspiel. Er hat mehrern Personen gesagt: daß unter allen Virtuosen die er gehört, sein Freund Bach, Franz Benda und der König, das rührendste Adagio vorgetragen hätten.

Der König, der sich selber mehrere Solo für die Flöte setzte, hatte sich einst im Adagio ein Stück Rezitativ angebracht, das er mit großer Hingebung spielte. Fasch wurde davon ergriffen und accompagnirte ihm mit besonderer Liebe, wodurch der König sehr zufrieden wurde. Quanz hatte vorher ein ganzes Rezitativ in irgend einem Stücke componirt. Als der König das Stück geendigt hatte, fragte er Faschen: was er davon halte, ein Rezitativ auf einem Instrumente zu spielen? Fasch antwortete: das Rezitativ sei eigentlich ohne Worte nicht zu statuiren; wenn es sich aber, wie hier, an einen rhythmischen Gedanken fügte, der eine schon bekannte Bedeutung hätte, so könne es von guter Wirkung seyn. Ihre Majestät hätten den Ausdruck des Flehens, besonders durch Ihren Vortrag hier so getroffen, daß man eine bittende Person vor sich glaubte. — Recht! sagte der König: Quanzens Rezitativ klingt nicht viel besser, als wenn die Tonleiter auf der Mühle gemahlen würde; ich habe mir die Stelle dabei gedacht: wie Coriolan's Mutter auf den Knieen ihren Sohn um Schonung und Frieden für die Stadt Rom bittet.

Außer Quanzen nahm sich nicht leicht einer von den Musikern die Freiheit, dem Könige Bravo! zu sagen. Der König sagte einst sehr aufgeräumt zu Faschen, daß er ihm auch wohl einmal sagen könnte, wenn er es gut gemacht

hätte, welches auch Fasch von nun an that, doch niemals wenn Quanz zugegen war.

Der König hatte sich einst in einem Solo von seiner eignen Arbeit eine glückliche kanonische Stelle angebracht, woran Fasch sogleich die Eigenschaft erkannte, solche dreistimmig zu machen. Dieser accompagnirte die Stelle auf dem Fortepiano so, daß der König dadurch aufmerksam wurde und nachher fragte: kennt Er solche Arbeit? Es ist ein dreistimmiger Kanon, sagte Fasch, der Ihrer Majestät wohl gelungen ist. Nun, sagte der König, so versteht Ers doch besser als ich, denn ich habe nur an zwei Stimmen gedacht. Darauf erzählte der König Faschen: wie er bei Graun wirklich musikalische Schularbeiten gemacht habe; ich habe nur wissen wollen, fuhr er fort, wie es gemacht wird. Viele Musikanten wissen nichts davon und die es recht verstehn, thun so gelehrt damit, als wenn unser einem das überhohe Dinge wären. Es freut mich immer, wenn ich finde, daß sich der Verstand mit der Musik zu schaffen macht; wenn eine schöne Musik gelehrt klingt, das ist mir so angenehm, als wenn ich bei Tische klug reden höre.

In einem Adagio, das der König blies, kam eine Stelle zweimahl vor, die mit der großen Sexte bezifferet war, an deren Stelle Fasch auf dem Klaviere ein anderes Interval griff. Als die Stelle das zweitemahl vorkam, rief der König kurz vorher: die große Sexte! — Wie Ewr Majestät befehlen! sagte Fasch, und schlug die Sexte derb an. Als das Stück aus war, fragte der König: glaubt Er, daß die Sexte falsch ist? — Ja, Ihre Majestät! Wenns aber der Komponist nun haben will? — So bleibt sie doch falsch! Monsieur Quanz aber sagt, daß die Sexte hier stehn könnte! — Herr Quanz kann Recht haben; ich halte mich an die Sexte und diese ist falsch! — Nu, nu! sagte der König, es ist doch keine verlorne Schlacht.

Fasch sprach einst mit dem großen Lobe von Grauns Passionsmusik: der Tod Jesu. Ja, sagte der König, das ist seine beste Oper! Wenn er gelebt hätte,

hätte, würde er es immer beſſer gemacht haben; ſein Te Deum hat mir damals in meiner Lage ſehr gut gefallen, obgleich es mitunter auch ſehr luſtig darinne hergeht; denn ſelbſt die Freude muß in der Kirche einen Ernſt behalten, der dem geheimnißvollſten Weſen zukommt.

Man beſchuldigte den König einer großen Einſeitigkeit des Geſchmacks in der Muſik, weil er keine andere Muſik hörte als von Quanz, Graun und Haſſe. Einſt ſagte er zu Faſchen, als die Rede von Opern war: Graun hätte einen tüchtigen Mann neben ſich haben müſſen, der ihn geſpornt hätte; allein, wo ſoll alles Geld herkommen, ſolche Leute zu bezahlen die es werth ſind. Ich gebe Geld genug für die Muſik aus, und wo ſind denn die Beſſern? Haſſe war Einer! die andern kennt kein Menſch, und in Italien ſind ſie froh, wenn ſie nur bravissimo! rufen können.

Im Umgange mit ſeinen Freunden, und beſonders in ſeinem Hauſe, war Faſch munter und ſehr geſprächig. Wenn er etwas recht ungereimt fand, konnte er ſo ſtark lachen, daß ſeine Bruſt krachte und man beſorgt um ihn wurde. Er hatte eine natürliche Anlage zur Satyre, die man aber nicht bemerkte, weil er ſie mit redlichem Fleiß unterdrückte. Seine Sarkasmen betrafen immer ihn ſelbſt und er ſpottete dann mit vieler Leichtfertigkeit über ſeine kleine Eigenheiten und Neigungen, welche er mit Luſt befriedigte. Unter dieſe gehörte vornehmlich die Neigung zu jeder Art von Genuß. Er wußte ſich ſeine Tagesordnung ſo einzurichten, daß jeder Augenblick einen Genuß für ihn hatte. Sein kleines Mittagsmahl, das höchſtens aus drei Schüſſeln beſtand, ließ er ſich auf ſeine Art, mit Überbleibſeln voriger Mahlzeiten, Früchten und mehrerlei Weinen, angenehm ausſchmücken; dann ſaß er wie der Maler vor ſeinen Farben, indem er nach Willkühr dies oder jenes wählte. Kleine Geſchenke von Wein und Früchten nahm er gern an und bezahlte dafür dem Überbringer reichliches Trinkgeld; der Sender aber konnte darauf rechnen, daß ſeiner im Augenblicke des Genuſſes dankbar gedacht wurde.

Tabak rauchte er gern und trank dazu den ganzen Vor- und Nachmittag Kaffee und Chokolade und des Abends Bier. Hatte er eine Pfeife ausgeraucht, so nahm er gern eine Prise Schnupftabak, den er außerdem selten gebrauchte. Diese kleinen Genüsse beschränkte er aber ganz auf sein einsames Leben, ohne solche jemals mit seinen Geschäften oder mit seinem Umgange zu vermischen. So wie ein Fremder nur seine Thür berührte, legte er die Pfeife weg und nahm sie nicht eher wieder, bis er allein war. Er fertigte nicht einmahl einen Bedienten ab, ohne die Pfeife wegzulegen. Derjenige, in dessen Gegenwart er in seiner Stube Tabak rauchte, hatte schon sein Vertrauen und mußte auch ein Raucher seyn; niemals aber habe ich ihn bewegen können, während des Unterrichts, den er mir für Bezahlung gab, seine Pfeife wieder zu nehmen. In allem was sein kleines Hauswesen betraf, brachte er eine bestimmte Ordnung. Was er zu seiner Einrichtung bestimmt brauchte, wurde im Ganzen gekauft, und es fehlte ihm niemals an Vorrath. Das Eigenste war die Einrichtung seiner Geldkasse. Er behauptete, kein guter Wirth zu seyn, und deswegen theilte er sein Geld so ein, daß er darüber niemals weiter zu denken brauchte. Er ließ sich viele kleine Beutel von ganz unterscheidenden Farben machen: weiß, schwarz, gelb, roth, grün u. s. w. So bald sein vierteljähriges Gehalt ankam, wurde in diese Beutel abgesetzt: zu Miethe, Aufwartung, Essen, Kleidung und Wäsche, Kaffee, Zucker, Holz, Licht und Wein. Aus diesen Beuteln bezahlte er nun die genannten Erfordernisse sogleich wie er sie erhielt. Wenn das Vierteljahr um war, leerte er sie von dem Erübrigten und füllte sie mit dem neu angekommenen Gelde. Von dem was er aber erübrigt hatte, erhielt erst seine Krankenkasse neuen Zuschuß, dann die Weinkasse und das übrige kam in eine Armenkasse mit der er Nothleidende unterstützte. Er war aber auch außerdem wohlthätig. Einem jungen thätigen Manne, der sich an ihn wandte, schoß er eine so bedeutende Summe unentgeldlich vor, daß dieser davon auf sein Handwerk Bürger und Meister werden, sich verheirathen, ein Haus kaufen und sich in einen vollkommen nahrhaften Zustand setzen konnte. Er hatte

dies gewagt und freuete sich kindlich, wenn er nachher diesen Mann schalten sah. Oft wurde er aber auch hintergangen und kam um sein Geld, welches er denn so ansah, als ob er es nicht gehabt hätte. Einem Handwerksmanne hatte Fasch, acht Jahre vor seinem Tode funfzehn Thaler gegen einen Schuldschein geliehen, die jener ihm verzinsen sollte; der Schuldner ließ sich aber nicht wieder sehn und bezahlte weder Kapital noch Zinsen, obgleich er es jetzt im Stande war. Fasch ließ einige Tage vor seinem Tode den Mann um das Geld mahnen, welcher auch kam und zahlte; Fasch sahe ihn aber nicht an und schenkte dieß Geld auf der Stelle dem Manne, der seine Papiere verbrannt hatte.

Er war ein großer Freund aller hitzigen Getränke und Speisen. Die fetten spanischen Weine und Ungarwein trank er am liebsten, weil sie ihn fähig zur Arbeit machten. Die Rheinweine wußte er genau zu unterscheiden, sagte es aber nicht, um keinen der etwas auf seinen Wein hält, durch Kritik zu beunruhigen. Das einzige Merkzeichen seines Urtheils war, daß er immer stiller wurde, je besser der Wein war; er schien dabei zu meditiren. Wenn er Aufträge im Dienst hatte und Mangel an Kräften spürte, konnte er ein ganzes Weinglas schweizerisches Kirschwasser austrinken und dann wie ein gesunder Mann arbeiten. Im Jahr 1792 ward ihm die Zusammensetzung der Oper Vasco di Gama übertragen, wo jeder Sänger seine Arien einlegte. Ich erfuhr dieß erst nach zwölf oder mehrern Tagen, ging zu ihm und bot mich an, ihm an dieser Arbeit, die gewiß keinen Reiz für ihn hatte, zu helfen. Er war schon damit fertig, hatte aber für einige zwanzig Thaler ungarischen Wein und Mallaga dabei ausgetrunken. Wenn diese Oper, sagte er, nicht nach Wein riecht, so habe ich mein Geld weggeworfen. So war er auch im Essen. Er hatte eine ziemliche Anzahl Leibgerichte, die ihm jeder gern vorsetzte. Wenn ein solches Gericht auf den Tisch kam, war es ein Vergnügen sein Gesicht anzusehn, das wie ein Farbenklavier spielte. Eine lose Bouillon nannte er einen schlechten Kontrapunkt; seine gewöhnliche Brühsuppe mußte einen dicken Grund von vielen Kuchengewächsen, Kräutern und

Kartoffeln haben, dann war es ein doppelter Kontrapunkt. In solcher Suppe aß er sich oft so satt, daß er nichts mehr essen konnte, und dann sagte er: ich habe wenig und nichts als Suppe gegessen. Alle italienische Gerichte, besonders wenn sie recht feurig und würzhaft waren, Kohl und Ruben, recht fett gekocht und brennend gewürzt, waren ihm eben recht. Dann schlief er eine halbe Stunde, rauchte ein wenig und arbeitete darauf spät in die Nacht hinein. Des Morgens stand er im Sommer um fünf Uhr auf, frisirte und rasirte sich, um in wenigen Minuten angekleidet erscheinen zu können. Seine Art zu arbeiten bestimmte sich mehrentheils aus der Natur der Arbeiten. Auf seinem Klavier stand ein Schreibpult worauf er alles schrieb. War sein Zustand erträglich, so arbeitete er lebhaft und schnell; in Krankheiten fleißig und gelehrt. Immer waren seine Arbeiten doch gedacht und rein organisirt. Eine gute Komposition mußte ihm wie ein wohlgebauter Körper seyn, an dem nicht blos die Haut glatt ist. Er verglich ein gutes Musikstück gern mit einem Drama, worin keine Person auftreten darf, ohne etwas zu thun das man gern bemerkt. So wie die Adern in einem Körper ihren bestimmten Anfang und ihr Ende haben; so mußten, nach seiner Meinung, die Mittelstimmen eintreten, sich bewegen und ihre Funktionen einstellen. Dies verlangte er besonders von der Instrumentalmusik, die man seit einiger Zeit die reine Musik nenat. Wenn diese letztere, deren abstrakten Sinn er gar wohl kannte, das Höchste in der Kunst, ja, die höchste Kunst seyn sollte; so müßte sie auch, meinte er, auf das Vollkommenste gemacht seyn.

Unter den Eigenschaften eines Künstlers war ihm das Bestreben zu gefallen, die verdächtigste und widernatürlichste. Das Gefallige, sagte er, muß aus den Werken kommen, allein die Gefälligkeit muß keinen Einfluß haben auf die Werke, sonst kommt etwas anders heraus als verlangt wird, und der Zweck der Kunst wird übersehn. Das Zufällige in den Gedanken muß nothwendig seyn und das Nothwendige zufallig scheinen: das ist das Genie! und wo dies ist, da will niemand gefallen oder sich gefallen lassen, sondern das rechte Wort findet die rechte

Stelle. Ein Genie, das ſich unter Bedingungen einläßt, bleibt wenigſtens nicht was es iſt und daher kömmt es, daß ein Geiſt, der ſich einſt in der Verklärung zeigte, in manchem Werke wie ein Geſpenſt erſcheint und freilich oft auch ſo, nur etwas anders wirkt. Das wahre Genie will auch nicht geprieſen ſeyn: es wirkt am beſten unerwartet und unbeſtochen und flattert jauchzend von hinnen, ſo bald es ſeiner Wirkung gewiß iſt; dieſe ſchöne Täuſchung iſt die ſchönſte Wahrheit und dauert am längſten aus, weil ſie jeder ſelbſt erwerben muß.

In dem vielſtimmigen Satze hatte er zuletzt eine ſolche Gewandheit und Sicherheit erreicht, daß er ihm wenig mehr Mühe machte als der vierſtimmige Satz. Er zeigte mir einſt eine vielſtimmige Cadenz, wo er nach vielem Hin- und herſinnen die ſechzehnte Stimme nicht hatte finden können. Ich bekam das Papier kaum vor die Augen, als mir wie von ungefähr ein möglicher Gang einfiel, den er nicht hatte. Schreiben Sie ihn hin, ſagte er. Als ich des andern Tages zu ihm kam, hatte er zu dieſen ſechzehn Stimmen noch acht Stimmen geſetzt, und als ich darüber meine Verwunderung blicken ließ, zerſchnitt er die ganze Arbeit vor meinen Augen und ſagte: man kanns machen, aber es iſt nicht die Mühe werth. Die Kunſt iſt keine Sache worüber man ſich wundern ſoll; durch ſie ſoll man vielmehr die Natur recht natürlich finden!

Ich brachte ihm einſt eine Compoſition die gedruckt werden ſollte, worin er mir einen verlängerten Rhythmus wegſtrich. Ich war ſtill darüber und erſetzte das Weggeſtrichene vor dem Abdrucke. Als ich ihm das gedruckte Exemplar brachte, wollte ich mich bei ihm über dieſe Sache entſchuldigen. Nein! ſagte er, Sie brauchen ſich nicht zu entſchuldigen; ich bin vollkommen Ihrer Meinung, ohne deswegen die meinige zurück zu nehmen. Ich habe Ihnen geſagt was recht iſt und Sie haben gethan was gut iſt, es freut mich daß Sie Ihrer Sache ſo gewiß ſind.

Ein Gelehrter kam zu Faſch und bat um einen Begriff von der Theorie der Fuge und ihrer künſtlichen Einrichtung, den Faſch ihm mittheilte ſo gut ihm

die Worte zu Gebot waren. In einer Schrift dieses Mannes fand er hernach ziemlich genau, was er ihm gesagt hatte. Sind wir Musiker nicht rechte einfältige Leute? sagte er, ich habe beinahe funfzig Jahre gelernt, eine Fuge zu machen, die mir recht ware, und der Mann hats in zehn Minuten gefaßt und in eben der Zeit auch wieder von sich gegeben.

Von seinem Leben wollte er niemals etwas ausführliches erzählen. Einzelne Begebenheiten, die einen Zusammenhang mit andern Dingen hatten, ließ er sich wohl entfallen, aber wo dieser Zusammenhang aufhörte, brach er ab. Ich glaube, es war Herr Gerber aus Sondershausen, der ihn einst um eine schriftliche Mittheilung seines Lebens bat. Damit, sagte Fasch, kann ich dienen, ohne eine Feder anzusetzen, es steht in Gellerts Fabel, der Greis: er lebte, nahm ein Weib und starb! Streichen Sie die beiden letzten Dinge weg, so haben Sie meine ganze Geschichte. Ich hatte schon einige Jahre vor seinem Tode angefangen, sein Leben aufzuzeichnen und Materialien zu sammeln, aber er merkte es und war in der Folge behutsamer, sich etwas verlauten zu lassen. Das beste Mittel ihn zur Sprache zu bringen war, wenn er eine Sache falsch erzählen hörte; dann berichtigte er sie, so wie er sie wußte. Er wollte mir nicht einmahl seinen Geburtstag sagen. Herr Gerber hatte in seinem Lexicon eine unrichtige Jahrzahl angegeben und auf diese Art erfuhr ich zuerst, wann er gebohren war und zugleich die Geschichte seiner Jugend.

Ich ging einst mit ihm bei Potsdam über den Begräbnißplatz, wo wir viele Monumente betrachteten und Anmerkungen dazu machten. Fasch war sehr ernsthaft. Ich sagte, daß es kaum der Mühe werth sey, ein Wort über diese Monumente zu verlieren, die Arbeiten seyen schlecht und paßten höchstens zu den geringen Verdiensten der meisten, die hier erst durch ihr Ende ein Zeichen ihres Daseyns hatten. Ach! sagte er, so vergänglich und schlecht diese Sachen immer seyn mögen, so haben sie doch einen unschätzbaren Werth in der Verehrung derjenigen, die sich das Andenken an geliebte Personen, wenigstens ihr eignes Leben

hindurch zu verlängern ſuchen; ein geliebtes Weib, ein Kind, ein Geſchwiſter, das ſind Namen, bei denen mir das Herz aufgeht; allein, wo iſt, der mein gedenkt, wenn ich hier bin? Ich bringe mein Leben hin mit Aufopferung ohne Werth und Dank; ich bin abgeblüht ohne Frucht, und wie mein Daſeyn ohne Freude iſt, ſo wird auch mein Andenken ſeyn: — ich bin des Lebens nicht werth! Es kann eine Folge dieſer Betrachtungen ſeyn, daß er nachher in ſeinem letzten Willen eine Summe von vierhundert Thalern ausſetzte, wovon ihm nach ſeinem Tode ein kleines Denkmal, blos mit ſeinem Namen, aufgeſtellt werden ſollte. Von dieſem Gelde iſt ſein Bruſtbild in weißem Marmor angefertigt. Mein Freund Schadow iſt dabei ſo uneigennützig geweſen, daß von dieſem Gelde außerdem noch ein kleines Denkmal auf dem Begräbnißplatze angebracht werden kann.

Nichts konnte ihn weniger erſchrecken als der Tod, ſo ſehr er auch die Freude liebte, nur das Sterben war ihm verhaßt. Ich wäre, ſagte er einſt, ein guter Soldat worden. Im Kriege, wo ſo recht Tod und Leben wie ſchwarz und weiß bei einander ſteht, wäre mir beſſer geweſen, als auf dieſer Marterbank, indem er auf ſeinen Krankenſtuhl zeigte. Als er einſt zum Tode krank war, las ich ihm ein komiſches Gedicht vor. Es war: der Maulthierzaum von Wieland. Er hörte mit ſtillem Vergnügen, ſagte aber zuletzt: hören Sie nur auf! es iſt ein Elend, wenn man nicht einmal lachen kann; ich denke, ſo Gott will, ſoll es bald aus ſeyn mit mir.

Oft waren ſeine Nachte entſetzlich leidenvoll. Ein krampfhafter Stickhuſten plagte ihn wenn er lag, und ſo war er faſt jede Nacht dem Tode nahe. In ſeinem Bette hing eine Schelle, um ſich des Nachts Hülfe zu ſchaffen, die oft nothwendig war. Einſt ſchellte in der Nacht das Mädchen heraus, die halb im Schlaf ſogleich erſchien und ihn ſtarr und ſprachlos fand. Das Mädgen nahm in der Beſtürzung ein Glas Waſſer, das vor dem Bette ſtand und goß es dem halb todten Manne ins Bette. Darüber ſprang er auf, lachte entſetzlich und das Mädgen entfloh vor Schreck. Nach dieſem Vorfalle war er ein ganzes Jahr ſo leidlich, daß er ſich für geſund hielt.

In einem Hauſe dicht an ſeiner Wohnung, kam in der Nacht Feuer aus. Ich eilte zu ihm, ſah das brennende Haus und wollte ihm helfen ſeine Sachen retten. Ich fand ihn fertig angekleidet und ohne große Beſorgniß. So lange, ſagte er, das Feuer nicht an meine Treppe reicht, geh ich nicht aus meiner Stube. Seine Meſſe, ſein Geld und die nothwendigſten Sachen hatte er ſich zurecht gelegt, um ſolche leicht mit ſich zu nehmen. Die andern Leute des Hauſes warfen Sachen aus ihren Fenſtern und wollten ihm das nehmliche thun, er verhinderte es aber und ſagte: auf dieſem Wege habe ich meine Sachen nicht bekommen.

Bei ſeinem Hange zur Wohlthätigkeit und zum Geben, fehlte es ihm niemals an Bettlern, die ſeine Güte mißbrauchten, worüber er ſich ſelbſt auslachte: dieſe Leute, ſagte er, ſind nicht Schuld; ſie brauchen mich, wozu ich brauchbar bin. Wäre ich für mein Geld beſſer als ſie, ſo ſind ſie klüger als ich, auch für mein Geld, und wir leben doch alle. Im Jahre 1783 wohnte er in einem Hauſe, worinn unter ſeiner Stube ein Branntweinladen war. Faſt alle Sonnabende beläſtigten ihn eine Menge Bettler, denen er viel zu reichlich gab. Eines Tages kamen ihrer ſo viele kurz hinter einander, daß Faſch nicht anders glaubte, als dieſe Leute hätten ſich unter einander verabredet. Als das Laufen nicht aufhörte und wieder einer anklopfte, riß Faſch die Thür auf und fragte den Kerl hitzig: wer ihn hergeſchickt hätte? Ach! nehmen Sie es doch nicht übel, ſagte der Bettler erſchrocken, da unten im Laden haben ſie mich herauf geſchickt. Faſch gab ihm und ſagte: er ſolle ſich nicht unterſtehn wieder zu kommen! und riegelte die Thür zu. Den Augenblick darauf ſah er aus dem Fenſter den Kerl unten in den Laden gehn, dem, ſo wie er nur die Thür aufmachte, ein brüllendes Gelächter entgegen ſchallte. Es war die ganze Bettelgeſellſchaft hier beiſammen, der Faſch das Geld zu einem luſtigen Frühſtück in pleno, heute und wer weiß wie oft ſchon gereicht hatte.

Er war niemals verheurathet und wünſchte auch nicht es zu ſeyn. Seine Nei-

Neigung zum andern Geſchlecht reichte ohngefähr ſo weit als ſeine körperliche Natur; er ehrte die Schönheit und weidete ſein Auge daran. In ſeinen jüngern Jahren war ſein Herz beſtändig mit kleinen Neigungen gegen irgend ein Frauenzimmer beſetzt; er offenbarte ſie aber nicht und ſuchte blos zu gefallen. Einer Italienerin zu Liebe, die bei der Opera Buffa angeſtellt war, lernte er die italieniſche Sprache ſo vollkommen.

So nothwendig ihm ein Bedienter geweſen wäre, ſo hielt er ſich, wie ers nannte, aus Bequemlichkeit keinen. Ich hätte, ſagte er, noch einmahl ſo viel zu thun, um einen ſolchen Menſchen nur zu beſchäftigen; es iſt die größte Plage, Leute um ſich zu haben, denen man alles befehlen muß. Um einen Hund der ihm ſtarb, war er ſehr lange traurig und wollte keinen wieder haben. Beſondere Mühe gab er ſich, den Hund ſeines Hauswirths nach ſeiner Art zu erziehn, welches ihm auch dergeſtalt gerieth, daß man einen verzogenen Menſchen zu ſehn glaubte. Er lehrte ihn Wein trinken, Äpfel eſſen, Braten von Fleiſch zu unterſcheiden und dergleichen. Dieß geſchah aber nicht von ihm aus langer Weile oder Zeitvertreib; er verband damit einen Ernſt der etwas Ehrwürdiges hatte. Wenn man ein organiſches Weſen erziehn wolle, ſagte er, ſo müſſe man es erſt in einem gewiſſen Grade verderben, um es empfänglich zu machen. Er glaubte, die Hunde und Pferde ſeien durch den Umgang mit Menſchen beſſer als andere Thiere, ja ſie würden noch beſſer ſeyn, wenn man ſie zu verſtehn ſuchte und nicht ſtatt deſſen verlangte, daß ſie die Menſchen verſtehn ſollten, die ſich oft genug ſelber nicht unter einander verſtehn. Mit dieſem Hunde unterhielt er ſich oft lange, deutete ſich ſeine Äußerungen, ſprach mit ihm und der Hund horchte. Der Grund dieſer Beſchäftigungen war, daß er gern an allem bildete was in ſeine Nähe gerieth und Willen zeigte, wobei er ſich dann nicht ſelten vergriff, ſich darüber ſelbſt auslachte und auch wohl dem Hunde ſeinen dummen Streich erzählte.

Übrigens war er kein Freund des Paradoxen, noch weniger wollte er es ſcheinen. Er trug und betrug ſich gegen jedermann natürlich und ohne alle Ver-

ſtellung, vielmehr waren alle dieſe Eigenheiten eine bloße Frucht ſeiner contempla tiven Einſamkeit, die er ſich auf alle Art angenehm machte.

Seine Bedienung beſtand faſt immer in einem jungen und kindiſchen Mädgen, die oft ſeine Unterhaltungen mit dem Hunde anhören mußte, weshalb denn auch der Hund gegen das Mädgen ſehr ungezogen war, weil ſie ihm wie einem Hunde begegnete.

Wenn er allein war und nichts vernehmen konnte, ließ er ſich öfter von dem Mädgen die Zeitungen und Seereiſen vorleſen, wobei oft wunderliche Leſefehler vorgingen, die er belachte. Als eins dieſer Mädgen ihm zum erſten Male vorleſen ſollte, wollte es nicht gehen, welches er ſehr unrecht fand, nicht einmahl deutlich leſen zu können. Das Mädgen ſagte: im Geſangbuche könne ſie leſen. Er ließ ſie ein Lied leſen, das ſo ziemlich ging. Den folgenden Tag ſollte ſie ihm wieder eins leſen, allein es fand ſich, daß ſie nur das geſtrige leſen konnte; er ließ ſie dieſes noch einmahl wiederholen und lehrte eins dazu.

Seereiſen und deren Beſchreibung hatten einen großen Reiz für ihn. Wenn ich reich wäre, ſagte er, würde ich viel zur See gereiſet ſeyn. Die Seeluft würde mir wohlgethan haben; ſchon wenn ich ein ſolches Buch leſe, wird mir die Bruſt leichter.

Über öffentliche und beſonders politiſche Angelegenheiten unterhielt er ſich gern; allein er verletzte niemals die äußere Achtung gegen vornehme oder hohe Perſonen. Wenn ihm allgemeine Unternehmungen nicht gefielen, ſagte er immer: ich finde keinen Generalkaß darin.

Seine Beſcheidenheit im eigenen Wiſſen war aufrichtig; er konnte es nicht einmahl leiden wenn man ihn beſcheiden nannte. Er hatte einen natürlichen Widerwillen gegen eine gewiſſe niedrige Demuth, wozu nichts ihn bewegen konnte. Den eiteln Stolz ließ er geradezu ſtehn wo er ihn fand und zog ſich ſtill zurück. Da er ſehr pünktlich in ſeinen Vorſatzen und Pflichten war und auf nichts genauer hielt, als ſich von allen Anſprüchen, die an ihn könnten gemacht werden, rein

zu erhalten; ſo ertrug er auch hierin nicht die geringſte Verletzung. Kam ihm jemand auf dieſe Art zu nahe, ſo ſuchte er ihn erſt durch Gründe zu überzeugen, und dann bekümmerte er ſich niemals wieder um ihn. So freigebig er war, ſo kann ich mich außer ſeines ganz freiwilligen Vermächtniſſes, keines Geſchenks von ihm rühmen. Seine Aufmerkſamkeit gegen ſeine andere Bekannte, ſtach manchmahl ſonderbar ab, gegen die eigne Strenge die er mir bewieß. Obgleich ich ihn ſelten um etwas bat, ſo war es ihm leicht, mir etwas geringes abzuſchlagen, das er nachher andern ohne alle Umſtände gewährte. Wir hatten oft kleine Streitigkeiten über ſolche Dinge, aus denen aber immer ſehr gedachte Urſachen ſeiner Handlungsweiſe hervorgingen. Er behauptete: das Gefühl eines jeden Menſchen werde in ſeiner beſten Zeit ausgebildet, entweder durch Noth und Leiden oder durch die Liebe. Darnach handle im Grunde ein jeder, wie er ſich auch ſtelle. Daher komme es, daß die beſten Menſchen ſo oft die nehmlichen Fehler machten und meiſtentheils in ihrem Leben nicht davon frei würden. Das Gute und Schlimme wächſt, ſagte er, auf einem Boden; wenn ich meine Fehler nicht hätte, wo ſollte meine Tugend herkommen? Der Unterſchied liege aber meiſtens darin, daß ein jeder verlange: man ſolle nach ſeiner Art gut ſeyn.

Faſchens Verhältniß mit Kirnbergern war gänzlich verſchieden von dem der andern Muſiker in Berlin. Kirnberger ward von vielen gehaßt die ihn fürchteten. Faſch fürchtete ihn nicht ohne ihn deswegen zu lieben, und Kirnberger war immer ſein Freund. Faſch zeigte ihm in theoretiſchen Streitigkeiten dreiſt, wo und wie er Unrecht hatte, und wer Lehre annahm war Kirnberger. Dieſer beſchäftigte ſeine hohe Schülerin, die Prinzeſſin Amalie, gern mit der Auflöſung von Kanons, welche von ihren Verfertigern in eine Art von Räthſel gehüllt ſind. Er ſelbſt ſchrieb viele Kanons und bewog auch den Hamburger Bach und Faſch zu ſolchen Arbeiten. Einſt kam von auswärts eine anſehnliche Sammlung ſolcher Kanons ein, über deren Auflöſung ſich der Meiſter und ſeine Schülerin den Kopf zerbrachen, einige aber davon waren ihnen unauflöslich. Kirnberger ſchickte einen

oder zwei dieſer Kanons zu Faſch, geſtand ihm ſeine vergebliche Mühe und bat um ſeinen Beiſtand. Faſch wollte eben in den Wagen ſteigen um nach Potsdam zum Könige zu fahren; er ſteckte den Kanon in die Taſche und leſete ihn auf der Reiſe im Wagen auf. Von Potsdam aus ſchickte er Kirnbergern ſogleich den Kanon zurück und ſchrieb ihm dabei, was er darüber gefunden hätte, und daß die ganze Schwierigkeit der Auflöſung, beſonders für einen Meiſter, darauf beruhe, daß der Kanon nicht rein im Satz ſey, an welchen Umſtand Kirnberger vielleicht nicht gedacht hatte. Als Faſch von Potsdam zurück war, beſuchte ihn Kirnberger ſogleich und ſagte: Sie haben es mich recht gelinde fühlen laſſen, daß ich nichts verſtehe; ich möchte mich erhenken, und wenn einer von meinen Schülern ſo dumm geweſen wäre, hätte ich ihm einen Eſelskopf auf ſein Papier gemalt. Faſch ermahnte Kirnbergern bei dieſer Gelegenheit, ſein Talent beſſer als auf ſolche Dinge zu verwenden und dieß hatte die Folge, daß Kirnberger ſeine Fugen herausgab.

Übrigens ſchäzte Faſch Kirnbergern ſehr, wegen ſeines großen Verdienſtes um die Kunſt des Satzes, des muſikaliſchen Grundbaſſes und der Temperatur. Einige Wochen vor ſeinem Tode ſagte mir Faſch, nicht ohne Bitterkeit: es ſey doch wunderlich, daß man nicht einmahl wiſſe, wo der Verfaſſer der Kunſt des reinen Satzes geblieben wäre; man müßte doch wenigſtens auf Verlangen die Knochen noch vorzeigen können. Wenn ich lebe, ſetzte er hinzu, und dazu kommen kann, will ich ihm für ſein eigenes Geld eine Tafel ſetzen laſſen: Hier ruht Johann Philipp Kirnberger. Denn er hat mir ſein Buch geſchenkt, zu einer Zeit, da ich es wirklich nicht bezahlen konnte.

Ich hätte das Leben meines Freundes durch einen beträchtlichen Verrath von Geschichten, Bemerkungen und Anekdoten noch sehr weit ausspinnen können. Es sey mir genug, wenn ich es als ein Freund dargestellt habe, dem die Wahrheit und die Liebe die Feder geführt hat.

Das einsame Leben eines außerordentlichen Künstlers kann nicht jedem Beschauer gleich wichtig seyn, aber es ist ein desto schönerer Spiegel für die wenigen Auserwählten, welche in ewigem Kampfe mit Hindernissen und Gebrechen, blos durch Eifer und Genie auf eine Höhe der Kunst gelangen, wo sie der Welt ein Licht werden können.

Seine Grundsätze über die höhere Kunst habe ich so gut wiedergegeben, als ich sie theils aus seinem Leben, theils aus seiner Art zu arbeiten und besonders aus seinen vielfältigen mündlichen Gesprächen aufgefaßt habe, und man wird sie überall auf seine Werke anwenden können, die ich nicht zu loben brauche.

Ich läugne nicht, daß mir die nahe Bekanntschaft mit diesem merkwürdigen Manne und das Vermögen, meine Mitwelt mit seinem Wesen und Charakter bekannt zu machen, aufs höchste schmeichele. Aber die väterliche Liebe und vertraute Freundschaft dieses edeln Mannes überwiegt jede Empfindung von Eitelkeit in mir so sehr, daß ich gern sagen mag: er habe mich würdig genug gehalten, die Früchte seines Fleißes und seiner Achtung für die Welt auszubreiten und sein Andenken damit zu erhalten.

Wäre die Singakademie nicht mehr gewesen, so hätte er, nach seinen letzten Äußerungen gegen mich, alle seine Werke zerstört und blos die einzige sechszehnstimmige Messe hinterlassen. Auch hat er mich zu nichts verpflichtet, als zur Herausgabe der sechszehnstimmigen Messe. Indessen sind seine Werke einmahl da. Ich werde erst diese Messe, welche schon in der Arbeit ist, herausgeben, und in der Folge nach und nach alle seine übrigen Werke. Zerstören will und kann

ich sie nicht, und da sie also in der Welt bleiben müssen, so ist es gleichviel, ob sie jetzt oder künftig ins Publikum kommen; aber es ist nicht gleichviel, ob sie durch meine oder durch fremde Hände gehen. Die Welt wird sie richten und an ihren Ort stellen.

Carl Friedrich Zelter.

Im Verlage von **Otto Janke** in Berlin sind ferner erschienen:

Alexis, Willibald (Dr. W. Häring), Cabanis. Dritte Volks-Ausgabe. 6 Theile in einem Bande. 8. Geh. 1860. 1 Thlr.

— Die Hosen des Herrn von Bredow. Dritte Volks-Ausgabe. 2 Theile in einem Bande. 8. Geh. 1860. 20 Sgr.

— Der Roland von Berlin. Volks-Ausgabe. 1 Thlr. 15 Sgr.

Afing, Ludmilla, Sophie von La Roche, die Freundin Wielands. 8. Geh. 1859. 1 Thlr. 15 Sgr.

Bölte, Amely, Juliane von Krüdener. Histor. Roman. Zwei Abth. von je 3 Bdn. 8. Geh. 1861. Preis jeder Abth. 4 Thlr.

Erste Abtheilung: Frau von Krüdener und Kaiser Alexander. 3 Bände. Geh. 4 Thlr.

Zweite Abtheilung: Frau von Krüdener als Heilige. 3 Bände. Geh. 4 Thlr.

Golz, Bogumil, Exacte Menschen-Kenntniß in Studien und Stereoscopieen.

Erste Abtheilung: Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. 8. Geh. 1859. 1 Thlr.

Zweite Abtheilung: Physiognomie und Charakteristik des Volkes. 8. Geh. 1859. 1 Thlr.

Dritte Abtheilung: Die Deutschen. Ethnographische Studien. 2 Bände. 8. Geh. 1860. 2 Thlr.

Hesekiel, George, Bis nach Hohen-Ziersy. (Zweite Forts. des Romans „Vor Jena".) 3 Bde. 8. Geh. 1861. 4 Thlr.

— Ein Graf von Königsmarck. 3 Bde. 8. Geh. 1860. 4 Thlr.

— Lux et Umbra. Ein großer Liebeshandel im 16ten Jahrhundert. Aus den hinterlassenen Schriften des Magisters Nicolaus Longinus und andern zuverlässigen Mittheilungen. 3 Bände. 8. Geh. 1861. 4 Thlr.

Lewald, Fanny, Meine Lebensgeschichte. Erste Abth.: Im Vaterhause. 2 Bände. 8. Geh. 1861. 3 Thlr.

Marr, A. B. Ludwig van Beethoven Leben und Schaffen. In 2 Theilen, mit Beilagen und Bemerkungen über den Vortrag Beethovenscher Werke. 2 Bände. gr. 8. 1859. 4 Thlr.

Mühlbach, Louise, Kaiserin Josephine. Historischer Roman. 3 Bände 8. Geh. 1861. 5 Thlr.

Mundt, Th., Czar Paul. Historischer Roman. 6 Bände in 2 Abtheilungen. 8. Geh. 1861. 9 Thlr.

Erste Abth.: Der Großfürst. 3 Bände. 8. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Zweite Abth. (erscheint im Herbst 1861.): Der Czar und sein Volk. 3 Bände. 8. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Spielhagen, Fr., Problematische Naturen. Roman. 4 Bände. 8. Geh. 1861. 5 Thlr.

(Eine zweite Abtheilung dieses Romans erscheint Ende 1861.)

Carl Friedrich Zelter.

Eine Lebensbeschreibung.

Nach autobiographischen Manuscripten bearbeitet

von

Dr. Wilhelm Rintel.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1861.

BIBLIOTECA
PUBLICA
VALENTINA

Dem Königlichen Professor

Herrn

Eduard Grell

Director der Sing-Akademie zu Berlin,

Zelter's trefflichem Schüler,

in wahrhafter Freundschaft und Verehrung

gewidmet

vom

Verfasser.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Vorwort.

Erſt vor wenigen Jahren fand ich zufällig in der Bodenkammer eines Gutes in Pommern das Material zur Biographie meines Großvaters.

Seit ſeinem Hinſcheiden ſind beinahe dreißig Jahre verſtrichen; die Zahl derer, welche ihn gekannt, geliebt und verehrt haben, iſt beträchtlich geſchmolzen, aber dennoch wage ich zu hoffen, daß dieſes Buch Leſer finden werde.

Einige wenige werden es mit dem Genuſſe der Erinnerung an durchlebte Tage, Andere wie einen Roman oder ein geſchichtliches Zeit- und Lebensbild leſen.

Der erſte Theil — die Autobiographie — iſt, von der naiven Schreibart, der gemüthlichen Erzählungsweiſe und dem natürlichen Humor abgeſehen, ein Spiegel, welchen man wohl der heutigen Jugend vorhalten darf. Er lehrt, wie man kindlichen Gehorſam mit der Erfüllung eigener Wünſche und Neigungen, die Pflicht der Berufsthätigkeit mit der Pflege beſonderer Talente verbinden kann, wie Fleiß und feſter Wille, Vertrauen auf Gott und die eigene Kraft durch die widerſtrebendſten äußeren Verhältniſſe zu dem herrlichen Endziele führen: der Zufriedenheit in ſich und der Ueberzeugung, das vom Himmel anvertraute Pfund recht verwaltet zu haben.

Anders verhält es sich mit dem zweiten Theile des Buches, dessen Bearbeitung des lückenhaften, wenngleich aufgehäuften Materials wegen höchst schwierig und zeitraubend war. Ich habe versucht, durch Einstreuung viel Brief-Auszüge denselben unterhaltender zu machen, da ich ihn dem ersten Theile anfügen mußte; denn wie dieser die Entwickelungsgeschichte darstellt, so hat jener die Producte der Entwickelung, die Leistungen des fertigen Mannes zu schildern. Hier ist zu lesen, was die Nachwelt, die ihn zu früh vergessen, an seinem Gedächtnisse gut zu machen hat; was er für seine Kunst im Allgemeinen gethan, was er der Sing-Akademie als Führer, Erhalter und Mehrer geleistet, wie er der Regierung Pflege und Unterstützung eines geordneten Musikstudiums abgerungen, wie er das Liedertafelwesen geschaffen u. a. m.

Möge es diesem Buche gelingen, Zelter's Gestalt in ihrer antiken Kraft und Würde hinzustellen, daß er im Gedächtnisse seiner Zeitgenossen wieder auflebe, von den Nachgebornen als ein Mann der Verehrung, Nacheiferung und des Andenkens würdig erkannt werde.

Berlin, im August 1860.

Dr. Rintel.

Schon in sehr früher Jugend hat das Lesen der Bibel und alter Chroniken die Lust in mir erweckt, etwas zu thun, das der Aufzeichnung würdig wäre.

Besondere Veranlassung manches aus meinem Leben niederzuschreiben, ward mir durch die Frau Herzogin Mutter, Amalie von Weimar, indem ich im Jahre 1802 dieser verehrten Fürstin manches aus früheren Jahren hatte erzählen sollen, da sie behauptete: Jedermann sei verbunden, sein Leben schriftlich, wenn auch nur für sich selbst, zu rekapituliren; das Papier sei eigentlich nur dazu erfunden.

Wie ich nun Gesehenes und Geschehenes niederzuschreiben gedenke, nimmt es eine phantastische Gestalt an, die Umrisse verlieren sich in Raum und Zeit, ich selber erscheine als ein Anderer und doch will es gethan sein.

Da ich mir nun für jetzt keines andern Zweckes bewußt bin, als mir eine Muße zu erheitern, die mir ein schweres Doppelleid auflegt, indem ich den Fall meines

Vaterlandes betrauere, das von langgewohnter Ehre herabgesetzt, sich unter der Prüfungshand beugt, die es verkennt; da ich eben den Tod der süßen Begleiterin meines Lebens beweine und statt Ihrer den fremden Feind in meinem Hause walten sehe; so schaue zurück mein Geist in die Tage der Jugend und sage dir noch einmal, was du sah'st und wie dir war. Ist doch die Welt nur da, insofern du es bist.

Berlin, den 2. September 1806.

Im Jahre 1758 am 11. Dezember während des siebenjährigen Krieges, in Berlin in dem Hause, wo ich dieses schreibe,*) bin ich geboren.

Mein Vater war eines Schanzgräbers Sohn aus dem Dorfe Großröhrsdorf nahe bei Dresden. Sein frühester Trieb war, etwas Bedeutenderes zu lernen, als Schanzen.

In seinem zehnten Jahre las er seinem Vater einst ein gedrucktes Blatt vor; darin machte ein Advokat aus Dresden bekannt, daß er einen Knaben zum Schreiben suche. Den folgenden Sonntag ging der junge Bursche nach Dresden zum Advokaten und bot seine Dienste an. Seine Person gefiel, der Advokat befahl ihm etwas niederzuschreiben, das er ihm vorsagen werde; der Knabe aber gab zu erkennen, daß er nicht schreiben könne und gehofft

*) Dies Haus befindet sich Münzstraße Nr. 1. — Durch diese Angabe Zelter's wird also die in der Neuen Berliner Musik Zeitung enthaltene Mittheilung, daß Zelter nicht in Berlin, sondern in Petzow, einer Ziegelei bei Potsdam geboren sei, widerlegt sein.

habe, es hier zu erlernen. So sonderbar dem Advokaten die Sache vorkam, so mußte sie ihn doch reizen; er nahm den Knaben zu sich und in kurzer Zeit war dieser brauchbar und diente seinem Wohlthäter, der ihn endlich ungern fahren ließ, da der Jüngling sich entschlossen hatte, ein Handwerk zu erlernen. Er ward ein Maurer, kam als Gesell nach Berlin, wo er bei den Eltern meiner Mutter wohnte, in seinem achtundzwanzigsten Jahre hier zu Berlin Meister wurde, meine Mutter heirathete und ich war der letzte Sohn aus dieser Ehe.

Meine Kinderjahre verflossen, ohne daß mein Vater, der ein geschäftiges Leben führte, viel auf mich zu merken schien; desto eifriger war meine Mutter, mich von früher Jugend an schöne biblische Sprüche zu lehren und mir eine strenge Schamhaftigkeit als die Tugend aller Tugenden zu preisen. Späterhin war ich nach und nach dreien Hauslehrern übergeben, von denen ich lesen, schreiben, lateinisch und dergleichen lernen sollte, was mir alles sehr gleichgültig war, da meine gute Gesundheit und die Beweglichkeit meines Körpers mich an die freie Luft und zu den Spielen der andern Knaben hinzogen. Da ich immer sitzen und lernen sollte, so lief ich immer davon und ward immer gesucht, gescholten und auch wohl geschlagen. In Absicht auf Musik kann ich mich aus dieser stumpfen Periode nur erinnern, daß eine kleine Violine,

welche mir etwa im achten Jahre der Weihnachten brachte, mir viel Freude gemacht und mich anhaltender beſchäftigt hat, als andere Kinderſpiele; ich machte mir ſelber Noten nach meiner Art und that, als wenn ich danach ſpielte. Im zehnten Jahre baute ich mir im Garten eine Orgel aus kleinen Latten und Bretterwerk; auf das Pedal wendete ich beſondern Fleiß, daß es ordentlich konnte getreten werden und auch hierbei verharrte ich den ganzen Sommer. Außerdem that ich gern, was mir eben gefiel, inſofern dadurch meine Lebhaftigkeit unterhalten wurde. Einen natürlichen Widerwillen hatte ich gegen alles Handwerk und das wiederkehrende Einerlei deſſelben, von dem ich täglich, ja ſtündlich, umgeben war, denn meine Mutter ſelber bekümmerte ſich ſehr thätig um die Geſchäfte meines Vaters und ſo mußte ich wohl glauben, was ſo oft geſagt und beſtätigt wurde: „daß nur Handwerk goldenen Boden habe; daß Handwerk über alles gehe; beſonders über hohen Stand und herrſchaftliche Abhängigkeit. Handwerk könne wohl ſinken, niemals aber ertrinken; der Handwerker ſei der wahre Bürger; das Geſetz, was ihn binde, beſchütze ihn; die Mitte, wo er ſtehe, bewahre ihn; da er überall gebraucht werde, ſei er frei; Ehre und Werth ſtehen im genaueſten Verhältniß; Schande und Erniedrigung ſeien ihm ganz fremd.“ — Was ich gegen dieſe gute Theorie allenfalls einwenden konnte, wurde von meiner Mutter auf

der Stelle ausführlich widerlegt; doch zu einem Maurer, der ich doch werden sollte, hatte ich wenig Lust. Was meine Mutter wohl eher hätte gelten lassen, wäre gewesen, einen ihrer Söhne im Dienste Gottes, d. i. auf der Kanzel zu sehen, aber diese Hoffnung schien vereitelt, weil mein älterer Bruder, den sie über Alles geliebt hatte, gestorben war. Dieser war ein so frommer, lieber Sohn gewesen, daß sie geglaubt hatte, er müsse zu etwas ganz Besonderem von der Vorsehung bestimmt sein, wozu sie dann das Ihrige beizutragen habe. Ich wäre nach ihrer Meinung viel zu lebhaft und leichtsinnig, um etwas anderes, als einen durch bestimmte Thätigkeit gebundenen Weltmann an mir zu erziehen.

Meine beiden älteren Schwestern lernten in dieser Zeit das Klavier spielen. Der Meister war ein Organist und zugleich ein ernsthafter, angenehmer Freund meines Vaters; dieser sollte auch mich in der Musik unterrichten, wozu ich anfänglich Lust bezeigte, allein mit mir wollte es nichts werden, obgleich meine Schwestern darin vorrückten, besonders Louise die ältere, welche ich sehr liebte. Desto lebhafter bewegte sich mein Körper in allen jugendlichen Abschweifungen und wenn der Organist kam, mußte ich immer erst lange gesucht werden, auf den Spielplätzen und überall, wo ich nicht sein sollte.

Mein Vater hatte zwei Ziegelscheunen nicht weit hinter Potsdam gepachtet, wohin er Jahr aus, Jahr

ein reiſete und mich zuweilen mitnahm. Hier war freie Luft, offenes Feld, Berge und Seen. Ich lernte hier Bäume beſteigen, auf Ochſen und Kühen reiten; ich fiſchte, ich ging auf Schlittſchuhen und war hier immer ſehr gern. Da mein Vater die Reiſe nach Potsdam faſt wöchentlich machte, ſo ward er mit mehreren Muſikern des Königs bekannt, indem er ſolche, wenn ſie den Dienſt in Potsdam hatten, mit in ſeinem Wagen hin, oder zurückfuhr. Dieſe Leute führten mich zur Erkenntlichkeit für dieſen Dienſt um die Karnevalszeit in die Königliche Oper, wo ich einen Nebenplatz im Orcheſter einnahm.

Ich mochte eilf oder zwölf Jahre alt ſein, als ich die erſte italieniſche Oper ſah; es war die Oper Phaëton.*) — Der Eindruck dieſes Schauſpiels war von beſonderer Wirkung auf mein kindiſches Gemüth. Da ich von Opernarien meiner Schweſtern und andern Klavierſtücken her die Muſik ganz anders kannte, als ich ſie hier fand, war ich ſehr überraſcht. Die großen kräftigen Tonmaſſen erregten weit mehr, als das Melodiſche und Formelle der Arien meine Aufmerkſamkeit; den Ton der Sänger ſah ich gleichſam kommen, doch das Orcheſter im Ganzen war mir ein ungeheures, angenehmes Räthſel. Ich war mitten unter den Muſikern, von denen jeder ein Inſtrument

*) Die in Rede ſtehende Aufführung der Oper: Phaëton oder Fetonte von Graun fand im Januar 1770 ſtatt

ſpielte, und doch hörte ich nicht Eins, ſondern das Orcheſter ſelber, welches ich mir wie einen bezauberten Kaſten, wie eine Art von Orgel vorſtellte, tönte und klang als ein Ganzes in mir wieder. Von dieſer Betrachtung ward mein Blick auf das Theater geleckt und ich ſchwamm in einem Meere von Freuden. Darüber wurden mir nun jene Flügelſtückchen völlig zum Ekel; ich hatte Luſt an der Muſik, aber ich kam nicht vorwärts und gerieth darüber gänzlich in Verwirrung. Nur nach der Oper waren alle meine Sinne gerichtet, ſonſt dachte ich, fühlte ich nichts, als die Leere nach Endigung des Karnevals. War mir gleich die fremde Sprache nicht bekannt, ſo wußte ich mir doch alles auf das Genaueſte nach meiner Art zu erklären und mich daran zu erinnern, ſo wie die Haltung und Garnitur des ganzen Hauſes vor Aufgang des Vorhangs. Das Opernhaus war an den beſtellten Tagen bei guter Zeit von Zuſchauern angefüllt und das gewöhnliche dumpfe Geräuſch einer verſammelten Menge hörbar. Das Orcheſter verſammelte ſich ſtill; jeder ſtimmte leiſe ſein Inſtrument und legte es unterdeſſen vor ſich; die Bühne ward noch einmal gefegt. Die Generalität erſchien im Parquet und der Hof nebſt dem Adel im erſten Range der Logen.

Um ſechs Uhr kam der König; ſein Kommen ward dadurch kund, daß ein Kammerhuſar mit zwei Arm-

leuchtern, neben dem Orcheſter in's Parterre trat, und Trompeten ertönten. Dieſe Trompeter, ſechszehn an der Zahl, waren in zwei Chören einander gegenüber in den oberſten Ranglogen dicht am Proscenium aufgeſtellt; auf jeder Seite acht Trompeten und ein Paar Pauken. Erſt ließen ſie ſich wechſelweiſe durch Fanfaren und zuletzt alle zuſammen hören.

Unterdeſſen trat der König in's Parterre, verneigte ſich zuerſt gegen den erſten Rang, wo die Königin und der hohe Adel war, nahm ein Fernglas und ſah überall umher, dann verneigte er ſich gegen die Generalität um ihn her und ſetzte ſich endlich auf einen gepolſterten Stuhl hinter dem Capellmeiſter, etwa ſechs Schritte vom Orcheſter. Nun hörten die Trompeten auf, es war eine allgemeine erwartende Stille; das Ohr war von dem ehrnen Schall der kriegeriſchen Töne gereinigt, gerieben, gereizt: ſo fing die Sinfonie an, wozu ſelten oder niemals Pauken und Trompeten ſein durften. Der Eindruck der Sinfonie nach dem Geſchrei ſo vieler Trompeten mußte allerdings ſchwach ſein, da jedoch die Sinfonie kein abſoluter Theil des Stückes war, als inſofern das Drama einen Anfang haben mußte, ſo ward von der Sinfonie auch nichts weiter verlangt, als daß ſie dem Drama voran gehen ſollte, das nun mit dem Aufzuge des Vorhanges ſeinen Anfang nahm.

Die schönen Dekorationen eines Bibiena und Galliari,*) die reizenden Tänze zwischen den Akten, ja selbst die großen prächtigen Steifröcke der Sängerinnen und Tänzerinnen, wie die römischen Kleider und griechischen Gewänder, machten mir alles groß und würdig. Die italienische, und überhaupt eine fremde Sprache schien mir nothwendig, ja natürlich zur Darstellung so wunderbarer Dinge; daher kam es mir denn niemals unschicklich vor, Helden singend sterben zu sehen, wogegen ich oft genug die Einwendungen der damaligen Kritik anhörte. Und indem ich dem Wunderbaren seine eigene Natur zugestand, konnte es mich viel mehr erschrecken, wenn ich an den Schauspielern einen Ausdruck erkannte, oder Bewegungen wahrnahm, die das Untergeordnete, Alltägliche verriethen.

In späten Jahren habe ich mich dessen immer erinnert, wenn ich hörte, daß Friedrich der Große auf seiner Bühne durchaus keine andere als ausländische Subjecte angestellt

*) Joseph Galli Bibiena, geboren 1696 zu Parma, ein Enkel des Joh. Maria Galli, der von seiner Geburtsstadt den Namen Bibiena annahm, den alle seine Nachkommen beibehalten, kam 1751 nach Berlin, wo er 1757 starb. Sein Sohn Carlo ward 1763 nach Berlin berufen. Bernardino Gagliari (nicht Galliari, wie irrthümlich Zelter schreibt) war Königlich sardinischer Theater-Maler und nur kurze Zeit in Berlin. (Siehe L. Schneider's Geschichte der Oper.)

wiſſen wollte, und fand ſeine Meinung hierin ganz gründlich.

Das Theater war mir nun dadurch gleichſam nothwendig geworden und da um dieſe Zeit auch das deutſche Theater angefangen hatte, Singſpiele aufzuführen, ſo verſchaffte ich mir die Gelegenheit, die erſte deutſche Oper zu hören. Es war der luſtige Schuſter von Standfuß.* Der Eindruck dieſer Oper war mir jedoch durchaus widerwärtig und ward es immer mehr, als der allgemeine Beifall dieſe Art der Oper zu rechtfertigen ſchien.

Dagegen hatte die italieniſche Operabuffa, welche der König unterhielt, einen großen Reiz für mich; ich konnte mich lange hinterher an Poſſen ergötzen und ſolche nachahmen, auf meine Art auslegen und erzählen, die ich blos durch die eigene Modulation des Ausdrucks und der körperlichen Bewegungen der Buffo's zu verſtehen glaubte. Wenn ein ſolcher Menſch nur nach ſeinem Hute griff, an den Fingern zählte, wenn er ſtand, ging, ſprach, oder ſchwieg, alles und ſelbſt die Erinnerung brachte mich zum Lachen.

Ich ging in das vierzehnte Jahr, als mein letzter Hof

* Die erſte deutſche Oper, die in Berlin aufgeführt ward war: der luſtige Schulmeiſter, Text von Nicolai, Muſik von Chriſtian Gottfried Krauſe; die 1766 gegeben wurde. Die von Zelter hier genannte Oper: der luſtige Schuſter, 2. Theil der verwandelten Weiber, Schauſpiel in 3 Akten von Hiller und Standfuß ward den 20. Juli 1771 zuerſt in Berlin aufgeführt.

meiſter ſtarb; er war ſchwindſüchtig geweſen und hatte ſeinen großen Aerger mit mir, indem er verlangte, daß ich, ſo wie er, in einer dunkeln Stube ſitzen ſolle, denn er konnte das helle Licht nicht ertragen.

Nach dem Tode dieſes jungen Mannes ſchickte mich mein Vater in's Gymnaſium. Um zu wiſſen, in welche Klaſſe ich gehöre, mußte ich tentirt werden. Es fand ſich, daß ich nichts wußte; einige lateiniſche Wörter und Regeln waren meine ganze Gelehrſamkeit; aber ſtark war ich, geſund und voller Saft und guten Willen. Die neue Schule war mir aber willkommen der Freiheit wegen. Wenn ich bei meinen Hauslehrern hatte im grünen kalmukenen Schlafrock den Tag über ſitzen ſollen, ſo konnte ich mich jetzt am frühen Morgen fertig ankleiden. Ich hatte beſtimmt zu lernen für jeden Tag, die fröhliche Geſellſchaft der Jugend, den Genuß der freien Luft und brauchte nicht davon zu laufen und nachher zu lügen, wo ich nicht geweſen war. Es waren ſieben Klaſſen im Gymnaſio; Quarta war die letzte und Groß-Suprema die oberſte. Ich war nach Quarta gekommen. Was hier zu lernen war: Leſen, Schreiben, Rechnen, lernte ich bald genug und behielt ſo viel Zeit übrig, allerlei Streiche zu üben, die mir viel Verdruß brachten.

Unter den Lehrern dieſer Klaſſe war ein ſiebenzigjähriger Mann, der ſich ganz beſonders an meiner Leb-

haftigkeit ärgerte, und ſich bei den vierteljährigen Cenſuren jedesmal bitter und heftig über meinen moraliſchen Charakter beſchwerte; ich erhielt daher immer wortreiche Ermahnungen, ungeachtet ich nicht läſſig genannt ward. Nach einem Jahre ſollte ich in eine höhere Klaſſe verſetzt werden und hier ereignete ſich folgender unangenehmer Vorfall. —

Es war den Schülern des Gymnaſii verboten, Stöcke zu tragen; deſſenungeachtet trug ich, wie mehrere Schüler, ein Rohr, das ein Geſchenk eines angenehmen Mädchens war. Einer meiner Mitſchüler, mit dem ich viel umging, verlangte, daß ich ihm dieſes Rohr gegen etwas anderes verkaufen ſollte, welches ich ihm rund abſchlug. Eines Tages riß er mir unvermuthet das Rohr aus der Hand und rannte davon. Ich gerieth in Wuth, holte ihn ein, doch ehe ich ihn erreichte, warf er das Rohr in den nahen Fluß, er ſelbſt aber entkam. Ich ſprang in's Waſſer — die Stelle war nicht tief — doch ehe ich mein Rohr erreichte, hatte es der Strom ergriffen und ich mußte es zu meinem höchſten Verdruſſe davonſchwimmen ſehen.

Anderen Tages vor Ankunft des Lehrers in der Klaſſe, ergriff ich den Räuber und ſchlug ihn, daß er fürchterlich ſchrie. Der alte Lehrer trat in die Klaſſe und ſogleich erzählte ihm der geſtrafte Verräther, daß ich gegen das Verbot einen Stock getragen, den er mir ent-

riſſen und in's Waſſer geworfen habe. Darüber ſei er von mir ſo zugerichtet, daß er zu Hauſe gehen und ſich in's Bett legen müſſe. Der alte Lehrer redete jenem freundlich zu: er ſolle nur dableiben und werde volle Genugthuung an ſeinem Mörder (ſo nannte er mich) erhalten. Unterdeſſen hatte ich mich ausgeruht. Ich trat vor den alten Mann und erzählte ihm und der ganzen Klaſſe den Vorgang der Sache nach meiner Art. — Schweig Mörder! — war die Antwort und abermal und immer: ſchweig! — Ich ließ mich dadurch nicht ſtören und fuhr in meiner Erzählung fort, bis ich nichts mehr zu ſagen hatte.

Der alte Mann ſtampfte mit den Füßen und war außer aller Faſſung; meine Mitſchüler aber ſagten mir nachher, ſein großer Aerger habe ihnen ſchmerzlichen Jammer erregt, denn er habe dabei geweint.

Ich konnte mir nun nicht mehr helfen, die Sache war geſchehen und was erfolgen ſollte, mußte ich erwarten; daß ich ihm unleidlich war, wußte ich, und wie ich ihm zugethan war; denn ſeine Lehrart ſchien mir langweilig und erregte oft genug meinen jugendlichen Criticismus. Mein Troſt war, daß ich mich unſchuldig wußte und nach wenigen Tagen in eine höhere Klaſſe verſetzt zu werden hoffte, wo ich dem alten Manne außer den Augen war.

Der erwünschte Censurtag erschien. Ich war primus der Klasse, doch ich ward nicht zuerst verlesen. Meine Mitschüler wurden mit Prämien, Lob, Aufmunterungen und Ermahnungen entlassen. Ganz zuletzt erscholl mein Name und es erging über mich das Urtheil: ich sei ein ausgelassener frecher Bursche und unwürdig, ferner unter meinen besseren Mitschülern zu sitzen; ein Verderber, ein gewaltsamer Bube. Ich werde daher von dieser Schule ausgestoßen und hiermit entlassen:

Est petulans, petulantior, petulantissimus!

Noch tönen mir, indem ich diese Worte schreibe, die Worte des alten Rectors vor den Ohren, die mich auf einmal ganz niederschlugen, indem ich mich jetzt wirklich schuldig glaubte in Gegenwart und im Namen aller Lehrer und Mitgenossen der Schule so bezeichnet zu werden. So ging nun für diesmal alles auseinander. Die Schüler gingen vergnügt ihren Weg auf die Spielplätze, den Osterferien entgegen. Von mir sonderte sich alles ab, was mir hold gewesen war und ich allein ging, ohne zu wissen wohin, in verworrenen Gedanken. Ich kam an die Friedrichsbrücke. Hier war eine Wehr, wo das Wasser sich durch eine Oeffnung preßte, jenseits mit Brausen in die Höhe spritzte und sich in den Strom verlor. Hier stand ich eine Weile und sah in die rauschende Fluth. Es erwachte in mir eine angenehme

Vorſtellung von der Seligkeit dieſes Gewäſſers, das ſo froh und frei ſeinen Weg dahinfloß. Zu Hauſe hoffte ich keinen willkommenen Empfang und ich bekam Luſt, mit dieſem Strome fortzugehen. Es wird mir ſchier unmöglich, das Vergnügen in Worte zu bringen, das ich in der Vorſtellung fand, mich hier allen Vorwürfen, Verhören, Beſchuldigungen, der Verachtung meiner Mitſchüler, dem Unwillen meiner Eltern durch einen kleinen Sprung in dieſen blauen Himmel zu entledigen. Ich ſtand ſo nahe, daß ich nur den Fuß heben, nur ſchreiten durfte, und ich war frei.

Ich ward von einer ſanften Hand ergriffen. Es war die nämliche Hand, welche mein Rohr in's Waſſer geworfen hatte. Der Jüngling war voller Schmerz über meinen Unfall, den er veranlaßt habe. Ich zog meine Hand zurück und ging meinen Weg, ohne mit ihm zu reden.

Mein Vater zeigte ſich ſehr ernſthaft gegen mich und meine Mutter ſchwamm in Thränen.

Wer aus der Sache nicht klug werden konnte, war unſer Organiſt, der auch eine Schule hielt, denn man hatte nicht die Vorſicht gehabt, meine Eltern von meiner Verweiſung und deren Urſache ſogleich zu benachrichtigen. Dieſer fürchtete ein grobes Verbrechen von meiner Seite und vernahm mich darüber mit Güte. Als ich dieſem Alles, was ich wußte, aufrichtig erzählt hatte, nahm er

mich unterreſſen in ſeine Schule auf. Hier war ich nun wieder froh und wohlgemuth. Meine Mitſchüler waren bald meine Leute, die ich in allerlei eigenen Kunſtſtücken unterwies. Unter dieſen befand ſich eins, mit einem Fuße über die Lehne eines ziemlich hohen Stuhles wegzuſchlagen. Dieſes Stückchen ward allgemein als eine gelinde Bewegung verſucht und erregte bei den Ungeſchickten vielen Spaß. Eines Tages ſtanden wir alle Schüler um den Organiſten herum, um unſere Ausarbeitungen einzureichen, welche durchgeſehen werden ſollten. Der Organiſt, welcher Anfangs mit dem Rücken gegen das Fenſter ſtand, kehrte ſich um und öffnete das Fenſter, um einen Auflauf zu ſehen, der auf der Straße vorging. In dem Augenblicke verſuchte ich mein Kunſtſtück an einem ziemlich erwachſenen Burſchen, Namens Bertellius; dieſer aber bewegte ſich, und ich traf ihn mit dem Hacken ſo kräftig auf den Scheitel, daß er wie todt zur Erde fiel. Ich riß ihn von der Erde auf, fuhr mit ihm zur Thür hinaus und ſogleich unter den Brunnen, wo ich ihm das Blut abwuſch und nicht eher abließ, ihm den Kopf und die Schläfe zu reiben, bis er ſich völlig erholte. Dieſer hätte mich nun abermals einen Mörder ſchelten können. Als wir wieder in die Schulſtube traten, fragte der Organiſt den Bertellius, wovon er ſo naß wäre und ſo todtenbleich ausſehe? Ihm ſei nicht wohl geworden,

ſagte dieſer, er ſei mit mir zum Brunnen gegangen und das kühle Waſſer habe ihm wohl gethan. Kein Schüler hatte etwas verrathen, da der Organiſt uns nicht gleich vermißt hatte, aber dieſe Geſchichte rührte und erſchütterte mich innigſt und ich faßte eine Liebe zum Bertellius und zur ganzen Schule, daß ich mein ganzes Leben dafür hingegeben hätte.

Unterdeſſen hatte ſich der Organiſt nach der beſonderen Urſache meiner Verweiſung beim Rektorate des Gymnaſii eifrig erkundigt und konnte keine hinlängliche Urſache einer ſolchen Strafe finden. Er mittelte ſogar aus, daß die Lehrer über meinen Character verſchiedene Meinungen hegten. Einer hielt mich für petulant und aufrühreriſch, ein Anderer für ſtill, ein Dritter für tückiſch und rachgierig und ein Vierter wollte ſogar etwas Zärtliches, Romantiſches an mir wahrgenommen haben.

Es kann auch ſein, daß jeder von ihnen für ſich Recht hatte, indem ich mich jedem zeigte, wie er mir ſelber gefiel. Kurz, ich ward wieder aufgenommen, mußte jedoch zur Genugthuung des alten Lehrers in Quarta bleiben, wo ich nichts mehr lernen konnte, als nur Händel, an welchen dann auch kein Mangel war, weil ich jeden zur Verantwortung zog, der mir meine Verweiſung vorrügte. Es war das Jahr 1773. Um dieſe Zeit wurde meine ältere Schweſter an den Kaufmann

Spring verheirathet, der viele Jahre im Dienſte eines anſehnlichen Handelshauſes geweſen war. Der Prinzipal dieſer Handlung hatte einen einzigen Sohn, der mit mir das nämliche Gymnaſium beſuchte, aber ſchon in den höheren Klaſſen war; ſo lernte ich ihn jetzt erſt kennen. Salzmann, ſo hieß dieſer Jüngling, war von ernſthafter Natur und bei dem ſichtbaren Fleiße, mit welchem er ſich den Studien widmete, nicht eben der Geſündeſte. Ihm ſchien jedoch meine Lebhaftigkeit zu gefallen, wie ſein angenehmes Weſen mich zu ihm hinzog, denn in ſeinem Umgange war ich gern ruhig und indem ich meine Schularbeiten mit zu ihm hinnahm, arbeitete ich ſolche bei ihm aus und genoß ſeiner lehrreichen Anweiſungen.

Er hatte einen Fechtmeiſter, und da ich dem Unterrichte deſſelben täglich beiwohnte, ſo kam ich bald weiter als Salzmann, denn ihm fehlte die Dauer und ich führte zuletzt mein Rappier ſo kräftig, daß unſer Meiſter ſeine Arbeit mit mir hatte.

Von Salzmann wurde ich nur zu bald getrennt, weil er die Univerſität bezog und ich erwähne ſeines angenehmen Umganges blos deswegen, weil dieſer Jüngling einen guten Einfluß mancher Jahre auf mich zurückgelaſſen hat.

Unterdeſſen war ich zur dritten und endlich zur zweiten Klaſſe befördert. Was hier zu lernen war, fand ich bald ſo kindiſch und leicht gethan, daß ich Zeit genug zu

Thorheiten aller Art übrig behielt. In jeder Klasse fand ich daher wenigstens einen Lehrer, der mir nicht wohl wollte. Andere Lehrer beurtheilten mich viel schonender. Unter diesen war ein alter Mann, Namens Nourel*) von etlichen und siebzig Jahren, der die historischen Stunden in der dritten Klasse hielt. Da er ein Enkel eines im siebenzehnten Jahrhundert aus Frankreich vertriebenen Reformirten war, so erzählte er einst die Leidensgeschichte dieser seiner geliebten Vorfahren mit vieler Herzlichkeit, wodurch ich innigst gerührt wurde. Ich verfertigte meine Relation über das Gehörte und las sie selber vor. Davon wurde der alte Mann so ergriffen, daß er seine Hand auf meine Schulter legte und mir sagte, er werde mich bei jeder Gelegenheit vertreten, wo man mein Herz und meinen Charakter verdammen wolle; ich sei ein guter Junge und es könne aus mir wohl etwas werden, wenn ich mich zu den Alten hielte.

Im Anfange des Jahres 1774 kündigte mir mein Vater an, daß es jetzt von mir abhange, das Gymnasium zu verlassen, weil ich auf Ostern die Profession anfangen solle. Unterdessen solle ich in der Kunstakademie das Handzeichnen desto ernsthafter treiben und in der Geo-

*) Wahrscheinlich dieselbe Person mit Jean Nourel, der von 1740 bis 1773 Kantor an der Parochialkirche zu Berlin war.

metrie wohl bewandert werden; dies alles that ich gern und machte im Zeichnen Fortschritte. Ich war ein Freund des nachherigen Kupferstechers Georg Hackert, mit dem ich im Zeichnen ziemlich Schritt hielt, so lange er in Berlin war; doch fing nun auch das Gymnasium an, mir interessant zu werden. Ich saß in Sekunda, wo mir das Lateinische und Griechische Vergnügen machte und da es in meinem Willen stand, blieb ich noch im Gymnasium bis mich ein unangenehmer Zufall abriß. Ein Primaner, ich glaube er hieß Budack, begegnete mir nach beendigter Lehrstunde in einem der dunkelen Gänge, welcher nach Quarta führte; da wir beide schnell gingen, war es kaum vermeidlich, nicht an einander zu stoßen. Er schimpfte mich einen Sekundanerkneten, der einem Primaner Platz machen müsse. — „Warte!“ schrie ich, „ich will Dich kneten, Du sollst mir lebenslang den Sekundanern aus dem Wege gehen!“ So schleppte ich ihn nach Quarta, wo der Saal offen war, legte ihn über eine Bank und einen Tisch und drosch muthig auf ihn los. Er schrie ganz entsetzlich, eine Menge Menschen und endlich ein Polizei-Diener liefen herbei; dieser führte uns beide auf die Polizeistube, woselbst wir zu Protokoll genommen wurden.

Budack war Alumnus und wohnte im Hause; der Polizei-Inspector, dem er von seinen Eltern besonders

empfohlen war, hatte ein Protokoll gemacht, das mir eben nicht erfreulich schien, worin wieder so etwas von Meuchelei, Faustrecht und gewaltsamer Antastung vorkam. Ich ging nach Hause und sagte meinem Vater, daß ich gestern vom Gymnasium Abschied genommen hätte und Willens wäre, nicht wieder hinzugehen.

So kam ich von dieser Schule ohne Abschied und fing nun an, mehr Musik zu treiben, das indessen gar nicht recht von Statten gehen wollte, weil ich sehr weit zurück und auch wohl nicht gründlich genug unterrichtet worden war.

Mein Organist ließ mich nun die Orgel spielen, Sonnabends probirte ich die Choräle in der Kirche, welche Sonntags gespielt wurden und deswegen aß ich an diesem Tage beim Organisten zu Mittage, bei dem ich meiner Eltern wegen wie ein Kind des Hauses angesehen ward. Ich hatte überhaupt eine stille Neigung zu diesem ernsthaften Manne. Er war Kantor und Organist an der Dorotheenstädtischen Kirche und hieß Roßkämmer.*) — Seine Haushaltung bestand in seiner schönen muntern Frau, zwei angenehmen Töchtern, einer bejahrten ernsthaften Schwester und einem artigen Hündchen, das sich

*) Johann Ernst Roßkämmer war schon 1717 als Kantor bei der Dorotheenstädtischen Kirche angestellt und starb um 1788 in sehr hohem Alter.

immer freute, je oft ich kam. Obwohl es in dieſem Hauſe ſehr ſittſam zuging, ſo war ich dennoch gern da und ſuchte mich auf meine Art beſonders den Frauen gefällig zu machen, die mich dann auch mit allerlei weiblichen Aufträgen verſahen. Als ich einſt kam, war das Hündchen krank und die jüngſte Tochter meinte, daß es ſterben ſolle; es hatte einen Knochen quer im Maule ſitzen, der ſich nicht herausziehen ließ, weil der Hund entſetzlich ſchrie, wenn er angegriffen wurde. Wie ich in die Stube trat, kroch das kranke Thier hervor und klagte jämmerlich; ich nahm es auf und riß ihm den Knochen aus dem Maule, worüber das Haus in Freuden und das Thier in kurzer Zeit hergeſtellt war.

Da der Organiſt mehrere Schüler hatte, ſo war auf einen Sonnabend ein Examen in der Kirche angeſetzt, wo einer von uns den Sieg davon trug, der mich wegen meines angenehmen Verhältniſſes im Hauſe des Organiſten beneidete und zum Bertollius geſagt hatte, ich ſei des Organiſten Hundedoktor; auch hatte er mein Fußexperiment an dem Bertollius verrathen, das konnte ich an den Frauen im Hauſe merken. Dieſer Menſch war ſeines Ernſtes und Fleißes wegen weiter im Spielen, als wir andern und der Organiſt überließ ihm oft in ſeiner Abweſenheit die Orgel, welches beſonders mit mir niemals geſchah. Mir aber gefiel dieſer Menſch von Natur nicht.

Er war nicht eben klein, auch einige Jahre älter als ich, aber etwas ſtark verwachſen, hatte lange Beine, wie eine Spinne, mit denen er ſich dann auf dem Pedal breit machte und mich ſeine Uebermacht ſehen ließ; da er jedoch wenig Fleiſch auf den Lenden hatte, ſaß er unſicher und machte überhaupt vor der Orgel eine poſſirliche Figur. Ich war ſehr ſchlecht auf ihn zu ſprechen; ſchlagen wollte ich ihn nicht; da er ſelber es nicht an Gelegenheiten fehlen ließ, ihn lächerlich zu machen, ſo hatte er beſtändig zu klagen.

Eines Sonntags, als wir auch unſere Künſte während des Gottesdienſtes hören ließen, hatte ich einige Hölzchen mitgebracht, welche ich ſtill unter die Orgelbank legte. Der Organiſt war unten im Schiff und wollte von fern zuhören. Den erſten Choral ſpielte ich; das Hauptlied ein anderer und das letzte Lied nebſt dem Ausgange ſpielte mein Biſax. — Bei dieſem Ausgange hatte er das volle Werk gezogen und indem er ſich etwas ſtark übernahm und ſeine Geſchicklichkeit auf dem Pedale zeigen wollte, glitſchte er von der Bank, welche überſchlug und lag, wie er gewachſen war, auf dem Pedale, welches ein horrendes Spectakel gab, je mehr er ſich bewegte und ſich gar nicht helfen konnte. Ich ſchrie vor Lachen und rief den Currendeknaben zu: es ſei eine große Beſtie von der Bank gefallen. Ich nahm die Hölzchen zwar von

der Erde auf, er bemerkte es aber und verklagte mich beim Organisten und ich ward förmlich zur Verantwortung gezogen. Bisax, der andere Schüler, der Calcant und der Currendeführer mußten dem Verhör beiwohnen. Ich bestand fest darauf, daß ich die Keilchen zu meiner Bequemlichkeit untergelegt hatte, weil mir die Orgelbank zu niedrig sei, auch hätte ich solches anzeigen wollen, aber vergessen. Eine Bestie aber hätte ich ihn deswegen genannt, weil er mich einen Hundedoktor genannt hätte, weswegen ich ihn würde geprügelt haben, wenn ich ihn nicht seines elenden Wachsthumes wegen verschont hätte. Die Sache sollte endlich dahin vermittelt werden, daß ich dem Bisax Abbitte thun und er mir die Hand reichen sollte; dies wollte ich nicht und lief davon. — Als ich am nächsten Sonnabend zum Organisten kam, fand ich ihn nicht zu Hause. Auf einer von ihm beschriebenen Tafel las ich, daß er mir seinen Unterricht aufkündige, mir sein Haus und seine Orgel zu besuchen verbot, weil er wohl jugendlichen Muthwillen verzeihe, doch die Bosheit nicht um sich leiden wolle. Ich wandte mich an die gute Frau, sie verwies meinen Eigensinn mit den liebevollsten Worten, und schloß damit, daß sie sich darin nicht mische. Nun wurde die Tochter aufgefordert, sich für mich zu verwenden; diese sagte, es käme ja nur darauf an, die Abbitte zu thun, was ich jedoch entschlossen

ablehnte. Endlich ging ich zur alten Schweſter. Hier kam ich erſt ſchlecht an; dieſe hielt mir ein ſolennes Poſtludium mit vollem Werke. Endlich fiel mir ſelber das Letzte ein und wurde verſucht. Vor dem nächſten Sonnabend traf der Geburtstag des Organiſten ein. Erſt ſandte ich den Bertellius, der die Sache zwiſchen mir und dem Bifax ausglich, ohne daß wir uns zu ſehen brauchten; dann machte ich eine Bittſchrift in Verſen, worin der kleine Hund ſeinen edlen Herrn um Gnade für den Retter ſeines Lebens anrief. Dem Hündchen machte ich eine artige ſpaniſche Fraiſe von Papier um den Hals, worin ich die Bittſchrift aufſtutzte, und am Morgen des Geburtstages ließ ich das Thierchen in die Schulſtube, da es dann ſogleich auf's Bett ſprang und ſich das Papier abnehmen ließ. Die Sache gelang und ich konnte künftigen Sonnabend wieder dort zu Mittage eſſen, da denn häufig gelacht wurde, wie ich dem unſchuldigen Thiere die beſten Biſſen reichte und der Hund ſie ſo zu nehmen ſchien, als ob er ſie verdient hätte. Uebrigens hatte die Sache zu meinem Vortheil gewirkt; es wurden hundert närriſche Dinge vorgebracht, um nur lachen zu können, weil mich keiner im Hauſe anſehen konnte, ohne in Lachen auszubrechen. Selbſt das Geſicht der alten Schweſter hatte einige Falten verloren und es

ſchien, als wenn man mich jetzt, wo nicht mehr liebte, doch achtete. —

Ich ging nun in's 17. Jahr; aus der Schule war ich entlaſſen und gegen den Sommer ſollte ich bei der Profeſſion arbeiten und mauern lernen; dies wollte mir aber durchaus nicht gefallen, und doch wußte ich nicht, was ich lernen ſollte. Ganz entſchiedenen Trieb zu einem beſtimmten Fache zeigte ich wenigſtens nicht. So ſtanden die Sachen, der Sommer war gekommen und nun ſollte ich mauern. — Hier ergriffen mich die fürchterlichen Blattern; kaum entrann ich dem Tode und darüber verging der beſte Theil des Sommers. Durch die Krankheit waren meine Augen angegriffen und ich mußte lange nachher noch eine Augenbinde tragen. In dieſer langen Nacht und beim Erwachen neuer Kräfte ſuchte ich mir den Flügel auf und tappte auf dem Klavier umher; die Finger fanden Töne, zu den Tönen fanden ſich Gedanken, die Gedanken geſtalteten ſich zu Bildern. Ich phantaſirte nach meiner Art und lernte das Griffbrett ohne Augen jetzt erſt kennen.

Ich ward vollkommen geſund; der Winter kam und nun legte ich mich mit Eifer auf das Klavierſpielen. Im Hauſe war eine ſchlechte Violine, worauf der Organiſt meiner Schweſter die Sonaten begleitete; dieſe nahm ich

und ſuchte mir die Skala; dann nahm ich das Choralbuch und ſpielte die Choräle auf der Violine, weil ich keine anderen Uebungsſtücke hatte. Dieſe Choräle thaten mir faſt die Dienſte eines guten Meiſters; ich lernte den Ton ziehen und halten, und von nun an waren alle meine Sinne auf Muſik gerichtet.

Eines Abends wurde mein Vater von einem ſeiner Freunde, der nachher mein Lehrmeiſter in der Profeſſion ward, abgeholt, um in einen öffentlichen (den Brunewſchen) Garten zu gehen, wo ein Concert ſollte aufgeführt werden; mein Vater nahm mich mit dahin. Es war im Winter; ich fand eine Menge Bürger, Offiziere und Königliche Civil-Bedienten, die Taback rauchten, Bier, Caffee, Wein u. dergl. tranken, Billard, Karten ſpielten, oder ſich durch die neben einander liegenden Säle des Hauſes bewegten und lebhafte Converſationen unterhielten. In dem einen Saale war das Concert. Eine rauſchende Sinfonie von Hertel*) machte den Anfang. Da die Violinen nicht ſtark beſetzt waren, ſo machten die Trompeten, beſonders aber die Pauken die Hauptparthie aus. Vor der Sinfonie wurden auch Aufzüge geblaſen und den Pauker, der ein geſchickter Mann war, umſtanden eine Menge Zuſchauer,

*) Johann Wilhelm Hertel, Hofcomponiſt zu Ludwigsluſt, geboren 1727 zu Eiſenach. Von ſeinen Sinfonien gab er 6 im Jahr 1767 und 6 dergleichen 1774 heraus. (Gerber.)

die seine Kunst und Fertigkeit bewunderten. Nach der Sinfonie wurde ein Flügel-Concert, ich glaube von Agrell*) gespielt. Da einige hundert Menschen gegenwärtig sein mochten, welche sich durch die Musik in ihren Gesprächen nicht stören ließen, so war von dem Spiele des Flügels nichts zu hören. Nur die Ritornelle waren stark genug, neben dem Gewirre der verschieden Gespräche gehört zu werden, woraus ein gar sonderbares Ganze entstand, das mich nicht wenig in Verwirrung setzte. Ich hatte mich hinter den Flügelspieler gestellt, um wenigstens spielen zu sehen. Dieser Flügelspieler war ein junger Kaufmann von 21 Jahren, Namens Possin,**) sehr geputzt und mit einem Degen an der Seite und einer köstlichen Porzellanpfeife im Munde. Sein Spiel wurde von mir bewundert, überhaupt aber bewies ich der Musik eine entschiedene Aufmerksamkeit, die mein Vater bemerkt haben mußte.

Am andern Tage fragte mich mein Vater, ob ich

* Johann Agrell, geb. 1701 zu Löth in Ost Gothland, starb 1765 als Kapellmeister zu Nürnberg. Seine Compositionen waren zu seiner Zeit beliebt. (Gerber.)

**) Johann Samuel Carl Possin sollte nach Gerber in seiner Jugend Apotheker werden, folgte aber später ganz seiner Neigung zur Musik und studirte dieselbe unter Leitung des Kapellmeisters Johann Abr. Peter Schulz, dem er auch 1787 im Amte als Kapellmeister des Prinzen Heinrich von Preußen folgte, später aber nach London ging, wo er 1822 starb. Er ist 1755 zu Berlin geboren.

Unterricht auf der Violine nehmen wolle; dies bejahte ich freudig, und nun lernte ich Violinſpielen von einem Regiments-Muſikus, Namens Märker, den ich bald übertraf. Märker verſchaffte mir jedoch die nähere Bekanntſchaft des jungen Klavierſpielers Poſſin und nun war meine Freude vollkommen. Ich und Poſſin waren bald unzertrennliche Freunde; ich beſuchte ihn, er mich und wir trieben zuſammen ſehr ernſthaft Muſik. Wir ſchrieben Noten ab und da ich in der Fingerſetzung vernachläſſigt war, ſo unterrichtete er mich darin, indem er mich einige Concerte ſpielen lehrte. Zu dem nächſten Concerte, das ich mit Begleitung ſpielte, hatte ich mir eine lange, ſchwere Cadenz ausgearbeitet, und hoffte meinen Poſſin, der zugegen war, damit nicht wenig zu überraſchen. Als ich an die Cadenz kam, war mir der Anfang derſelben entfallen und ich ſaß, wie ein Stock vor dem Flügel, indem das Orcheſter die Cadenz erwartete. Poſſin rief mir leiſe zu: „mache doch den Triller!“ Ich ſaß ohne Bewegung. Nachdem er noch zwei oder dreimal gerufen hatte, ſagte er endlich: „Du Rindvieh, mache doch den Schlußtriller!“ und nun erwachte meine Cadenz, die mir rund von den Fingern ablief, worauf denn unmäßiges Gelächter und Beifall folgte.

Den 26. Januar 1775 ſtarb mein Großoheim, der

Kupferstecher Georg Friedrich Schmidt,*) der gut musikalisch war. Meine Großmutter mütterlicher Seite und deren Schwestern waren die einzigen Erben seines für einen Künstler bedeutenden Vermögens. Der Anblick eines ordentlichen Künstlerhauses, das ich hier zum ersten Male sah, wirkte electrisch und bestätigte meinen Widerwillen gegen das Handwerk. Indessen die Frauen in den Schränken kramten und Gold und Silber suchten, stand ich versunken in dem Anblick einer staubigen Viole, eines Apoll oder Herkules. Was mich über alle Fassung entzückte, war die Entdeckung eines vollständigen Apparats der schönsten musikalischen Instrumente, um ein Concert auszustatten. Herrliche italienische Violinen und Bratschen; ein treffliches altes Violoncell; ein französischer Flügel und eine unendliche Anzahl Concerte, Ouvertüren, Sinfonien, Trios, Quatuors und Duetten, schön geschrie-

*) Nach Zelter's eigenhändigen Notizen war Schmidt eines Tuchmachers Sohn aus Berlin, und in Schönerlinde, einem Dorfe 2 Meilen von Berlin geboren. Er war schon als Bombardier eingekleidet, wozu man ihn als einen guten Zeichner bald befördert hatte. Er hatte vielfältig seinen Abschied nachgesucht, der ihm aber immer verweigert ward und er sagte daher öfter zu seinen Kameraden da man ihm den Abschied nicht geben wolle, würde er ihn nehmen, daß sie es Alle hören sollten. Einst hatte er den Nachtposten bei der Lärmkanone, die abgefeuert ward, wenn ein Soldat desertirt war. Er feuerte die Kanone ab und ging davon, gerade nach Paris, wo er des Kupferstechers Carmasin Schüler wurde.

ben und von den besten Meistern. Als Erbe einer Erbin dieses Vermögens eignete ich mir alle diese schönen Sachen in Gedanken zu und nahm mir vor, Aehnliches zu leisten. Tag und Nacht stellte ich mir diese göttlichen Meister vor, sinnend und arbeitend an Werken himmlischer Weisheit, in dem Gefühle der Unsterblichkeit und ewiger Jugend des Schönen. Nur die Kunst, schien es mir, dürfe reden, unterrichten, könne erbauen und bilden. So verlor ich mich hier wie ein Fremdling in einem unbekannten schönen Lande. — Ein Geheimrath und Vetter unserer Familie, er hieß Troschel, bemerkte meine Verzückung und warnte mich in Gegenwart meiner Mutter nach seiner Art väterlich: die Kunst, sagte er, sei eine Sirene für junge Leute, die von ernsthaften Wissenschaften ablenke und an den Abgrund führe. Ich solle mich damit sehr hüten, des Guten zu viel zu thun; ich würde ihm solches einst danken. Auch er habe in seiner Jugend an der Poesie gehangen und damit viel Zeit verschwendet, welches ihn noch jetzt reue; jedoch sei er zur guten Zeit noch seinen Irrthum gewahr geworden. Ich wußte nicht, wie mir der Mann vorkam, doch konnte ich es nicht vergessen und noch lange nachher, wenn ich ihn sah, fiel mir immer Shakespeare's Polonius ein, der sich beklagt, in seiner Jugend so sehr viel von der Liebe ausgestanden zu haben. Ich lernte seine ernst-

hafte Wiſſenſchaft indeſſen bald näher kennen. Meine Mutter hatte mir bei den beiden Schweſtern ausgewirkt, daß ich die beſte Violine haben ſollte; die andern hatte ſich der Geheime Rath für ſeinen Sohn ausgebeten; ich entdeckte jedoch nachher, daß der Geheime Rath die beſte bekommen hatte. Ich ſagte dies meiner Mutter und Großmutter, dieſer aber ſchien der Gegenſtand nicht bedeutend genug, um davon viel Redens zu machen. Ich ſelbſt war froh genug, eine gute italieniſche Violine zu haben und ſo blieb die Sache, wie ſie war.

Schmidt war der berühmteſte, wo nicht der geiſtvollſte Kupferſtecher ſeiner Zeit. Er war im Jahre 1712 am 24. Januar mit Friedrich dem Großen in einer Stunde geboren. Die Freude ſeiner Mutter, als ſie die Kanonen um die Geburt des Kronprinzen donnern hörte, überbot die Schwäche der Wöchnerin, indem ſie ausrief: „Ich habe ein großes Glück geboren, mein Sohn wird die Freude und die Ehre ſeines Stammes ſein.“

Meine Mutter war der Theilung dieſer Erbſchaft wegen den ganzen Tag im Erbhauſe; dadurch war ich in unſerm Hauſe faſt allein und widmete dieſe Ruhe und Muße gänzlich der Muſik, wodurch ich denn bald auf meine Füße kam und Violinconcerte ſpielte. Ich bekam noch Unterricht von einem guten Violiniſten, Namens

Schulz,*) der Kenntniſſe in der Kompoſition hatte. Ich fing alſo an zu componiren und Schulz ging mir dabei mit Rath an die Hand. Endlich war die Erbſchaft getheilt und meine Mutter kehrte wieder zu ihrer eigenen Häuslichkeit zurück. Sie bemerkte bald, daß gar nichts anderes als Muſik getrieben wurde. Dies war ihr zwar in ſofern lieb, als es mich im Hauſe hielt und von dem vorigen Lotterleben entfernte, doch konnte ſie es meinem Vater nicht verſchweigen, daß vom Zeichnen und der Geometrie nicht viel die Rede war. Es wurden mir Vorſtellungen gemacht, die ich billigen mußte; ich zeichnete, rechnete eine Zeitlang, doch ehe ich es mir verſah, ſaß ich wieder tief in der Muſik, wo dann wieder neue Ermahnungen folgten. Es war nun wieder Frühling. Voriges Jahr hatte der Krankheit wegen aus der Mauerei nichts werden können, doch jetzt war es nöthig, das Verſäumte nachzuholen. Auf Befehl meines Vaters fing ich nun mit Macht an zu arbeiten; doch die Luſt war bald

*) Johann Chriſtoph Schulz, Muſikdirecter und Vorgeiger beim Orcheſter des Döbbeliniſchen Theaters zu Berlin in der Zeit von 1768 – 1793. Von ihm befindet ſich in der Königlichen Bibliothek zu Berlin unter andern ein Werk: Muſikaliſche Magie pour clavicin von J. Ch. Schultovius. (Neue Art Kunſtſtück, kann rückwärts geſpielt und geſungen werden.) Von Zelter's Hand ſteht auf dieſem Werke: die gute Seele hieß Schulz. Er hat mich eine Zeitlang auf der Violine unterrichtet und iſt bis an ſeinen Tod mein Freund geblieben.

vorüber, weil meine Hände durch Kalk und Steine und den Angriff des Werkzeuges hart und unförmlich zur Musik wurden. Ich bediente mich daher der gewöhnlichen Mittel, besonders des häufigen Waschens, um solche weich und geschmeidig zu erhalten.

Um diese Zeit gerieth ich in das Haus des Stadtmusikus George,*) der seine beiden Brüder als Gehülfen, einen Sohn und andere Lehrlinge bei sich hatte.

Mußte ich diesen George zuerst für einen rohen, gemeinen Mann halten, so lernte ich ihn bald als einen durchaus geschickten Musikus kennen. Er spielte alle gangbaren Instrumente gut, Violoncell und Klarinette vorzüglich; als Contrabassist war er jedoch einzig zu nennen. Die Gewandheit, Reinheit, Kraft und Präcision, womit er das Rieseninstrument handhabte, wüßte ich nicht auszuloben; es war, als ob die majestätischen Schritte eines Gottes durch die ganze Musik erklangen. Eine unerschöpfliche Freude und Lust an der Musik rechtfertigte seinen entschiedenen Haß gegen Plumpheit, Verdrossenheit und Pfuscherei der Untergebenen, die es in solchem Falle sehr schlimm bei ihm hatten; dagegen war er mild und schmeichelnd gegen muntere Jünger, denen gewisse practische

*) Lorenz George, Stadtmusikus an der St. Georgenkirche und in der Königsstadt zu Berlin, versah über 50 Jahr das Amt und starb wahrscheinlich um 1783.

Vortheile geheimnißvoll mitgetheilt wurden. Das Eigenſte aber, wo nicht das Wunderlichſte, war das Hausweſen des guten George.

Er pflegte ſich in einer Gegend der Stadt niederzulaſſen, wo er ohne zu große Koſten geräumig wohnen und einen Garten dabei haben konnte. In vier bis fünf großen Stuben waren die Wände mit üblichen muſikaliſchen Inſtrumenten bekleidet. Mitten in der Wohnſtube ſtand ein Familientiſch, an den Seiten wenige Stühle, eine Drechſelbank mit Zubehör, Rappiere, Flinten, Aexte, Sägen; Nutzhölzer traten unter den Oefen und Betten hervor; Feuerwerkgeräthe, auch eine Electriſirmaſchine fehlten nicht und hundert Dinge, die man ſelten beiſammen ſieht.

Das Bett, worin er und ſeine Frau beiſammen ſchliefen, ſtand auch hier und war nebenher von vielen, vielleicht 5 bis 10 kleinen Hunden bewohnt, die, ſo wie jemand in's Zimmer trat, nach einander hervorkamen und zur Luſt und Freude des Ehepaares den Willkommen bellten, dann aber ebenſo in die warme Feſte zurückkehrten. Die Namen der Hunde waren: Spring, Pan, Tubal, Midas, Viola, Clarin, Cornetta, Gavotte u. a.

In den andern Stuben waren große hölzerne Böcke aufgeſtellt, um darunter wegzugehen und durch die Thür zu kommen. Die Böcke waren eben mit Dielen belegt,

worauf den Winter über Blumen und Staudengewächse in Kasten standen.

Unten trieben sich Kaninchen, ein Schaaf und Haasen herum; die übrigen Bewohner waren Tauben und Vögel der verschiedensten Art, entweder frei oder in Käfigen; auch ein Paar Raben wurden täglich im Sprechen unterrichtet. —

Die Frau lag Kränklichkeits halber fast immer mit den Hunden im Bette; desto früher stand George Morgens auf, ließ von den Burschen die Zimmer reinigen, den Thieren Futter geben, die Gewächse begießen und den Garten bestellen. Er selbst sah nach den Instrumenten, bezog sie, reinigte sie vom Staube und so ging der Vormittag hin.

Nachmittags mußten die Leute zusammentreten und Musik machen, Noten abschreiben ꝛc.; waren keine Aufwartungen bestellt, so wurde lange musicirt und im Sommer im Garten gefechten, gerungen, voltizirt, Comödie aus dem Stegreif gespielt und tausend beliebte Uebungen vorgenommen. Da George sich auch mit dem Feuerwerkswesen beschäftigte, wobei jeder seiner Freunde helfen mußte, Papier, Pulver ꝛc. anzuschaffen, so gab es auch dann immer ein Feuerwerk, bei dessen Abbrennung geblasen und die Pauken gerührt wurden. Er nannte dies sein Augenconcert und konnte sich Tage lang vorher

kindlich auf den Augenblick freuen, alle diese Dinge anzünden und in die Luft spielen zu sehen.

Es wurden papierne Drachen von ungemeiner Größe verfertigt mit Kunstfeuern illuminirt und im Herbste auf dem Stoppelfelde gegen Abend mit langem Feuerschweife in die Luft gezogen. Der Jubel dabei, wenn alles wohl gerieth, war erfreulich und viele Tage nachher der Gegenstand der Unterhaltungen. Wer sich dabei ungeschickt anstellte, oder verbrannte, wurde vom Meister ernsthaft angelassen. —

Das thätige Leben dieses Hauses mußte mir sehr gefallen, wie empörend mich auch anfänglich die verschiedenen Gerüche dieser Dinge angingen. Doch über der Musik, woran ich hier Theil nehmen durfte, gingen alle andere Sinne verloren. Wenn dieser George seine Leute hart anließ, so war es mir fast leid, von ihm schonender behandelt zu werden, denn da er ein sehr geschickter Mann war, so war sein Schelten und Schimpfen meinen Ohren so gut Musik, als sein Spielen und ich würde meinen Vater, den ich sehr liebte, angebetet haben, wenn er mir erlaubt hätte, statt des gottlosen Mauerns, die Stadtpfeiferei zu lernen. Ich konnte mich hier Stunden lang frei auf allen Instrumenten üben, was ich zu Hause nicht durfte; ich ging mit auf die Thürme der Stadt, auf Hochzeiten, Serenaden und half die Aufwartungen ver-

sehen; Alles dieses mußte jedoch meiner Mutter weislich verschwiegen bleiben. Einst war ich mit George allein im Garten; er sagte: „Sie werden ein guter Musikus werden, aber mehr müssen Sie auch nicht werden wollen.“ Ich sagte, daß ich auch keinen höheren Wunsch habe. „Ja,“ fuhr er fort, „das sind Redensarten, die mir sehr bekannt sind, denn eigentlich wollen die Herren alle nebenher große Musici, oder andere Künstler werden, aber das geht nicht. Ich will mit diesen Leuten nichts zu thun haben, und so einer werden Sie am Ende doch auch. Sie sehen wohl junger Mensch, wie es hier zugeht, das kann Ihnen nicht frommen. Endlich heißt es, man hat Sie verführt und dann ist der Kukuk los; ich bin Ihnen herzlich gut, weil Sie so viel Lust zur Musik haben, aber bleiben Sie von mir.“

Diese Reden trafen mein Innerstes, vor Allem aber rührte mich die Aufrichtigkeit des Mannes in tiefster Seele; ich wurde auch dadurch wirklich aufmerksam. Ich sah ein, daß sich diese Leute in dem beschränkten Kreise niedriger Gemeinheit umtrieben und mitten in dem sogenannten lustigen Leben Hunger und Frost litten. Kam der Winter, so fehlte Holz; an Kochen und Essen wurde gedacht, wenn der Mittag da war. Man war verdrießlich, nichts zu finden; es wurden nun Leckereien, Liqueure, Kuchen und Obst erborgt und verzehrt.

In dem Hauſe meiner Eltern dagegen wartete jede Mahlzeit ihren Gäſten auf; der Unterſchied zwiſchen Ordnung und dem Zigeunerleben jenes Hauſes erſchien mir deutlich. Ohngefähr anderthalb Jahre hatte ich das Weſen angeſehen und mitgetrieben und es gab Stunden, wo ich den lebhafteſten Ekel dagegen empfand. Was endlich der Sache den Ausſchlag gab, war, daß ich in der Muſik höher hinauf wollte, als ich es hier erreichen konnte. Man trieb die Muſik nur des Geigens und Pfeifens wegen, was mir auch ganz recht war, doch ich verlangte ein Mehreres und dadurch wurde ich gleichſam unwillkührlich von dieſem Hauſe nach und nach entfernt. Da ich jedoch nicht wußte, wo ich mit meiner über Alles geliebten Muſik hin ſollte; ſo fing ich an, wirklich zu leiden. Es war mir nicht verboten, zu Hauſe zu ſpielen, nur ſo viel, als ich brauchte und Luſt hatte, d. h. unaufhörlich. Legte ich mich des Abends nieder, ſo wünſchte ich nur, daß der Morgen wieder da wäre; ich hatte nur für die Muſik Gedanken, Alles andere flog meinen Sinnen vorüber, wie die Vögel in der Luft. Mein Vater ſprach mir ernſthaft zu: „er habe mich die Muſik lernen laſſen wollen, um mir ein bildendes Medium in den Stunden der Ruhe zu geben; immer zu muſiciren und an alles andere gar nicht zu denken, würde eben ſo ſonderbar ſein, als wenn ich immer ruhen, immer ſchlafen

wolle. Ich werde einſehen, hoffe er, daß jedes Gewerbe ſeine Uebung in Handgriffen, beſonders aber ununterbrochene Thätigkeit erfordere; die Jahre vergingen und ehe man es ſich verſehe, ſei man Bürger, Vater und hätte höhere Pflichten, als die bloße Selbſterhaltung."

Solche Vorſtellungen waren mir allerdings einleuchtend, doch was war zu thun? Hätte ich einen Mentor gehabt, einen Freund, der mir dieſen Weg nicht blos gewieſen, ſondern mich auch geführt hätte, ich wäre gern mitgegangen, doch unter den Handwerksgenoſſen hatte ich keinen, den ich Freund nennen konnte, weil ich mich nicht zu ihnen hielt. Meine Freunde beſtanden in lauter jungen Muſikluſtigen, die ich alle zu übertreffen ſtrebte; und ſo war ich thätig genug, nur nicht auf die Art, wie es mein Vater wollte, den ich übrigens ſeit meiner Krankheit ganz unendlich liebte, weil ich ſeine Beſorgniß um mich geſehen hatte.

Das Zeichnen und die Akademie hielt ich für zweckmäßig; auch deswegen, weil es mein Vater gern ſah, verdoppelte ich hier meinen Fleiß. Mein Freund Hackert, den ich auf der Violine unterrichtete war in meiner täglichen Geſellſchaft. Er hatte das Kupferſtechen angefangen und ſollte nach einem Jahre zu ſeinem Bruder nach Neapel kommen. Ich machte mir eine Ausſicht, mit ihm nach Italien zu gehen, um in dieſem Lande der

Kunſt, den Nektar ſüßer Geſänge an der Quelle zu trinken. Ich war voll Hoffnung; meine Fortſchritte im Zeichnen wurden bald bemerkt; der damalige Director der Akademie (Lefueur) ſchenkte mir Aufmerkſamkeit und lieh mir Zeichnungen mit ins Haus. Wenn ich in der Akademie war, ſetzte er ſich neben mich, und unterwies mich, wie ich zeichnen ſollte. Er ſprach franzöſiſch mit mir, welches mir ſchmeichelte, und wenn ich eine Zeichnung vollendet hatte, unterhielt er mich darüber und zeichnete mir eigenhändig ein Köpfchen, eine Hand, ein Auge, auf den Rand meines Blattes. Durch Hackert, der mit ſeinen Schweſtern bei ſeiner Mutter wohnte, wurde ich in einem Kreiſe junger Schöngeiſter bekannt. Die jungen Leute, welche theils Theologen und Juriſten, theils Künſtler werden wollten, beſchäftigten ſich unter einander mit litterariſchen Productionen, welche in den Kreiſen verleſen wurden; dabei wurde ſtark Taback geraucht und Bier getrunken. Geleſen hatte ich, außer Gellerts und etwas von Zacharias Schriften, Klopſtocks Meſſias, und die Bibel hatte ich meiner Mutter öfter vorgeleſen und aus der Letzteren Vieles behalten. Die Sprache der Bibel aber war mir beſonders natürlich und deutſch vorgekommen und ich fand zwiſchen ihr und dem Meſſias einen Unterſchied, als wenn es zwei verſchiedene Sprachen wären, von denen ich die eine wohl nie lernen würde. Las ich

die Proſa der Bibel, ſo fanden ſich zu den Perioden ſogleich Melodien in mir ein, die ich nicht wieder los werden konnte und daher behielt ich das Geleſene im Gedächtniß. Las ich Klopſtocks Hexameter, ſo war mir's, als ob die Quelle, woraus jene Melodien ſonſt unverſiegbar floſſen, ſich auf einmal verſchloß: daher war mir's unmöglich, nur einen einzigen Vers dieſes unſterblichen Gedichts im Gedächtniß zu behalten.

In dieſen Kreis ließ ich mich nun ordentlich aufnehmen, doch ich wußte nicht, was ich vorleſen ſollte. Mein Talent fühlte ich, ahnete es in mir; doch es lag ſo tief, ſo dunkel da, daß, wenn ich danach griff, ich immer etwas Unförmliches haſchte. Ich war hier der Einzige, der auf Muſik ſteuerte; ſelbſt was ich ſprach, hatte nur muſikaliſche Beziehung und wurde nicht verſtanden. Um doch einmal etwas vorzuleſen, nutzte ich gerade dieſen Umſtand, indem ich mir ſagte, du kannſt ja wohl ſchreiben, was du willſt; zu verſtehen brauchen ſie es nicht.

Ueber Muſik hatte ich noch nichts geleſen, weil ich kein muſikaliſches Buch kannte; zufällig kam mir „Serge's Vergemach der muſikaliſchen Compoſition" in die Hände.*)

*) Georg Andreas Serge, Gräfl. Reuß Plauenſcher Hof- und Stadtorganiſt zu Lobenſtein, geb. 1703, geſtorb. 1778. Gerber giebt den ganzen ungewöhnlich langen Titel des in Rede ſtehenden

Dieſer Autor hat ſich im Anfange ſeines Buches die Mühe gegeben, durch Deductien des harmoniſchen Dreiklangs (Trias harmonica) den ungläubigen Juden und Türken, die Dreieinigkeit Gottes zu beweiſen.

Hier ging auch mir ein Licht auf. Ich fertigte einen Aufſatz, in welchem ich als Erfinder dieſer Idee erſchien, und zuerſt die Dreieinigkeit Gottes und ſeiner Allgegenwart überall, wo Luft und Odem iſt, bewies. Ich ging noch weiter in die Idee hinein und erklärte nach meiner Art auf's Lebendigſte und weitläufig genug das ganze Heer der Cherubim, Seraphim und einer unendlichen Anzahl von immer kleiner werdenden Engeln, je größer meine Idee wurde. Gegen das Ende wurde die Sache theologiſch und am Schluſſe meiner Vorleſung bemerkte ich noch, daß meine Zuhörer ſämmtlich ihre Pfeiffen geſtopft und ſich in verſchiedenen Gruppen abwärts verfügt hatten, um ſich unter einander zu unterhalten. Ich ſchob dieſe Unaufmerkſamkeit auf die Tiefe der Materie und auf die muſikaliſche Tendenz, indem ich den Gedanken nicht fahren laſſen konnte, daß in dieſem Schacht ein wichtiger Fund verborgen ſein müßte. Ein junger Theologe, der ſich an die werdende Aufklärung der damaligen Zeit

Werkes, das 1745—47 erſchien, mit der Bemerkung an: „Dies iſt unſtreitig ſein beſtes Buch, weswegen ich auch hier den ganzen Titel deſſelben mittheile."

anſchloß und ſeine Zweifel über die Gottheit Chriſti mit Thatſachen belegen wollte, tadelte in meinem Aufſatze die Wahl der zwölf Jünger Jeſu als menſchlich und trüglich und ſetzte hinzu: Jeſus würde den Judas nicht zum Jünger gewählt haben, wenn er ihn von Anfang an gekannt hätte. Dieſer Einſpruch erregte meine polemiſche Natur. Ich ſuchte zu beweiſen, daß es nicht blos Jeſus ſei, der dieſe Jünger gewählt hätte; ſie ſeien ihm vielmehr von Ewigkeit zugeordnet geweſen, um die Weiſſagung der Propheten zu erfüllen. Alles Menſchliche an ihnen und zumal die Verſchiedenheit ihrer moraliſchen Tendenz ſei ein Werk der höchſten Weisheit zu nennen. Zuletzt kam ich insbeſondere auf den Judas. Dieſer, ſagte ich, ſei ein Jude geweſen, was man noch heute einen Juden nennt; ein Menſch, dem ein angeborner Erwerbs- und Handelsgeiſt beigewohnt, der die Dinge dieſer Erde irdiſch ergriffen und verfolgt, der gewußt habe, daß man ohne Geld nicht kaufen und ohne Eſſen nicht leben und lehren könne. So habe ihn Jeſus gekannt und eben dieſen und keinen andern nach Jeruſalem geſandt, „das Oſterlamm zu bereiten.“ Geld habe ihm Jeſus nicht gegeben, weil er ſelber keins gehabt, und es ihm alſo überlaſſen, wo eine ſolche Mahlzeit herzunehmen ſei. Dieſen Auftrag habe Judas ohne Einrede gewohntermaßen angenommen und auch wie ein echter Handelsmann vollführt, ohne

das Lamm zu rauben oder zu borgen. Bei ſeinem Eintritt in die Stadt hatten ihn die Feinde Jeſu gefragt: „ob er den Meiſter kenne?“ „Allerdings,“ habe er geantwortet. „Was geben wir dir, wenn du ihn uns zeigſt?“ — „Gebt mir Geld, das brauche ich jetzt, ſo will ich ihn euch zeigen, daß ihr ihn nicht verkennen ſollt.“ Nun habe Judas mit Eins Geld gehabt, vielleicht auch etwas bei dem Handel zu Verübrigen gedacht und die Mahlzeit bereitet. Daß es zum Sterben kommen ſollte, konnte ihm bei weitem nicht einfallen. Er wußte ja aus Erfahrung, wie Jeſus bei der Frage vom Zinsgroſchen, vom Sabbath, bei der Unterredung mit dem Verſucher in der Wüſte und vielen andern Verfänglichkeiten mitten durch die Gefahr geſchritten war. — Kommt nur an! mußte er denken, er wird euch antworten, daß euch die Ohren klingen! —

Jeſus kam nach Jeruſalem und was nun geſchah, wiſſen wir. Er ſtarb den Tod der Miſſethäter, aber nicht, weil er verrathen war; — für die Wahrheit ſeiner Lehre, die er ebenſowenig verleugnen, als auf abgeſchmackte Fragen antworten wollte, ſtarb er! — Vielmehr wußte er ſeinen Tod vorher, dem er recht gut entgehen konnte, wenn er gewollt hätte. — Was that aber Judas, als er dieſen Verfolg der Dinge ſah, wie er ſeinen Herrn nicht mehr retten konnte, ihn verlaſſen ſehen mußte faſt von allen

andern Jüngern, die ſich verkrochen, unkenntlich machten, flehen? „Ich habe unſchuldig Blut verrathen“ ſagte dieſer Weltmenſch, und in der Fülle der Lebensluſt, im Triebe weltlicher Regſamkeit, konnte er das Leben nicht mehr ertragen; der Schmerz einer wahren Freundſchaft überwältigte ihn und er gab ſich den Tod.

Jetzt laſſe ich allerdings dahingeſtellt ſein, was meine damalige Meinung für oder gegen ſich habe, genug, daß mir dieſe Rede die Freundſchaft des nachherigen Profeſſors Moritz erwarb, welche er mir bis an ſeinen Tod gewährt hat.

Der neue Frühling des Jahres 1776 war gekommen und ich ſollte, leider! nun wieder mauern. In Berlin wurde ein neues Königliches Kadettenhaus gebaut, daran ſollte ich arbeiten. Mein Vater übergab mich einem andern ſehr geſchickten Lehrmeiſter, Namens Lemmius; hier ſollte ich das letzte Lehrjahr beſtehen und das Verſäumte nachholen.

Die erſte Bekanntſchaft, welche ich hier machte, waren die Hautboiſten des Kadetten-Corps, welche ganz unwiſſende Leute waren; jedoch ich nahm mit ihnen und ſie auch mit mir vorlieb, denn am Ende war ich doch nichts, als ein Maurerburſche. Lemmius war in ſeiner Art ein gebildeter Mann zu nennen; er war klug, kalt und wußte ſich zu helfen, um allenfalls für etwas mehr zu gelten;

auch gab es in ſeiner Zeit noch mehrere Handwerker dieſer Art.

Es waren bis dahin in ganz Deutſchland die Stände, beſonders die Gewerke deutlich von einander geſchieden geweſen, indem jedes für ſich eine Kaſte bildete, die ſich genau zuſammenhielt; daraus waren Gebräuche entſtanden, woran ſowohl die Stände ſelbſt, als auch die Glieder derſelben genau zu unterſcheiden waren.

Aeußere Eingriffe in dieſe Kaſten oder excentriſche Ausſchreitungen von innen mußten daher ſcharf bemerkt werden und Unruhe erregen.

In dem Kreiſe der Gewerke entſtand dadurch eine Art Familienpolizei, die deſto aufmerkſamer und ahndungsvoller für die Mitglieder war, je weniger ſie außer dieſem Kreiſe bemerkt wurde. Von Außen war ſie nirgends anzutaſten, weil ſie nirgends zu erkennen war und die Geſetzgeber und Staatsmänner beeiferten ſich oft genug vergebens dagegegen, indem ſie keine Gewerbsleute waren. Die Kaiſerlichen und Königlichen Privilegien deutſcher Gewerke ſind zwar alle ſo präkär geſtellt, daß ſie oft ganz verſchiedene Deutungen zulaſſen; doch die Gewerke ſelbſt als Eigenthümer dieſer Privilegien wußten ſich ſolche nach und nach eben deswegen ſo dem Begriffe jedes Handwerks anzupaſſen; daß durch vieljährige ruhige Obſervanz mit Genehmigung der obrigkeitlichen Autoritäten

nur das darunter verstanden werden konnte, was die Besitzer wollten. So beruhte in den Gewerken selbst ein allgemeiner Begriff, den ich den Kreisverstand nennen möchte. Wenn ein Handwerker mehr verstand, als sein Handwerk, so war man sehr geneigt, ihm dies von seiner Gewerbsthätigkeit zu subtrahiren, indem es auf der andern Seite keinem Handwerker schimpflich war, nicht schreiben zu können, weil dem Handwerke selber alles andere nachstehen mußte, und daher schreibt sich wahrscheinlich die große Virtuosität der Verfahren in allem, was mit Menschenhänden gemacht werden kann. Mein Vater vertraute mir, als er mich in den Gebräuchen des Handwerks unterrichtete, daß er in dem Hause des Dresdner Advokaten, wo er als Schreiber gedient, schon zum Handwerker verdorben sei, und blos durch sein exemplarisch sittliches Betragen und durch sein Zeichnen und Rechnen seinem Meister, wo er gelernt und als Geselle gearbeitet, sich unentbehrlich zu machen gewußt und deshalb mit den Gesellen immer auf einem still gespannten Fuße gestanden habe. Man habe ihn spottweise „den gelehrten Maurer" genannt und wo er als Geselle in Deutschland gewandert sei, habe man ihm überall dies und jenes unter seinen Mitgesellen verschwiegen, was er zwar recht gut errathen, aber niemals aufrichtig von ihnen erfahren habe.

Im Handwerke galt eine Handwerkssittlichkeit; wer

dieſe verletzte, ward beſtraft, ja oft hart beſtraft, und ſo war es möglich, die Handwerke in Flor zu bringen.

Entſtanden nun An- und Eingriffe von Außen auf das Handwerk ſelbſt, ſo war die Bewegung gewaltig, weil ſie ganz war und zuſammenhaltend. Die Handwerksehre ging dem Handwerker über Alles und der geringſte Schimpf oder die leichteſte Verletzung erſchuf eine Bewegung. Solcher Bewegungen entſtanden während meiner Lehrjahre und kurz vorher mehrere.

Die Artilleriſten, welche vor den Thoren der Stadt Kanonen probirten, ſchoſſen einſt den Galgen ein. — Der König wollte den Galgen ſogleich wieder aufgebaut wiſſen, doch dies ging nicht ſogleich. Der Stadt-Magiſtrat mußte ſich in Pleno hinausverfügen, den erſten Schlag an dem Gebäude thun, und die Stadtfahne darüber ſchwenken, ehe die dabei arbeitenden Maurer, Schmiede, Schloſſer und Zimmerleute, welche mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen hinterherzogen, Hand anlegen wollten.

Friedrich der Große, ſeit dem langen Kriege an philoſophiſche Ruhe und Ueberſicht gewöhnt, nannte dies ein Poſſenſpiel und verbot es für die Zukunft. Mein Vater war der Meinung, das Kleine beim Kleinen zu laſſen, und den Leuten zu gewähren, was in ſeiner Art unſchuldig ſei und bleiben könne, wenn die Polizei nur aufmerkſam genug ſei; auch ſtimmten alle erfahrene Mitglieder der

genannten Gewerke hierin überein, und baten den Magiſtrat, dagegen beim Könige Vorſtellungen einzureichen. Des Königs Wille war bekannt genug geworden und nun miſchten ſich die Philoſophen der Stadt in die Sache; es ward darüber geſprochen und geſchrieben, und Niemand wollte ſo verſtandlos ſein, die Albernheit ſolcher Aufzüge nicht einzuſehen, welche nur Unordnungen und Müßiggang veranlaſſen könnten. Mein Vater ſagte dagegen: „Wenn die Leute Aufzüge machen, können ſie freilich nicht arbeiten; da ſie aber täglich arbeiten müſſen, um zu leben, viel arbeiten müſſen, wenn ſie auf ihre Koſten Aufzüge veranſtalten wollen, ſo verbiete ſich der Müßiggang von ſelber und gegen Unordnung gäbe es unter den Geſellen ſelber Mittel.“ Indeſſen blieb immer die Frage ſtehen: Wofür ſind ſolche Aufzüge gut? und dieſe Frage ließ ſich weder gegen Oberbehörden, noch gegen jene Stadtphiloſophen ſo beantworten, daß an ein rechtes Einverſtändniß zu denken geweſen wäre. Selbſt im Gewerke waren darüber verſchiedene Meinungen. Mein Vater behauptete: es werde dies bald Folgen haben für die Gewerke und ſpäterhin für das Land, indem dies eigentlich der Zügel ſei, an welchem man mit gehöriger Klugheit die Gewerke führen und leiten könne; er halte es daher auch für unpolitiſch und ſei überzeugt: eine politiſche Regierung müſſe die ſtärkſten Arme des Landes

(unter Bedingungen, die das Gewerk genug begrenze) freilaſſen, um ſo mehr, wenn ſie auf der andern Seite hergebrachte Befreiungen allgemeiner Laſten reſpectire.

Die Geſellen thaten ſich bei ſolchen Aufzügen in Kleidung und Anſtand hervor; trugen Degen und beeiferten ſich, ihrem Stande Ehre zu machen. Wer gut focht, die Fahne ſpielte, tanzte, galant war gegen das Frauenzimmer, ward angeſehen; dagegen ein Geſell, der Sonntag und Werkeltag arbeitete und ſich nicht ſauber zu kleiden wußte, weniger geachtet war. Wer ſchlechtes Handwerkzeug hatte, oder ſich wohl gar dies und jenes leihen mußte, nachläſſig oder unſauber arbeitete, ruchloſe Reden führte, ſich in fremde Händel miſchte, die Arbeit verunreinigte, ward zur Buße gezogen von den Mitgeſellen. Man konnte den Ton dieſer Leute unter ſich gut nennen. Waren Vergehungen nicht entehrend für den ganzen Stand, ſo beſtanden die Bußen in Freihaltungen, wobei alles luſtig zuging; waren ſie es aber, ſo war die Buße oft grauſam und mit Ausſtoßungen verbunden, von denen keine Errettung war im ganzen Deutſchland.

Es dauerte nicht gar lange, ſo zeigte ſich eine Gelegenheit, die Prophezeiung meines Vaters zu beſtätigen. Ein Geſelle warf dem andern eine todte Katze in ſeinen Kalkkaſten. Augenblicklich warf dieſer ſein Handwerkszeug von ſich, erregte die übrigen Arbeiter, welche das

Nähmliche thaten und alle Gesellen dieses Baues zogen in Gesellschaft umher, riefen die Leute von andern Bauen ab und es entstand eine Bewegung in der ganzen Stadt. So unrecht dies war, eine einzelne Sache zu einer allgemeinen Sache der Stadt zu machen, so gewaltig waren die Anstalten dagegen.

Ueberließ man dem Gewerke die Sache zu vermitteln, so war dieselbe in einem Tage abgemacht und die Schuldigen konnten nachher zur gebührenden Strafe gezogen werden. Dagegen ward aber das ganze Militair der Stadt in Bewegung gesetzt, um einige hundert trunkene Gesellen zu zerstreuen und zum Theil aufzubringen und es gab einen Lärm, der eine ganze Woche dauerte.

Mein Lehrmeister war nicht unmusikalisch, denn er spielte etwas Violine und Violoncell, und wenn Sonntags noch einige Freunde dazu kamen, so kam in den Wintertagen ein kleines Concert bei ihm zusammen, wobei auch ich thätig war, indem ich bald den Flügel, bald die Violine, Flöte und was eben erfordert wurde übernahm und hier gleichsam den Meister des Meisters spielte.

Da ich schon componirte, so wurden meine Versuche hier an's Licht gezogen und wie sie nun gegen andere beliebte Stücke ausfielen, belächelt oder belobt. Damit ich mir aber auch hier nicht zu viel zu Gute that, so hatte Lemmius meinen Violinmeister Schulz, welcher die Con-

position recht gut verstand, mit in sein Haus gezogen, weshalb ich mich denn nicht mausig machte, weil Schulz mir die Fehler laut und derb verwies.

Zu diesen vielen Lustbarkeiten gehörte noch das Montagsconzert im Brunowschen Garten, wo man Sinfonien, Concerte und italienische Opernarien (welche letzteren auf der Oboe geblasen wurden) hörte. Ein Jude, Namens Levin führte dies Concert nicht ungeschickt an, was in einer rauschenden Gesellschaft im Nebel unzähliger Tabackspfeifen nicht leicht sein mochte. Was hier meine Aufmerksamkeit zuerst auf sich zog, war der Paukenschläger Freleff, der meines Wissens noch lebt. Dieser schlanke, lange Mann wußte durch eine sinnreiche Führung der Schlägel, welche er an beiden Enden gebrauchte, ein interessantes Spiel für Alt und Jung zu veranstalten, und mir einen ganz besondern Respect gegen ein Paukenpaar abzugewinnen. Ich wüßte kaum zu sagen, ob seit all' der Zeit eine Paukenmusik noch zu einem ähnlichen Antheil mich bewegt hätte. Ueber einen ruhigen Wirbel als Grundton, floß ein sanftes melodisches Wesen daher, das man zu verstehen glaubte. Durch eine Unzahl Kurven, welche sein Schlägel, vom Centro nach der Peripherie und zurück beschrieb, entstanden Tonleitern nach oben und unten, denen er durch Anwachsen und Zunehmen eine modulatorische Haltung zu geben wußte. Ungeachtet einer

Menge von Künſteleien, womit er Frauen und Kinder ergötzte, indem während des Spiels die Schlägel in die Luft geworfen und aufgefangen wurden, war ihm die ſeltene Eigenſchaft natürlich, daß er, die Umſtehenden im Auge, zu ſchließen wußte, wenn er ſein Höchſtes ereicht hatte.

Dies war endlich nicht ſein ganzes Verdienſt:

Sein Paukenpaar belebte, ja es dirigirte das Orcheſter. Eine Sinfonie, von ihm begleitet, durfte jeder hören, obgleich es ſchien, als wenn die Schlägel kaum die Felle berührten.

Da ich ihm günſtig war, ſo war er auch mir gewogen, indem ich ihm oft etwas aufgab, das er auf der Stelle ausführte.

Sein Paukenpaar hielt er wie Augäpfel. Wenn ein Stück aus war, hing er ſeine Schlägel an den Knopf ſeines Kleides. Einſt wußte ich ihm die Schlägel unvermerkt abzunehmen und ſeine Pauken damit zu verſuchen. Froloff kam wie ein Pfeil geſchoſſen; mit einem Griffe waren die Schlägel in ſeiner Hand, dann machte er ſelber eine Cadenz, die ich unvollendet gelaſſen und ſteckte die Schlägel in den Buſen.

Unterdeſſen hatte ich nun eine gute Zeit lang aufmerkſam gemauert; ich möchte ſagen, mit Luſt, ſo lange nämlich neue Fälle meine Erfahrungen bereicherten; auch

ſah ich hin und wieder neben mir kräftige Leute tüchtig arbeiten und konnte an dieſen ſogar ein freies, geniales Weſen auch im Handwerke bemerken, wogegen den meiſten dieſer Leute die Arbeit blutſauer ward, ihr ganzes Kommen und Gehen, ja ihr Eſſen und ihre Freude ſchleppend und träg erſchien.

Völlig unausſtehlich und gemein aber war mir das Verderben der Hände und Füße durch das ewige Wühlen und Treten unter Schutt und Steinen, Kalk und lauter ätzenden Sachen, die mich um ſo empfindlicher angingen, wenn naſſe Witterung oder Kälte die Gliedmaßen ſteif machten. Unter ſolchen Umſtänden waren mir denn Arbeiten, welche dem Körper große Bewegungen gaben, die liebſten. Wenn es etwas zu graben, zu laufen, zu ſchleppen gab, war ich gern dabei, und wohin keiner wollte, bot ich mich an. Indeſſen ward ich bald gewahr, daß meine Mitarbeiter in ſolchen Fällen darauf rechneten, mir aufzutragen, was ſie nicht gern thun wollten, und da ließ ich mich denn weniger willig finden und hatte oft die tödtlichſte Langeweile, wenn ich bedachte, wie viel lieber und beſſer ich mich bei der Muſik als beim Mauern ausnehmen müſſe. Ich fühlte hier recht tief und ſchmerzhaft das Glück Derjenigen, welche mit einem Talente unter begünſtigenden Umſtänden in die Welt treten. Wäre mein Vater ein Tonkünſtler, oder ich mit einem Talente

zur Architektur begabt gewesen, so hätte meinem Glücke bei so trefflichen Eltern nichts gefehlt; da ich hingegen ein so trauriges Leben führte. Unter meinen Mitschülern im Gymnasio oder beim Stadtpfeiffer war ich munter, aufgelegt zu freien Ausbrüchen des Geistes; hier unter diesen Leuten war ich traurig, ohne Leben, Witz, Heiterkeit. Oft habe ich zu Gott gebetet, daß er mir mein musikalisches Talent in ein architektonisches verwandeln möchte, um meinem geliebten Vater frei und fröhlich unter die Augen treten zu können; zuletzt glaubte ich, es müsse so sein und ergab mich, bis dann wieder einmal meine allmächtige Liebe zur Musik mich packte und alles gewaltsam auseinander riß, was die Resignation mühsam erbaut hatte.

Meine Lehrzeit war endlich um, ich wurde am 10. Februar 1777 losgesprochen.

Mein erster Gedanke war, als Geselle in die Fremde zu gehen und mich in der Entfernung von meinen Eltern ganz leise auf die Musik zu legen; doch ich wußte nicht genug Musik und wollte mich erst weiter bringen. Ich gerieth in neue musikalische Zirkel, ging von einem Concerte in's andere und es wurde dabei nichts rechtes geleistet, weil ich mich wohl an der freien Gesellschaft ergötzen, aber von diesen Leuten nichts lernen konnte. Darüber vernachlässigte ich auch das Zeichnen in der

Akademie und ſah nun meinen Freund Hackert ſeltener.

Nach einiger Zeit kam Hackert zu mir, um Abſchied zu nehmen. Er fand mich auf dem Hofe beim Kalklöſchen. Sein Bruder ließ ihn nach Neapel kommen, um ihn zum Künſtler auszubilden. Dieſer Abſchied durchdrang wie ein Wetterſchlag mein Innerſtes; ich fühlte heute recht lebhaft den Abſtand von mir zu einem freien Künſtler und ſeinem Weſen. Ich weinte acht Tage, nicht ſo um den Verluſt des Freundes, als, ich wußte ſelber nicht, warum. — Das Land der Geſänge zu kennen war mein heißer Wunſch, doch ich kannte die Sprache nicht; dabei hatte ich eine ungeheure Vorſtellung von der Weite und Würdigkeit des Landes der Virgile, Horaze und Taſſo's. Den Himmel dachte ich mir dort höher, Sonne, Mond und Sterne wärmer, heller und alles ſchöner.

Italieniſche Componiſten kannte ich nur durch den großen Ruf; auch glaubte ich, Italien ſei nicht das Land, wo man lerne, ſondern von da aus die Welt unterrichtet werde. Die ſieben Hügel und die Peterskirche werde nur von Heiligen, von Geweihten, betreten, an denen ſich die Gnade Gottes offenbaren wolle; und für einen ſo hoch Begünſtigten konnte ich mich noch nicht halten. Darüber verſank ich eine Zeit lang in brütende Melan-

cholie; ich las, schrieb, zeichnete und trieb allerlei Dinge durch einander, um die Zeit los zu werden.

Mit Hackert hatte ich einen Briefwechsel verabredet, und um diese Zeit kam sein erster Brief aus Neapel. Ich habe diesen lieben Brief unzählige Male gelesen, geküßt, an mein Herz gedrückt und mit Thränen der Sehnsucht benetzt. Hackert schrieb mir, daß er mein gedenke, so oft er die große Menge alterthümlicher Wunderwerke der Kunst betrachte, womit Italien wie besäet wäre, daß er eigentlich dort keinen Menschen habe, dem er seine Gedanken und Empfindungen ausschütten könne. Mit den Neapolitanern könne er noch nicht viel reden und mit den meisten Deutschen hier zu Lande würde er so bald fertig, daß er sich immer lieber gar nicht auf ernsthafte Gespräche einlassen möchte. Ich sei es, der ihm hier fehle, um seinem Herzen Luft zu machen, und es thue ihm aufrichtig leid, seinem Bruder von Berlin aus nicht sogleich den Vorschlag gethan zu haben, mich mit nach Italien kommen zu lassen. Sein Bruder sei ein großer Künstler, der nur mit großen und gemachten Künstlern umgehe; gegen ihn sei er ernsthaft, streng und ohne Ergießung.

Das Jahr 1777 war gekommen, und seit der Zeit meines Gesellenstandes war außer der Musik so viel als

nichts geſchehen. Mein Vater verlangte nun von mir, daß ich die Muſik auf eine Zeitlang gänzlich ſolle ruhen laſſen, um mich ganz und ernſthaft den Baugeſchäften widmen zu können; beſonders aber ſolle Zeichnen und Geometrie zur Tagesordnung gehören.

Dies Alles nun geſchah wirklich, wie es befohlen war, oder wie es gehen wollte. Es wurde ein beſonderer Inſtruktor angenommen, der mich täglich in der Trigonometrie und Mechanik unterrichtete; da mir nun das Mauerweſen immer mehr zuwider wurde, ſo beſchloß ich, mich auf den Waſſerbau zu legen, wogegen mein Vater nichts einwendete. —

Es war der Profeſſor Wegener, der mich in allen dieſen Dingen unterrichtete. Er war ein geſchickter und berühmter Mann, von großer Gefälligkeit gegen ſeine Schüler, welches Letztere ich mir ſehr bald zu Nutze machte, indem ich auf meine trigonometriſchen und algebraiſchen Hefte neben mathematiſchen Figuren, muſikaliſche Linienſyſteme und Melodien hinzeichnete, die ich ihm zu ſeinem großen Erſtaunen vorſang, und worin er dann die Zeichen muſikaliſchen Genies an mir erkennen wollte, obgleich er ſelber keine muſikaliſche Ader in ſich trug.

Wegener wohnte in dem Hauſe eines Planetenleſers oder Wahrſagers, Namens Paul, welcher Letztere mit dieſer Speculation ein ſehr einträgliches Gewerbe trieb

und daher gemächlich lebte, wenn hingegen jener als ein wissenschaftlicher Mann sich sehr einrichten mußte. Daraus entstand ein sonderbares Verhältniß, in sofern Paul sich gern zu den unterrichteten Leuten zählte und Wegener sich Pauls guten Tisch gefallen ließ, wodurch denn Verwechselungen entstanden, indem Leute zu Wegener kamen, um sich wahrsagen zu lassen. Dieser Paul war sonst, wenn ich nicht irre ein Weber gewesen und führte daher alberne Reden, wenn er von seiner jetzigen Wissenschaft sprach.

Ob ich nun gleich nach diesem Hause keinen musikalischen Zug hatte, so weiß ich doch selber nicht, wie es zuging, daß ich nicht ungern hinging; vielleicht war es die neue Lebensmethode, was mich reizte. Wegener und seine Frau, der er sehr zugethan war, wohnten mit einigen großen Hunden im obersten Stock allein. Ihr Hauswesen war ganz unerfreulich, wie ihre Armuth, Unordnung und der üble Geruch, welchen die Hunde verursachten. Ganz unten wohnte der Wahrsager mit seiner Frau und einer mannbaren Tochter. Hier war Ordnung und Reinlichkeit, doch schien es, als ob dieser Mann zugleich auf Pfänder lieh, denn in zwei gar nicht geräumigen Stuben, worin ein großes Ehebett und einige große wohlausgeschweifte Schränke standen, waren die ungleichartigsten Dinge an den Wänden, auf Tischen und

Conſolen in großer Anzahl zu ſehen. Ein Holzſchnitt, welcher eine Art von Portrait vorſtellen ſollte und ſich der Manier näherte, wie die obere Seite eines Gewürzkuchens geſtaltet iſt, hing neben der Thür, darunter ſtand: Paulus, Sortilegus Berolinensis. Mit dieſem ſogenannten Portrait bildete ſich Paul ein, ein rechter Mann zu ſein, und vergaß nicht, dabei zu ſagen, daß der Prinz von Oels ihn habe in Kupfer ſtechen laſſen. Die Hausfrau war ein gutes, kleines, außerordentlich breites Gewächs mit einer ſo großen Fettbeule am Halſe, daß ſie beinahe zweiköpfig erſchien; das Töchterchen aber von etwa 24 Jahren war lang, mager, pockennarbig, weißhaarig und hatte die ſchönſten Zähne, welche man ſehen konnte.

Im mittelſten Stockwerke wohnte ein junger Feldmeſſer von etwa 24 Jahren, der ſich hier eingemiethet hatte, um Wegeners Unterricht zu genießen und ſich beim Oberbaudepartement examiniren zu laſſen.

Wegener hatte einen großen Ruf und bei der unordentlichen Lebensart nahm er vielleicht öfter mehr Lectionen an, als der Tag Stunden hat. Er ließ ſich das Unterrichtsgeld gern vorher bezahlen und wenn der Schüler kam, fand er oft die Thür verſchloſſen. So ärgerlich dies war, ſo war es zugleich ſpaßhaft, wenn zwei oder drei Schüler an die Thür traten und ſolche verſchloſſen

fanden. Es hieß dann, Wegener sei ausgegangen, obgleich er zu Hause war und dem Vierten die Lection gab. Man kam zuletzt hinter die Sache; denn, war er zu Hause, so waren die Hunde still, welche allein und eingeschlossen einen entsetzlichen Lärm machten, so wie Jemand klopfte. Sammelten sich nun mehrere Schüler vor seiner Thür, so blieben diese beisammen auf der Treppe und trieben ihre ganze Stunde lang für ihr Geld allerlei Possen. Wegener aber, um seine Gegenwart nicht zu verrathen, hetzte dann die Hunde, daß sie bellen mußten und wie man auch dies merkte und nun die ganze Stunde gepocht wurde, so schlugen auch die Hunde unaufhörlich an, so daß die darinnen auch nichts Ernsthaftes vornehmen konnten. Zuweilen war der Spektakel so scheußlich, daß die Nachbarschaft in Aufruhr kam und der Wirth in seiner prophetischen Geschäftigkeit gestört wurde.

Heiland, so hieß der Bewohner des zweiten Stockwerks, war eines reichen Müllers Sohn aus der Provinz. Er mochte zur Feldmesserei so viel Lust haben, als ich zur Mauerei, weil er doch am Ende des Vaters Mühle annehmen sollte. Da er ein lockerer Zeisig war und an allem Theil nahm, was ihn auf seine Art belustigen konnte, so gab er in seiner Wohnung kleine Gelage, ordnete Landparthien an, an denen, wo nicht Geschmack, doch gute Laune das Beste war, weil immer Wegeners

und die Planetenleute dabei ſein mußten. Das Ende ſolcher auswärtigen Luſtbarkeiten beſtand dann darin, daß neue Gäſte aus der Stadt geholt werden mußten, die alten zu Hauſe zu führen.

Als ich mich in dieſem Weſen gegen zwei Jahre umgetrieben hatte, fing mir's an zuwider, oder vielmehr unerträglich zu werden; denn gefallen konnte mir's niemals, die Gemeinheit, die Wildheit und die Unreinlichkeit, wie drei Facultäten unter einem Dache zu ſehen. Von hier kam ich um das Jahr 1779 zum Geheimen Ober-Bau-Rath Riedel, um bürgerliche Baukunſt zu lernen. Mein Vater behauptete; ſo viel müſſe ein jeder vom Waſſerbau verſtehen, ſich das Waſſer vom Leibe zu halten; aber ein gutes Haus und ein gutes Dach darauf zu bauen ſei auch eine Kunſt und man müſſe nicht im Sande Waſſerbau treiben wollen; demnach ſollte ich nun bürgerliche Baukunſt treiben. Jetzt war mir, außer der Muſik, alles einerlei, was ich trieb; indeſſen fing ich hier ein anderes Leben an. Der Geheime-Rath war ein guter Zeichner, malte in Oel und war im Allgemeinen ein Mann von Geſchmack, dem alles anſprach, was dem Schönen gemäß war.

Die erſte Entdeckung, welche ich in ſeinem Hauſe machte, war ein altes Klavier; darauf ſpielte ein alter Jäger, der Diener des Hauſes, der Richter hieß, einige

Choräle. Sein Herr aber phantaſirte ein wenig, ſuchte und griff Harmonien, wie ſie ihm ungefähr gelangen; hier konnte ich nun beiden dienen. Ich merkte, was ſie ſuchten und half ihnen; da ich viel mehr ſpielen konnte, als beide zuſammen, ſo war ich eine glückliche Erſcheinung in dieſem Hauſe. Man hielt mich für einen Menſchen von Genie, und da meine Zeichnungen, wenn ich mich nur daran hielt, erträglich ausfielen, ſo war ich hier geſchätzt und in einer nicht ſchlechten Lage. Der Geheime-Rath, der oft auswärtige Baucommiſſionen hatte und ſich eben ſo ungern von mir trennte, als ich von ihm, nahm mich mit ſich. Hier kam ich an die Luft, lernte, was man Praxis nennt, die Häuſer guter Domainen-Beamten kennen und meine Muſik ließ es mir nirgend an Freunden fehlen. Eine dieſer Commiſſionen war mir beſonders merkwürdig; ſie beſtand in Reviſion und Abnahme eines nach einem Brande ganz neu aufgebauten Königlichen Domainen-Amtes.

Gleich am Tage unſerer Ankunft daſelbſt ſah ich die älteſte Tochter des Hauſes, wie eine Sonne an mir vorübergehen. Sie mochte 16 Jahre alt ſein; es war, als wenn das Licht aller Planeten in mir aufging. Ich trug die Akten vom Wagen in die uns angewieſene Stube, worin vier weiße Wände, zwei Betten, ein Tiſch und drei Stühle ſtanden. Das Bild des Mädchens lag mir

in Gedanken; ich war heftig ergriffen. Man rief uns zum Abendeſſen. Hier fand ich den Amtmann, einen voll- und wohlgewachſenen Körper; ſeine Frau von etwa vierzig Jahren mit einem von Pockenflecken bedeckten Geſichte, woraus zwei ruhige blaue Augen und die gefälligſte Weiblichkeit hervorſahen; einen nicht ganz jungen Hauslehrer, der für mich gar kein Geſicht hatte; eine Erzieherin ohne Erziehung, die ſämmtlichen Schreiber und Wirthſchaftsleute des Amtmanns. Die Erzieherin nahm bei Tiſche das Geſchäft auf ſich, die jungen Leute aufzuziehen, die dann, bald der eine, bald der andere, ſo replicirten, daß ich ſogleich von der Achtung dieſer Hausgenoſſen gegen einander aufs Vollkommenſte unterrichtet war. Der Hofmeiſter unterhielt ſich mit dem Amtmann, der am Tiſche ſaß und anſtatt des Eſſens Taback rauchte, über die Pferde und Fohlen, lobte den Schimmel, den er Nachmittag geritten hatte, und ſprach mit großer Verehrung von dem Scharfrichter, welcher die Fuchsſtute vom Kropfe kurirt hatte. Die Hausfrau legte das Eſſen vor und goß den Gäſten Wein ein. Nach dem Eſſen gingen wir auf unſere Stube. Der Geheimrath entdeckte mir hier die Urſache, warum der Amtmann ihn kaum, wie ſonſt bewillkommt hatte. Es ſei hier wahrſcheinlich von allerlei Contraventionen die Rede und es ſei ihm nicht unangenehm, wenn der Amtmann ſo wenig

als möglich ſein Herz zu beſtechen ſuche, deſto ungebundener könne man die Sache unterſuchen und den Dienſt verſehen.

Wir legten uns nieder; als ich nach einer Stunde noch nicht eingeſchlafen war, ſtand ich auf, zog mich wieder an, ging in der heitern Nacht im vollen Monde vor dem Hauſe unter den Bäumen auf und nieder und hörte den Nachtwächter, der die Stunde abrief, mit einer vollen, höchſt anmuthigen Tenor-Stimme geiſtliche Abendlieder ſingen, wie es hier Gebrauch war.

Am andern Morgen fing das Geſchäft an. Es fand ſich bald genug allerlei, das nicht zu vertreten war, und die Stimmung verzog ſich immer mehr. Man ſprach von Neidern und Anſchwärzungen, der Hofmeiſter miſchte ſich in die Unterſuchung, ſprach von Aufhebensmachen von Kleinigkeiten; der Reviſor hörte blos und antwortete nicht, und eben ſo wenig der Protokollführer, denn das war ich.

So kam der erſte Mittag heran. Es war Sonntag; der Prediger aß mit uns. Ich war während des Frühſtückens einen Augenblick in der Kirche geweſen und hatte einen Theil der Predigt gehört; der Prediger hatte mich geſehen; ich dankte ihm für ſein herzliches Gebet am Ende der Predigt. Wenn wir nur erſt, ſagte er, einen beſſeren Küſter hätten, der Menſch iſt im Stande, mich

mit seiner unangenehmen Stimme in meinem Vortrage zu stören. Ich sagte: Machen Sie doch Ihren Nachtwächter zum Küster, dieser singt ja so schön, daß einem das Herz aufgeht. Der Amtmann sah mich mit vollen Augen an; „der junge Mensch hat, so wahr Gott lebt, Recht," sagte er, „Alles im Dorfe erfreut sich an den Gesängen des Nachtwächters, jeder schimpft auf den Küster und noch hat Keiner an das Natürlichste gedacht. Dazu kommt, daß der Nachtwächter eine gute Hand schreibt, Kenntniß von der Wirthschaft hat, und niemals in den Krug geht, wie der Küster, der lieber bei der Flasche ist, wie in der Schule."

Hier war nun auch die Tochter Bertha am Tische, die mich gestern so schnell eingenommen hatte.

Vor dem Amtmann stand Rheinwein, den er dem Geheimen-Rath und dem Prediger einschenkte. Mir hatte der Hofmeister, wie den übrigen Tischgenossen, rothen Wein eingegossen. Bertha nahm ein Glas, das vor ihr stand, goß es voll Rheinwein, setzte es mir vor, und sagte: das ist dafür, daß sie meinem lieben Nachtwächter das Wort reden. Mein Vater sagt zwar, es hat noch keiner daran gedacht, den Nachtwächter zum Küster zu machen; ich habe wohl daran gedacht, aber wer hört darauf, was ein einfältiges Mädchen sagt.

Ich konnte mich kaum auf meinem Sitze erhalten

vor Freuden, mein Lob von dieſen lieben Lippen ſo unbefangen ausſprechen zu hören; dagegen empfing ich von der Erzieherin und dem Hofmeiſter Blicke, die mich wieder in meine Faſſung brachten. Nach Tiſche trat ich zur Hofmeiſterin, küßte ihre Hand und ſagte, ich ſähe dort einen Flügel ſtehen und bäte ſie, etwas hören zu laſſen. „Ja, ſagte ſie, ich lehre die Kinder ſpielen und ſingen, aber Mlle. Albertine iſt mir über den Kopf gewachſen, wenigſtens glaubt ſie es.“ Darauf ſetzte ſie ſich hin und ſpielte ein Rondo auf dem ziemlich abgeſpielten Flügel, worüber ich ſie ſehr lobte und nun etwas von ihrer Gunſt gewann; denn nun ſprach ſie doch auch etwas mit mir. Bertha trat herzu und verlangte, daß ich ſpielen ſolle. Ich ſagte, dies wolle ich gern, doch vorher ſolle ſie mir erlauben, ein Meſſer und Rabenfedern zu holen, um das Inſtrument zu befielen, denn ſo wäre es nicht möglich darauf zu ſpielen. „Ach! wie glücklich ſind Sie, dieſe große Kunſt zu verſtehen. Wir müſſen immer einen Wagen nach der Stadt ſchicken, um den Stimmer zu holen und manchmal reißen die Saiten, oder verſtimmen ſich gleich wieder, wenn er fort iſt.“ Ich bot mich an, dieſe Kunſt ihrem Nachtwächter zu lehren, wenn er Luſt dazu hätte, welches angenommen ward.

Nachmittags ging ich auf die Stube, um mein Jour-

nal in Ordnung zu bringen, unterdessen die Gesellschaft im Garten Kaffee trank.

Der Amtmann kam mir auf die Stube nach und fing an zu reden: „Sie scheinen mir ein wackerer junger Mann zu sein, und so nehme ich keinen Anstand, Ihnen Folgendes zu eröffnen: Ich bin von Neidern wegen der Führung der neuen Gebäude angeschwärzt, das wußte ich, ehe Sie kamen und jetzt merke ich, der Geheime-Rath sinnt auf Kleinigkeiten, um den Verdacht zu bestätigen. Wie kann man glauben, ich werde mir selber schlechte Gebäude bauen, da ich das Amt behalten will, um die Kammer um einige armselige Hundert Thaler zu betrügen? Der Bau ist noch nicht ganz fertig, also weder abgenommen, noch übergeben und man kommt schon mit einer Untersuchung. Sagen Sie selbst als ein verständiger Jüngling, ob das recht ist?" Ich antwortete, daß ich hier kein Recht zu sprechen hätte; die Instruktionen des Gerichts kenne ich nicht, ich wäre in meiner Pflicht und es würde mich unglücklich machen, in einem so lieben Hause ein unangenehmes Andenken zu hinterlassen. Uebrigens irre er sich vollkommen in dem Charakter des Geheimen-Rathes, der ein ernsthafter, billiger, liebenswürdiger Mann sei, aber doch seine Sendung erfüllen müsse; mit diesem solle er offen und frei

reden, und ich sei versichert, er werde mich loben, wenn er meinem Rathe folge. So ging er aus der Stube.

Die Sache aber war, wie sich nachher zeigte, folgende: der Amtmann war ein Liebhaber schöner Pferde, mit denen er Handel trieb. Er ließ also den Stall für diese Thiere auf's Allerbeste zuerst bauen und einrichten.

Dies hatte Aufsehen erregt; man hatte geglaubt, der Amtmann ließe die andern Gebäude schlechter bauen, um jene mehreren Kosten zu decken, und ihn dieserhalb also beim Minister verklagt.

Ehe ich jedoch dies letztere wußte, ward mir sehr bang um's Herz. Ich nahm Anstand, dem Geheimen-Rath meine Unterredung mit dem Amtmann zu berichten; in einem Hause, wo ein so schönes Mädchen wohnte, sollte ich ein so fatales Geschäft vollbringen helfen; das that mir weh! — Manches hatte sich schon gefunden und das Schlimmste, fürchtete ich, müsse nachfolgen.

Vor dem Abendessen ging ich vor dem Hause unter den Bäumen auf und ab. Bertha trat in die Hausthür; sie näherte sich und wir gingen zusammen. Sie erzählte mir, der Vater sei eben mit dem Geheimen-Rath in lautem Wortwechsel begriffen; sie wisse gar nicht, was das bedeuten solle; die Mutter weine und das ganze Haus sei auseinander; ich solle doch den Geheimen-Rath zu beruhigen suchen, sie wolle den Vater

bewegen. Uebrigens sei der Nachtwächter gekommen, sie habe ihn rufen lassen und ich solle ihn lehren den Flügel bekielen.*) Alle diese Dinge wirkten, ich weiß selber nicht, was bei mir, ich war in entsetzlicher Herzensangst.

Der Nachtwächter war ein Mensch von 32 Jahren und sah wohl aus. Ich fand ihn so gelehrig und anstellig, daß ich ihn bald fragen mußte, wie er hier zu dem Dienst komme und darin beharre. Er versetzte, er wolle mir dies auf den Abend erzählen; um 10 Uhr ginge er singen und wenn ich mit ihm sein wolle, so wolle er mir die ganze Nacht erzählen. Ich bestellte ihn auf den andern Tag wieder, um ihn ferner zu unterrichten und er ging von dannen.

Ich ging nun auf die Stube zum Geheimen-Rath und erzählte ihm meine Unterredung mit dem Amtmann,

*) Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte man Flügel d. h. mit Stahlsaiten bezogene Tasteninstrumente, deren äußere, vorn breite, hinten spitz zulaufende lange Form Aehnlichkeit mit einem wirklichen Vogel-Flügel hatte. Der Anschlag dieses eigenthümlichen, jetzt ganz veralteten Flügels geschah aber nicht durch Hämmer, wie bei den Fortepianos, auch nicht durch Stiftenden, sogenannte Tangenten, wie bei dem Klavier und jetzigen Flügeln, sondern die Saiten wurden durch Stückchen Rabenfeder-Kiele, die in den Decken angebracht waren, gerissen. Später erfand der Orgel- und Instrumentenmacher Wikiel 1740 statt der Kiele, die einer steten Ausbesserung bedurften, an den Decken kleine Messingfedern, welche die Saiten zum Klingen brachten.

(v. Schilling's Lex. d. Tonkunst.)

und daß ich es für Pflicht hielte, ihm ſolches wieder zu ſagen. —

„Dieſer wunderliche Menſch,“ ſagte der Geheime-Rath, „ſieht in mir durchaus nichts, als den Feind ſeines Hauſes; er tritt in die Stube, fährt daher, und ſagt Bitterkeiten über mein Amt, als wenn er der ſchuldigſte Menſch wäre. Ich weiß nicht, was er will, denn ich bin im Stillen überall ſchon umhergeſtreift und finde mehr zu loben, als zu tadeln. Der Stall iſt freilich koſtbar gebaut und größer, als er zu ſein brauchte, doch iſt an den andern Gebäuden nichts geſpart oder weggelaſſen. Ich bin der Meinung, er iſt aus Neid angeſchwärzt; aber ich muß doch unterſuchen, die Sache mag ausfallen, wie ſie wolle; wenigſtens von ſeiner Seite iſt an gar keinen Betrug zu denken, und was die Werkleute verſehen haben, ſollen ſie verbeſſern, ehe ich von hier gehe.“

„Sie aber, fuhr er fort, „werden auch zu flicken haben an Ihrem Herzen, wenn Sie von hier weg ſind. Ich merke, die Mademoiſelle Albertine, die Sie ſich ſchon zu einer „Bertha“ getauft haben, hat Ihnen einen ſchönen Stich beigebracht. Wenn der Miniſter merkt, daß wir uns hier verliebt haben, iſt er im Stande eine zweite Unterſuchungs-Commiſſion herzuſchicken.“ —

Ich war ausgelaſſen vor Freuden über des Gehei-

men-Rathes Geſinnung gegen den Amtmann, doch eben ſo ſehr erſchrocken über ſeine Entdeckung, denn er ſagte mir, was ich mir ſelber noch nicht geſagt hatte: ich liebte! Ja, ich liebte die ſchöne Bertha, nun war mir Alles klar und alle meine Angſt fiel von mir, wie Blei, ich flog wie ein Vogel davon.

Mein erſtes Geſchäft beſtand darin, Bertha aufzuſuchen; ſie war lange nicht zu finden; endlich kam ſie von der Tochter des Predigers. Ich ſagte ihr meine Neuigkeit, welche jedoch nicht den erhofften Eindruck machte, da ſie von einer kranken Freundin kam, für die ſie ſehr beſorgt ſchien.

Die Reviſions-Angelegenheit war endlich zur Zufriedenheit aller Theile beſeitigt, doch der Miniſter hatte dem Geheimen-Rath aus der Reſidenz geſchrieben, daß er ihn hier abholen werde, um die umliegenden Aemter zu bereiſen; bis dahin alſo mußten wir hier bleiben und hatten wenig zu thun. Eines Morgens kam mein Nachtwächter, der Martin hieß, zu mir. — „Ich habe Sie," ſagte er, „alle Abend erwartet; es kann ſein, daß Ihnen an meiner Geſchichte nichts liegt, doch mir liegt daran. Sie gehen doch nach Berlin zurück und können mir, wenn Sie wollen, einen Dienſt thun."

Er erzählte nun, er ſei eines Landpredigers Sohn aus Weſtphalen. Während ſeiner Studien in Halle habe

er nach 15 Monaten Streit mit einem andern Studenten wegen eines Mädchens bekommen. Er habe ihn am Kopfe verwundet, der Menſch aber habe verdorbene Säfte gehabt, die ſich auf ſeine Wunde geworfen und nach zwei Monaten ſei er geſtorben. Sein Vater ſei über dieſen Zufall untröſtlich, wolle ihn nicht mehr ſehen und ihn enterben. Er habe flüchtig werden müſſen und ſich, da er alle Land- und Feldarbeiten verſtehe, von Dorf zu Dorf als Dreſcher oder Knecht bis hierher umgetrieben, wo er nun ſeit einem Jahre Nachtwächter ſei, und ſich den Augen der Welt alſo am leichteſten verbergen könne. Er wohne hier in dem Hauſe eines Tagelöhners, wo er am Tage Vogelkäfige ſchnitze und Felgen zu Wagenrädern aushaue. Der Amtmann habe ihn geſtern gerufen und ihm geſagt, daß er nächſtens Küſter werden ſolle, er habe darauf nichts geantwortet, beſtände aber der Amtmann darauf, ſo müſſe er auch von hier wieder fortgehen. Nun ſei er auf den Gedanken gekommen, ſich mir anzuvertrauen; er hoffe, ich werde dies Vertrauen nicht mißbrauchen und ihm eher nützlich, als ſchädlich ſein. Sein Leben ſei ihm längſt zur Laſt, da er jedoch von einer Mutter zärtlich geliebt werde, die er nicht betrüben wolle, ſo habe er beſchloſſen zu leben, ſo lange es gehen wolle. Kurz vorher, ehe Sie kamen, fuhr er fort, war ich Willens, Bertinchen

meine Sache vorzutragen, da sie ein treffliches Mädchen ist, und mir schon viel Gutes gethan hat, doch fürchtete ich, sie möchte es ihrem Bräutigam wieder erzählen, den ich nicht leiden kann, weil er ein gar zu massiver Menschensohn ist, der durchaus kein Interesse nimmt, als an Weizen, Hafer, Gerste, Kühen und Pferden. Er mag übrigens ein guter Wirth sein und Vermögen haben, das Mädchen aber ist etwas besseres werth. —

„Wie!" rief ich aus, „Bertha ist verlobt?" „Ja," sagte er, „schon seit Ostern. Auf Pfingsten kommt er wieder her; er ist ein und zwanzig Jahr alt und scheint sich gar nicht sonderlich um das Mädchen zu kümmern. Da er dem schönen reinen Wesen so nahe ist, könnte er wenigstens jede Woche einmal kommen; doch er kommt nur, wenn er weiß, daß der Amtmann ein neues Pferd im Stalle, oder neue Ostfriesische Kühe hat, und dann ist, so wie er vom Pferde steigt, sein erster Weg zum Stalle; nach dem Mädchen sieht er kaum." Es war mir unmöglich, die zerreißende Bewegung meines Busens zu verbergen. „So jung noch, sagte ich und schon in Banden, schon in Gefangenschaft?" — „Ja," sagte er, „das ist hier nicht anders. Auf dem Lande ist solch ein Mensch was werth und der Amtmann hat ihn gern; er kauft kein Pferd, Kraft (so hieß der Bräutigam) muß es erst reiten; warum ich ihn nicht wohl

leiden kann, iſt, weil er nichts ſchätzt, als was er brauchen kann, alles Andere iſt für ihn nicht in der Welt."

„Ich hatte," fuhr er fort, „einen Nachtigallen-Käfig ſauber geſchnitzt, und brachte ihn der Bertinchen am Oſtermorgen mit einer herrlichen Nachtigall. Das Kind machte ihn auf die fleißige Arbeit und den ſchönen Geſang des Vogels aufmerkſam. „Ein Schwein auf dem Koben und die Nachtigall auf dem Baume ſehe ich lieber!" — Er hatte ſich einen Wagen in Frankfurt machen laſſen, der kam hier an, und wurde allgemein bewundert. Da ich nichts ſagte, ſo fragte er mich: „Nun Martin, was ſagſt denn Du?" — Der Wagen, ſagte ich, ſieht gut genug aus; ich mag aber das Pferd nicht ſein, das ihn zieht; er geht ſchwer im Sande, und lange wird er nicht halten. — „Mach's beſſer, dummer Hans!" rief er aus; „ein Vogelbauer iſt es nicht, Du wirſt ſo einen Wagen nicht machen." — Da machte ich mich daran, ſuchte mir das Holz aus und baute dem Amtmann einen Wagen. Dieſer hat ihn beſchlagen laſſen, und iſt letzthin damit zum Schwiegerſohne gefahren, der ſeinen neuen Frankfurter Wagen glücklich zerbrochen hat. Da hat denn Kraft geſagt: „Das hätte ich in dem Jungen nicht geſucht, daß er das könnte; er ſoll mir auch einen Wagen bauen." Doch das wird Martin bleiben laſſen.

Martin ſagte mir nun ferner, er habe einen Oheim, der Kammer-Gerichts-Rath in Berlin ſei; dieſem ſolle ich melden, daß er lebe und eine Vereinigung mit ſeinen Eltern wünſche; zum Studiren habe er die Luſt verloren, aber er wolle dem Vater die Wirthſchaft führen, daß er mit ihm zufrieden ſein ſolle.

„Doch," fuhr er fort, „Sie nehmen, wie ich merke, großen Antheil an dem Mädchen. Sie ſind erſt wenige Wochen hier; Sie können höchſtens 20 Jahr alt ſein. Haben Sie dies Haus ſchon ſonſt gekannt?"

„Ach," ſagte ich, „hätte ich es niemals kennen gelernt!" — Ich geſtand ihm, daß der erſte Anblick des Mädchens mich durch und durch ergriffen hätte; daß er mich in dieſem Augenblicke zu dem unglücklichſten Menſchen mache durch ſeine Nachricht. „Dies thut mir leid," ſagte er, „aber erfahren mußten Sie es doch; ich hätte Ihnen das Mädchen gewünſcht; ſie iſt Ihrer vollkommen würdig." Und nun fuhr er, wie ein Strom fort, ſich über das Lob dieſes Mädchens zu ergießen. „Sie iſt wie ihre Mutter, die ich trotz ihrer Narben ſchön finden kann, denn dieſe regiert das ganze Haus mit Liebe und Freude. Sie iſt eine vollkommene Wirthin; ich kenne nur eine, mit der ſie zu vergleichen iſt, das iſt meine Mutter. Eine größere Kennerin des Geſindes, als die Amtmännin, iſt uns nicht vorgekommen. Eine Magd,

die ſie in Dienſt nimmt, iſt auch gewiß gut und wird alle Tage beſſer. Gehen Sie durch das ganze Haus, durch die Molkerei, in's Brauhaus, in die Brennerei, in die Kuhſtälle, überall finden Sie Ordnung und Reinlichkeit. Dabei ſchilt und ſchimpft ſie nicht; auf dem ganzen Amte iſt es ruhig. „Aber," ſetzte er hinzu: „Was hätten Sie denn auch mit dem Mädchen gewollt? So jung Sie ſind, ohne Amt, mit Ihrem Talent und mit Ihren Ausſichten müſſen Sie jetzt, können Sie jetzt nicht heirathen. Hätte ich Ihr muſikaliſches Talent gehabt, ich wäre geraden Weges nach Italien gegangen, wozu ich eine ſonderbare Neigung habe; wollen Sie denn nicht nach Italien gehen?" — Ich erſchrak, als der Menſch dieſe Saite tönen ließ. „Geben Sie mir Ihre ſchöne Stimme, und ich gehe von hier dahin, ohne vorher nach Berlin zu gehen, wo mir das Herz im Leibe friert. Aber Sie irren ſich in mir; ich bin allerdings nicht ohne Naturel und Trieb zur Muſik, aber mein Spiel, welches hier freilich hinreicht, iſt noch zurück, und wird niemals beſonders werden, weil meine Hände ſchon vom Handwerke angegriffen ſind. In der Compoſition iſt noch ſoviel als gar nichts geſchehen, denn ich habe keine ordentliche Unterweiſung darin gehabt; was ich thue, geſchieht aus angeborner Luſt; meine Stimme iſt ſchwach und in Italien müßte ich verhungern, ſchon

deswegen, weil ich die Sprache nicht kenne." — „O, wenn Sie sonst keine Sorge haben," sagte er, „so müssen Sie auch wissen, daß man in Italien beinahe von gar nichts leben kann und eine Sprache lernt sich." — Als Martin fort war, kamen mir meine eigenen Gedanken wieder. Es war mir doch seltsam, daß Bertha auch nicht ein Wort von ihrem Bräutigam gesagt hatte. Ich entschloß mich indessen, sie nicht zu fragen und die Sache in Geduld abzuwarten; doch wollte ich wissen, ob sie ihn liebe; — und wenn sie ihn nicht liebt, wird sie darum dich lieben? wird sie überhaupt einen Mann besonders lieben können? sie, die von Allen geliebt wird, eben, weil sie selbst gegen Alles voll Liebe ist? — Alle diese Fragen durchkreuzten sich in mir und thaten wenigstens eine temperirende Wirkung auf meine erregte Leidenschaft.

Sonntag früh kam der Minister, den Geheimen-Rath abzuholen. Es war nur ein Platz im Wagen und ich mußte zurückbleiben; sie fuhren noch vor Tische ab.

Kurz vor der Mahlzeit kam unerwartet der Bräutigam, der junge Herr Kraft an. Ich war in großer Bewegung und fürchtete einen Auftritt. Wie mir Martin gesagt hatte, so war es: der Amtmann war auf dem Hofe; Kraft stieg ab, begrüßte seinen Schwiegervater und sie gingen gleich in die Ställe umher, und traten nicht eher in's Haus, bis das Essen aufgetragen war;

ſo hatte ich Zeit, mich abzukühlen. Ich hatte eine Art Ehrfurcht vor dem jungen Mann bekommen, indem er ſein ſicheres Eigenthum nicht vor meinen Augen in Beſitz nahm. Er trat in die Stube und verneigte ſich kurz gegen mich, nachdem mir ihn der Amtmann vorgeſtellt hatte; man ſetzte ſich an den Tiſch.

„Ich wäre," ſagte er, „nicht gekommen, wenn ich gewußt hätte, daß der Geheime-Rath ſchon wieder fort iſt; denn dieſen wollte ich um etwas fragen. Der Vater hat voriges Jahr eine Eisgrube bauen laſſen. Sie iſt nach dem beſten Muſter gebaut, aber wir haben ſchon jetzt kein Eis mehr und ich wollte den Geheimen-Rath fragen, woran das liege?" — Ich fragte, ob er mir das Gebäude wohl genau beſchreiben könne? — „Ich habe," ſagte er, „die Zeichnung mitgebracht, wonach ſie genau gebaut worden iſt." Er nahm ſie aus der Taſche und gab ſie mir.

Ich ſagte, gegen die Struktur wäre nichts einzuwenden, wenn ſich jedoch das Eis darin 8 bis 9 Monate halten ſolle, ſo müſſe ſie wenigſtens noch einmal ſo groß ſein, weil eine ſo kleine Maſſe Eis ſich nicht ſo lange halten könne. „Habe ich's nicht gedacht!" rief er aus. Die Eisgrube, nach welcher dieſe Zeichnung genommen, iſt gerade noch einmal ſo groß; mein Vater aber ſagte: was ſoll ich mit alle dem Eiſe

machen? Ich will das Gebäude nur halb so groß haben und nun ist all' das Geld weggeworfen."

Nach Tische ward allerlei vorgenommen; Bertha sang einige Lieder sehr artig; der Hofmeister bat, sie möchte doch singen: „Das ganze Dorf versammelt sich." — „Ach!" sagte sie, „damit verschonen Sie mich. Traurige Lieder muß man nur singen, wenn man traurig ist und allein; mir wird allemal nicht wohl um's Herz, wenn ich ohne Noth die lamentablen Gesänge hören muß. Ich mag gern Antheil nehmen, aber ich muß helfen können, und wer kann vergangene Schmerzen lindern." —

„Das ist auch mein Sinn," sagte Kraft, „mich kann's fast aus der Fassung bringen, wenn mich einer traurig machen will, man hat andere Sachen zu thun, als bei guten Tagen zu trauern."

Der Hofmeister nahm wieder das Wort, indem er ausrief: omnibus hoc vitium est cantoribus! Es wäre nun die Art aller Virtuosen, sich nicht hören zu lassen, wenn sie gebeten würden; schon Horaz habe darüber geklagt und so sei es noch; und nun sprach er noch lang und breit über dies Capitel. „Nun," sagte Kraft, „wenn Horaz es gesagt hat, so dächte ich, Sie hielten das Maul. Tinchen hat gespielt und gesungen ohne Umstände und Ihre Predigt paßt also nicht

hierher. Uebrigens muß ich gestehen, daß ich auch nicht geneigt wäre Jedem aufzuspielen, der es verlangte und wenn wir ehrlich sein wollen, denken wir vielleicht Alle so, wenigstens handeln wir meistentheils so. Hab' ich nicht recht?" fragte er, indem er sich gegen mich wandte. „Ein Jeder," sagte ich, „hat Recht, der ehrlich sagt, was er denkt. Es ist natürlich, daß das, was einer kann, sich nicht zu allen Stunden gut hervorbringen läßt; wer dagegen aus Ungefälligkeit ablehnen wolle, den könne man billiger Weise tadeln, das aber würde unsere schöne Bertha immer nicht treffen, die ja das Gegentheil von aller Ziererei sei."

„Ja," sagte die Erzieherin, „wenn's darauf ankommt, der Mademoiselle Albertine das Wort zu reden, so regen sich alle Zeugen; diese muß nicht Unrecht haben!" — „Nein," sagte Kraft, „das muß sie auch nicht, wenn sie unschuldig ist."

Man fing an, ernsthaft gegen einander zu werden und die Amtmännin sagte: „Der Kaffee ist im Garten, ich denke, wir reden jetzt von etwas Anderem." „Und ich," sagte Kraft, „werde nach Hause reiten, sonst wird es Nacht." So ging er und kam nicht wieder, Bertha begleitete ihn. —

Der Kaffee ward im Garten getrunken. Bertha ging mit mir einen Gang auf und ab. „Ich hatte

Ihnen," ſagte ſie, „noch nicht geſagt, daß Kraft mein Mann werden ſoll; iſt es nicht ein recht guter Menſch?" „Er gefällt mir über alle Maßen," antwortete ich, „ich beneide ihn um Vieles, aber ich muß ihn ſchätzen." — „O," ſagte ſie, „wollen Sie wiſſen, was er von Ihnen ſprach, da er ſich auf's Pferd ſetzte? Das iſt ein ganz anderer Junge, als der überweiſe Hofmeiſter. Ich käme öfter her, aber dieſer Menſch und die Mamſell könnten mich aus dem Himmel verjagen; ich kann ſie alle Beide nicht leiden; ihre Naſe iſt zu ſpitz und ſeine zu breit." Nun wußte ich denn Alles, was ich wiſſen ſollte. Es überfiel mich eine Achtung gegen die beiden jungen Leute, die ſich ſo rein und wahr gegen einander verhielten, wogegen mein entflammtes Herz eine traurige Figur machte. Nach einigen Tagen kam der Miniſter mit dem Geheimen-Rathe zurück. Er ſah unſere Reviſions-Protokolle durch, unterrichtete ſich augenſcheinlich von der Verfaſſung der neuen Gebäude, lobte den Stall und die ſchönen Pferde und reiſte ab. Nach einigen Tagen gingen auch wir in Frieden und gutem Andenken nach Berlin zurück.

Bei meinem Abſchiede fragte ich Bertha, ob es Kraft wohl nicht übel nehmen würde, wenn ſie mir zum unvergeßlichen Andenken einen Kuß mitgebe? „Wenn es unvergeßlich ſein ſoll, muß ich Ihnen wohl zweie geben, daß es vorhält; auf Pfingſten iſt unſere Hochzeit, dann

denken Sie an uns und kommen Sie lieber ſelber.“ Ich fuhr auf ſie zu und küßte ſie in der Inbrunſt meines Herzens zum dritten Male.

„Nun,“ ſagte ſie mit großer Anmuth, „diesmal ſei es genug, ſonſt müſſen wir Erlaubniß nachſuchen.“ — So fuhr ich von dannen, und noch heute habe ich keinen Ausdruck für die Wirkung dieſer Küſſe. Bertha iſt mir das Modell geblieben zu allem, was weiblich ſchön und liebenswürdig iſt; die völlig ausgewachſene Geiſtesgeſundheit in einem ſo jungen, blühenden Körper, dieſe Erinnerung wird nur mit meinem Leben verlöſchen. Sie ſtarb leider im erſten Wochenbette an ungeſchickter Behandlung und wie ich gehört habe, ſoll Kraft untröſtlich geweſen ſein.

Gleich nach meiner Ankunft in Berlin ſuchte ich den Kammergerichts-Rath auf. Er wußte Alles, nur Martin's Aufenthalt nicht. Der Prozeß war entſchieden, der Tod des Studenten war zwar die nächſte Folge des Duells geweſen, doch hatte ſich gezeigt, daß alle Säfte des Patienten verdorben, und ſein Tod auch ohne den übrigens nicht tödtlichen Hieb, ſo gut als gewiß geweſen wäre. Nur durfte Martin nicht wieder auf die Univerſität kommen, das Uebrige konnte mit Geld abgemacht werden, weil das Zeugniß der Profeſſoren und der Eltern zu Gunſten des Angeklagten war.

Ich war nun im Violinſpielen ziemlich fortgeſchritten und ſeitdem ich eine gute Bratſche hatte, ſpielte ich auch Bratſchen Concerte, die man gerne von mir hörte. Dies veranlaßte viele Invitationen zu Concerten, wobei ich zuletzt wie unentbehrlich wurde, da ich auf 3 Inſtrumenten Concerte ſpielte. Dadurch lernte ich denn einen jungen Juriſten, Namens Seebald kennen, von dem ich bald unzertrennlich wurde, weil er ein trefflicher Muſikus war. Er hatte weder eine ſchöne Violine, noch einen ſchönen Ton, aber ſpielte rein und war der beſte Anführer eines Liebhaber-Orcheſters, denn er konnte mit ſehr mittelmäßigen Leuten, wenn ſie nur willig waren, die beſtmöglichſte Muſik machen...

Durch Seebald wurde ich in einem Hauſe bekannt, das aus zwei Brüdern und einer Schweſter beſtand, die ſämmtlich unverheirathet waren. Die Brüder bliesen beide Flöte; die Schweſter, ein nicht ganz junges, aber kräftiges Mädchen mit den ſchönſten ſchwarzen Augen und Haaren, bewirthete ſehr artig ſolche Gäſte, mit denen ihre Brüder Muſik trieben. Es gefiel mir bald in dem Hauſe, das ich denn auch oft genug beſuchte, wo man jeden Abend wenigſtens ein Trio haben konnte. Seebald liebte das Mädchen, das konnte ich bald merken; aber die Sache mußte traurig enden, indem der gute Menſch von einer ſchwachen Geſundheit war, welche

sichtbarlich abnahm, bis er zu meinem großen Leidwesen starb. —

Seit Seebald's Tode war ich nun Director aller Concerte an seiner Stelle geworden, in denen ich mit ihm zusammen gewesen war. Diese Concerte zeichneten sich dadurch aus, daß das Ganze kein bloßer liebhaberischer Zeitvertreib war, sondern auf ernsthafte künstlerische Beschäftigung deutete. —

Unter unsern musikalischen Häusern befand sich das eines Destillateurs, Namens Radicke, der sich neben seinem Erwerbe mit dem Orgelbau beschäftigte und außerordentlich sauber arbeitete. Seine Orgelpfeifen, seine Claviaturen, die er alle eigenhändig machte, waren daher Muster der Nettigkeit. Er war längst mit den besten Instrumentenmachern befreundet und sah diesen ihre Mensuren und äußern Handgriffe ab. Er baute sich einen großen Concertflügel mit 3 Claviaturen, der einen vollen, schönen Ton hören ließ und eine Menge Veränderungen hatte. Seinen Sohn ließ er im Clavierspielen unterrichten, so daß er ein leichtes Concert nach seiner Art spielen konnte. Daraus entstand ein kleines Concert in dem engen Hause, das anfänglich in jeder Woche einmal abgehalten wurde.

Zu diesem Concerte fand sich auch ein Mühlenbescheider Namens Bruvill ein. Dieser stille Mann

hatte sich seine Violine selber gemacht und nachher auch selber ohne mündliche Anweisung darauf spielen gelernt. Das Instrument war nach einem schönen italienischen Muster vollkommen nachgearbeitet. Er spielte rein, hatte einen guten Ton und lernte in diesem kleinen Kreise bald seine Stimme so verstehen, daß er brauchbar genannt werden konnte. Dieser wohnte in der Werderschen Wassermühle ganz oben unter dem Dache mit seiner Frau und einer etwa achtzehnjährigen Tochter. War nun Radicke ein sauberer Nacharbeiter im Kleinen, in der Schnitzelei und langsam an seinen Arbeiten; so war Bruvill ein Mann, der eine Mühle von sieben Gängen beschaffte und tüchtige Müllergesellen bildete; der ganze Styl dieses Mannes war daher derber, einfacher, man konnte sagen, tiefer.

Radicke hatte, ehe er seinen großen Flügel anfing, einen kleinen zur Probe gemacht, der ihm ganz wohl gelungen war; Bruvill beschloß auch einen Flügel für seine Tochter zu bauen. Er hatte unter den Instrumenten, die er zum Muster aufsuchte, einen großen Orchesterflügel vom alten Silbermann*), entdeckt, und sogleich die

*) Es giebt mehrere berühmte Orgel- und Instrumentenbauer dieses Namens. Drei Brüder Joh. Andreas, Johann Daniel und Johann Heinrich stammen aus Straßburg. Ferner Gottfried S. ein Vatersbruder der Obengenannten ist wahrscheinlich der von

ſichere Meiſterſchaft daran wahrgenommen. Nach dieſem Muſter arbeitete er nun einen dreichörigen Flügel mit 2 Claviaturen aus. Er war nicht ſo groß, als der, den Radicke gemacht hatte, aber der Ton war noch ſchöner. Nun ließ er auch ſeine Tochter im Spielen unterrichten, die bald große Fortſchritte machte, weil ſie ausgezeichnetes Talent beſaß.

Bruhill, dem das Concert in Radicke's Hauſe zu kleinlich ſein mochte, indem in einer engen Stube die Inſtrumente nicht austönten, hatte unter dem Dache ſeiner Mühle einen Raum ausgemittelt, der am beſten zu einer Stube genutzt werden konnte. Dieſe Stube wurde ſo groß als möglich mit Bretterwänden eingerichtet und bald ſtand eine artige Concertſtube da, deren Wände mit muſikaliſchen Sinnbildern geziert waren.

Nun wurde das Concert wechſelweiſe eine Woche hier und eine Woche in Radicke's Hauſe gegeben. Die neue Stube war mehr, als noch einmal ſo groß und die Bretterwände thaten auch das Ihrige, einen beſſern Klang zu geben.

Zelter genannte; er war zu Frauenſtein den 14. Januar 1683 geboren und ſtarb den 4. Auguſt 1753 zu Dresden. Er wird von Einigen als Erfinder des Pianofortes angegeben, was jedoch auch beſtritten wird; jedenfalls iſt er der Erfinder des Cembal d'amour. Seine Inſtrumente waren damaliger Zeit ſehr beliebt.

Die ganze Musik bestand hier in fünf Violinen, zwei Bratschen, zwei Violoncellen, einem Contravioloen, zwei Flöten und dem Flügel. Seebald, der große Lust daran hatte, gab sich große Mühe. Er hatte von dem berühmten Dresdner Orchester gehört, daß der dasige Concertmeister Pisendel*) jede Stimme durch seine Hand geben ließ, ehe sie aufgelegt wurde; dann bezeichnete er sie genau mit Auf- und Abstrich, mit Piano und Forte und allen Motificationen und hielt darauf, daß das ganze Orchester diese Zeichen befolgte; daraus entstand, daß der Componist jedesmal seiner Wirkung gewiß war. Man brauchte weniger Proben; die Artisten spielten mit Lust und Kraft und die Kenner behaupteten, daß alle Violinbögen im ganzen Dresdner Orchester zugleich auf- und abgingen und hierauf gründete sich der damalige Ruhm desselben. Dies sollte nun auch unter uns erreicht werden. Seebald bezeichnete die Stimmen; schwere Stellen wurden so oft wiederholt, bis sie gut hervortraten und in einigen Jahren hatte sich hier unter dem

*) Johann Georg Pisendel geboren zu Carlsburg in Franken den 26. Decbr. 1687, kam 1711 in die Dresdner Kapelle und starb 1755 den 25. November. Auch Gerber schreibt ihm das Verdienst zu, das Dresdner Orchester, auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht zu haben. Pisendel war übrigens, wie oben zu ersehen, schon vor Zelter's Geburt gestorben.

Dache der Werderſchen Mühle ein muſikaliſches Enſemble gebildet, das endlich die Aufmerkſamkeit einiger Kenner auf ſich zog. Der Concertmeiſter Joſeph Benda und der Hoforganiſt Schale waren zuletzt immer gegenwärtig, unterſtützten mit ihrem Rathe und gaben ihren Beifall durch das ſichtbare Vergnügen zu erkennen, welches ſie hier fanden.

Die ſchwerſten Sinfonien, Concerte, Ouvertüren von Bach, Graun, Goldberg, Müthel, Benda, Händel, Wolf, Vivaldi, Tartini, Haſſe, Kirnberger und Quanz wurden hier ſicher und natürlich aufgeführt. Ein Vorfall machte dem kleinen Orcheſter viel Freude. Ein fremder, nicht unfertiger Klavierſpieler erſchien und legte ein neues Concert vom Weimar'ſchen Wolf vor. In der Mitte des erſten Allegro hatte der Concertiſt das Unglück, zwei Blätter umzuſchlagen, ohne es zu merken, denn er ſpielte fort. Das Orcheſter ward dadurch ſo wenig geſtört, daß alle zugleich, wie verabredet, den Ort trafen, wo er fortfuhr und mit dem folgenden Ritornell auf den Punkt eintraten. Das Concert war aus G-dur. Als das Stück geendet war, trat der Hof-Organiſt Schaale*)

*) Chriſtian Friedrich Schaale, oder Schale, Königl. Preußiſcher Kammermuſikus und Violoncelliſt und zugleich Hof-Domorganiſt zu Berlin, geboren 1713 zu Brandenburg, war ein Schü-

heran und ſagte: die Modulation des Stückes ſei ihm ganz neu; der Componiſt ſei mit einem Male aus D-dur in E-moll gerathen. Er habe dies anfänglich für einen Schreibfehler gehalten, da aber das Orcheſter gefolgt, müſſe es am Stücke liegen. Hier nun ward das wahre Verhältniß der Sache aufgedeckt, wer aber von dem allen nichts glauben wollte, war unſer neuer Klavierſpieler. — Alle einmüthigen Verſicherungen der Ripianiſten, daß ſie beinahe eine ganze Seite hätten überſpringen müſſen, waren nicht hinlänglich, ihn zu überzeugen, bis denn zuletzt der alte Schaale an den Flügel trat und ihm die zwei Folioſeiten zeigte, die man nicht gehört hatte, weil ſie nicht waren geſpielt worden. Das Stück ward nun noch einmal wiederholt, wo denn Alles ſeinen ordentlichen Gang ging.

Nach Seebald's Tode ward ich mit einem Muſikus aus dem Orcheſter des Döbbelin'ſchen Theaters, Namens Schobert, bekannt. Dieſer hatte eine angenehme junge Frau, welche zu den beſſern Soubretten dieſes Theaters gehörte. Da beide nur eine geringe Gage vom Theater hatten, ſo mußte Schobert nebenher

---

ler von Chriſt. Ernſt Rolle, ward 1742 Königl. Kammermuſikus und 1764 zugleich Organiſt. Er gründete in Berlin das ſogenannte Liebhaber-Concert und ſtarb 1800.

Unterricht in der Muſik geben. Dadurch bekam ich Gelegenheit, öfter im Orcheſter an ſeiner Stelle den Dienſt bei der erſten Violine zu verſehen. Ich fand mich bald ſo fleißig zu allen Proben ein, wurde mit den Schauſpielern und Schauſpielerinnen, denen ich ihre Singrollen einlernen half, bekannt, und ward dieſen ſo unentbehrlich, daß ich hier ein ganz thätiges Leben fand. Manchmal ſtritten ſich zwei, drei, ja vier dieſer Leute um mich, wenn ich um 9, 10, 11 oder 12 Uhr accompagniren ſollte. Ich lernte hier die Arien der Hiller, Andrée, Georg Benda, Schweitzer, Reeſe u. a. kennen; zugleich aber auch das innerliche Leben des Schauſpieler-Gewerks, von dem ich freilich durch Georgens Haushaltung einen kleinen Vorſchmack hatte.

Indeſſen lebte man hier mit mehr Geſchmack, indem man wenigſtens noch einmal ſo viel verzehrte, als man einnahm. Was man wünſchte, war vorhanden; es fehlte nie an einem guten Frühſtück, oder ſonſtigen Leckereien; eher an einem Fleckchen in der Stube, wo man es hinſtellen, oder einem Stuhl, worauf man es verzehren konnte; denn Alles war bedeckt und belegt mit den Werkſtücken des geſtrigen oder heutigen Schauſpiels. Das bunte Leben hatte ſein Gefälliges, obgleich ich mich dabei nicht ganz wohl befand, weil von eigentlicher Kunſt gar keine Rede war. Man fragte nur immer, wo man ſich

nach dem Schauspiele treffen wolle? Das bekannte Pathos des alten Döbbelin, der seine Persönlichkeit in die Rollen und seine Rollen in's gemeine Leben übertrug, mißfiel mir deswegen nicht ganz. Ich konnte den Ernst verehren, mit dem er in Kleinigkeiten zu Werke ging. Recht schien er immer zu haben, besonders gegen viele dieser Leute, die gar nicht von ihm annehmen wollten und sich weit über ihm glaubten. Das deutsche Theater hatte jedoch damals wirklich bedeutende Subjecte. Fleck spielte als ein junger Mann schon ernsthafte, hohe und alte Rollen mit Glück; eine Madame Struzel (?) war als Lady Macbeth eine hohe Erscheinung; Mademoiselle Döbbelin, Langerhans, Brückner und dessen Frau, eine Mlle. Withöft, Madame Mejo, waren in ihrer Blüthe; Mlle. Riclas war eine Julie, wie man sie wünschen konnte; dazu kamen die Gastrollen eines Schröder, Brockmann u. a. — Die Shakespear'schen und Lessing'schen Stücke wurden mit Glück und mit Genuß gegeben. Wäre dazumal eine Seele gewesen, die den schönen Körper regiert hätte, ein deutscher Fürst, der das Deutsche aus Deutschheit geliebt, die Dichter ermuntert, die Künstler angefeuert, geehrt hätte; die Epoche wäre erwünscht genug gewesen, um für eine lange Reihe von Jahren ergiebig zu sein, anstatt daß das deutsche Theater schon seit manchen Jahren wieder von den Brosamen der Fran-

zosen leben und ſich an fremden in's Deutſch überſetzten Sitten wo nicht bilden, doch daran gewöhnen muß.

Schobert hatte einigen Verdruß beim Theater bekommen und wollte ein anderes Engagement ſuchen. Dies eröffnete er mir zuerſt und da er zu dieſem Endzwecke verreiſen mußte, erſuchte er mich, an ſeiner Stelle zu ſpielen, bis er wieder käme; dies that ich ſehr gern. Kurz vorher hatte ich den Anfang gemacht, ſeine Frau, die er Roſa nannte, im Singen zu unterrichten; dieſe Roſa war ein ſehr junges munteres Weſen von gutem Hauſe und war mit Schobert davon gegangen; ob ſie förmlich verheirathet waren, weiß ich nicht. Man konnte ſie keine Schönheit nennen, aber ſie war wohlgebildet, bewegſam und von guter Stimme, mit der ſie übrigens wenig anzufangen wußte, weil ſie nicht ordentlich gelernt hatte; indeſſen ſang ſie, wie damals mehrere ihres Gleichen friſch weg große Arien.

Dieſe Epoche jedoch war für mich nicht ganz unfruchtbar. Ich las mit Begierde die Litteratur- und Theaterzeitungen; ich hatte mir bald im Orcheſter einen beſtändigen Platz ausgemittelt, wo ich bald bei den Violinen, bald bei den Bratſchen thätig ſein konnte. Ich bekam Luſt, eine Oper zu componiren; aber es war kein Gedicht zu bekommen; endlich machte ich mich an die Gellert'ſche Oper: das Orakel, in der ich einen guten

Theil fertig hatte, als mir Jemand ſagte, ich hätte keine Hoffnung, dies veraltete Gedicht auf's Theater zu bringen, daher ich denn davon abließ.

Um dieſe Zeit waren die Benda'ſchen Opern auf's Theater gekommen,*) an denen ich einen ſo großen Antheil nahm, daß ich im Orcheſter mit meiner Violine in der Hand, Thränen bittern Antheils vergeß. Der Componiſt ſelber (Georg Benda) erſchien in Berlin und dirigirte ſeine Opern. Ich war ſehr aufmerkſam auf alle Worte und Zeichen, die der originelle Mann von ſich gab, dem Orcheſter und den Sängern ſeine Meinung deutlich zu machen und ich glaubte Alles zu verſtehen, da ich mit den Perſonen des Stückes bekannt war. Juliens Bild, wie es ſich durch Benda's Muſik in mir eingegraben hatte, konnte ich nun gar nicht mehr los werden; ich lebte und litt, ich lag im Sarge mit ihr. So weit wollte ich es bringen; die Compoſition eines ſolchen Stücks ſollte mein Ziel ſein.

Schon die Ouvertüre erregte meine ganze Eiferſucht.

*) Die erſte Oper Georg Benda's, der Holzhauer, ward 1774 zu Berlin gegeben, dann folgte das Duodrama, Ariadne auf Naxos 1776, d. 23. Auguſt zuerſt gegeben und im Ganzen 35mal, Medea 1774 d. Jahrmarkt 1778; Romeo und Julie, Oper in 3 Akten v. Gosler; d. 8. Febr. 1779 zuerſt gegeben; ſie hatten ſich lange auf dem Repertoir gehalten und Medea iſt noch in unſerm Hoftheater aufgeführt worden.

Der ſtille Anfang derſelben; das Abwechſeln der Inſtrumente des Orcheſters mit denen auf dem Theater; die obligaten Violinen und Flöten; das ſtille Säuſeln des ganzen Orcheſters, das nur von einzelnen ahnungsvollen Accorden unterbrochen wird, erſchuf mir das unvermiſchte Bild einer ſüßen, geheimnißvollen Frühlingsnacht, durchwirkt von ſchmetternd rührenden Nachtigallgeſängen, die ſich endlich in den Schlummer der ganzen Natur verlieren. — In ſolcher Nacht, ſo fühlt' ich's, kann die Liebe den Liebenden erwarten. In einer Probe dieſer Oper, an der Stelle, wo Laura erſcheint mit den Worten: „Ach eben ſchloß ihr müdes Auge der Schmerzen ſtillende Schlaf," begleitete das Orcheſter nicht ſanft genug. Benda rief den Spielern zu: „Meine Herren, Sie werden das arme Kind wieder aufwecken, ſpielen Sie ja ſanft." —

Noch erinnere ich mich der Sorgſamkeit, mit welcher ich den ſanfteſten Ton aus meiner Violine zu ziehen ſuchte, um nur die heilige Ruhe dieſer Nacht nicht zu ſtören, in welcher Romeo zu ſeiner Julie ſchleichen ſollte.

Ich hatte bisher die Violin- und Flügel-Concerte dieſes Componiſten, wie ein zu lernendes Penſum mit Eifer geſpielt, ohne daß ich mir gefiel und nahm mir das Herz, den guten Benda zu bitten, ſich von mir eines ſeiner Soli vorſpielen zu laſſen. Er ſagte mir

das gewöhnliche Brave! — Nun bat ich ihn, mich nicht ſo abzufertigen und mir ſeine Meinung offen zu ſagen! Darauf verſetzte er in ſeinem treuen böhmiſch deutſchem Dialekte: „Ich glaubte, Sie wollten nur gelobt ſein; ich habe dies Solo für mich und meine Hand geſetzt, und es geſpielt wie das Meine; wenn es Ihnen alſo gefallen ſoll, ſo müſſen Sie es ſpielen, als wenn Sie es gemacht hätten, ſonſt mag ich es auch nicht gemacht haben.“ — Nun wußte ich, woran ich war, ohne mir den Sinn dieſer Worte erklären zu können, die ſich in meinem Gemüthe wie ein Räderwerk bewegten. Unterdeſſen ſpielte ich mehrere Wochen lang nur dies Solo und fiel endlich darauf, mir eine Stelle nach meiner Hand abzuändern, wodurch ich vermögend wurde, das ganze Stück mit gefälliger Bequemlichkeit bis an's Ende zu bringen. Dadurch fing mein eigner Vortrag an mir zu gefallen und nun war ich im Stande, dem Stücke einen Totalausdruck abzugewinnen, wodurch es mir immer lieber wurde.

Ungefähr acht Tage darauf wurde Benda's Ariadne probirt und Benda ſelber führte die Muſik an. Ich ſaß an der erſten Violine neben dem Vorſpieler, der mich unterrichtet hatte. Nach der Sinfonie kehrte ſich Benda zu mir, rückte meinen Oberleib zurecht und ſagte: „Wer nicht ſehen kann, muß ſich auf's Rathen legen,

und darauf müſſen Sie halten, ſagte er zum erſten Violiniſten. Im Nu, als er dieſe Worte geſprochen hatte, rückte ſich das ganze Orcheſter zurecht, und mir war es eine Urſache, von der Zeit an eine Brille zu tragen.

Als Benda fort war von Berlin, fing mir an das Leben und mein Dienſt bei den Schauſpielern langweilig und heillos zu werden. Die Benda'ſchen Muſiken hatten zugleich ſo auf mich gewirkt, daß mir die Muſiken der andern Theater-Componiſten nach und nach immer weniger ſchmecken wollten. Ich vermißte darin jene glühende Leidenſchaft, die mich eben wie aus dem Schlummer erweckt hatte. Gar zu lange konnte ich dies nicht verhehlen; ich ließ mich darüber in etwas derben Worten aus; man fing an kälter gegen mich zu werden, und kaum war Benda nicht mehr in Berlin, ſo war auch ich nicht mehr im Orcheſter, nachdem ich mich etwa ein volles Jahr in dieſem Weſen verſucht hatte.

Einer meiner heißeſten Wünſche war indeſſen unerfüllt geblieben. Ich kannte noch keine ordentliche Partitur und hatte ſchon längſt gewünſcht, ein Benda'ſches Stück in Partitur zu ſehen; auch dazu war mir nun durch die Entfernung vom Theater die Hoffnung ganz abgeſchnitten.

Darüber fiel mir ein, daß ein Bratſchiſt aus dem Orcheſter, der nebenher ein Taubenhändler war, einſt

gesagt hatte, er besäße die Partitur von Benda's Ariadne auf Naxos. Zu diesem nun ging ich hin; er besaß die Partitur wirklich, wollte sie aber nur verkaufen und verlangte so viel Geld dafür, als ich nicht hatte. Eines Tages kam er zu mir, und sah auf meinem Hofe ein Paar Tauben sitzen, welche meinem Nachbar gehörten und verlangte von mir, ihm diese Tauben zu geben, er wolle mir dafür die Partitur der Ariadne leihen. Daraus konnte nun freilich nichts werden, weil ich nicht einmal wußte, wessen die Tauben wären; indessen hatte ich bald ausgemittelt, daß sie einem Secretair gehörten, mit dem ich öfter in Concerten gewesen war. Zu diesem nun ging ich hin und nach manchem Hin- und Herreden wurde ich mit ihm einig, daß ich ihm für diese Tauben ein neues Bratschen-Concert komponiren sollte; darüber erhielt ich meine Tauben, welche ich sogleich gegen die Partitur umtauschte, an der ich Tag und Nacht schrieb, um solche sobald als möglich zurückzugeben.

Das Vergnügen, welches ich beim Abschreiben dieses Werkes empfand, ist nicht auszusprechen. Ich sah das Theater vor mir mit Allem, was darauf gehört, und nahm mir vor, ein ähnliches Stück zu componiren, worin es an Löwen und Ungeheuern nicht fehlen sollte. Das Gedicht selbst mißfiel mir übrigens im höchsten Grade; der Name Theseus zwar war mir ehrwürdig; aber den

Beſieger des Minotaurus, den Retter der Söhne ſeines Vaterlandes, ſah ich hier klagen, ohne daß ihm ein Finger weh that, wie einen bankerotten Kaufmann davon laufen und ſeine edle Retterin in der Einſamkeit unter den Thieren der Wildniß verlaſſen. Die Muſik riß mich hin zum Antheil, an den Perſonen dieſes Stücks konnte ich keinen nehmen. Ariadne kam mir vor, wie ein deutſches Bürgermädchen in fremdem Kleide verſteckt. Erſt ſchläft ſie, dann ſchimpft ſie und endlich ſtirbt ſie. Theſeus kommt, Niemand weiß, woher? warum? und noch weniger weiß er ſelber, warum er geht. Das Ganze erſchien mir, wie eine Reihe von Alltäglichkeiten in griechiſches Gewand gehüllt, mein Antheil an Ariadne, mein Unwille über den Theſeus und meine Bewunderung der herrlichen Muſik verwirrten mich. Was einen tieferen, obgleich weniger gefälligen Eindruck machte, war die Medea des nämlichen Componiſten, ich ſage: die Medea, denn auch Jaſon war keinen Augenblick im Stande etwas anderes, als meinen Haß zu erregen. Er erſcheint weder als ein Held von Colchis, noch als ein Mann und Medea mußte von Rechts wegen ein gemeines Weib ſein, um ſolch einem Kerl nachzulaufen. Doch die Muſik glich Alles aus. Es war natürlich, daß die Empfindung, welche mir bang machte, oder wohl that, wie den gegenüberſtehenden Helden uns beide

vereinigen mußte. Hätte die Muſik jedoch mehr Antiles gehabt, ſo wäre der Dichter verloren geweſen, dem man um des Componiſten willen gern verzieh.

Ich dachte lange darüber, wie man nur ſo etwas darſtellen wolle? und fiel auf den Gedanken, daß wohl noch ein Mehreres hinter dieſer Fabel verborgen ſei, welches aus dieſem Stücke nicht hervorgeht. Ich fragte meinen Freund Moritz,*) und nun war's am Tage, daß dieſer Dichter nur den Componiſten wollte Gelegenheit geben, äußere Zuſtände mit Muſik zu begleiten; daher nahm ich mir vor, wenn ich einſt ein ſolches Stück componiren würde, meinen Dichter beſſer zu beobachten, damit nicht das, was die Empfindung baue, durch Verwirrung der Begriffe wieder zerſtört werde.

Etwas Aehnliches hatte ich auch an der Oper Romeo und Julie auszuſtellen; das Ende des Stücks war mir völlig zuwider, ja verhaßt. Dieſe ſchnelle Verwandlung des tiefſten Todesſchmerzes, in wilde ausgelaſſene Freude war mir zerſtörender, als der Tod ſelber. Dies klagte ich dem Profeſſor Engel,**) der mir weiter nichts ſagte,

*) Moritz war Profeſſor beim Berliniſchen Gymnaſium zum Grauen Kloſter, welche Stelle er um 1787 aufgab und nach Italien ging. —

**) Johann Jacob Engel, geboren 1741 zu Parchim, ſtarb 1802 zu Berlin. Er war Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaf-

als: „Das ganze Gedicht sei keinen Schuß Pulver werth.“ —

Nun hatte ich auch mein Bratschen-Concert fertig. Es war der erste eigentliche Versuch, in einem Concerte etwas mehr, als das bloße Spielen, das Hörenlassen zum Besten zu geben. Ein pathetisches Allegro sollte eine ernsthafte Stimmung geben, darauf sollte ein bewegendes Adagio dieser Stimmung Unruhe und Arbeit verschaffen, die sich zuletzt im Rondeau zu freier Behaglichkeit erheben und das Ganze heiter abschließen sollte. Mein Secretair hatte eine unendliche Freude, als er sein Concert zum ersten Male spielen hörte. Es wurde zweimal nach einander gespielt und die es hörten, bewiesen mir ihre Zufriedenheit und munterten mich auf, diesen Weg zu verfolgen und mehr dergleichen zu componiren. Dies war jedoch nicht mein Sinn, ich dachte auf ganz andere Dinge.

Bis jetzt hatte ich noch gar keinen Unterricht in der Composition gehabt. Ich wußte nur zu gut, wie sauer mir dies Concert geworden war, um meine Intention

---

ten und Lehrer König Friedrich Wilhelm III., ward 1787 Director des Königl. National-Theaters, welche Stelle er 1797 aufgab. Seine Schriften über musikalische Malerei und über Mimik werden für werthvoll gehalten. Er war auch Verfasser einiger Schauspiele, z. B. der Edelknaben.

darin nur einigermaßen klar zu machen. Diese Intention bestand in nichts Geringerem, als ein klassisches Werk zu liefern und mich bei Kennern geltend zu machen. Ich saß daher während des Componirens überall fest, ohne die Mittel zu kennen, mir fortzuhelfen; dazu glaubte ich, müsse man die Kunst im ganzen Umfange verstehen und nun dachte ich auf weiter nichts, als wie ich mir diesen Unterricht verschaffen wollte. — Ich hatte längst gewünscht, eine Kirchenmusik zu komponiren. In der St. Georgen-Kirche wurde an einer neuen Orgel gebaut, welche ihrer Vollendung nahe war. Ich ging zum Kantor Schmidt und trug ihm mein Verlangen vor, ihm eine Musik für die Einweihung seiner Orgel anzufertigen, wenn er mir einen Text geben wolle. Der etwas steife Mann maß mich mit den Augen von unten bis oben. Er habe zwar, sagte er, noch keine Musik zu dieser Feierlichkeit, doch sei ihm eine versprochen und einen Text habe er nicht.

Ich merkte recht gut, daß mich der gute Mann nicht für voll ansah; das bloße Uebelnehmen konnte aber nicht helfen, weil eine so gute Gelegenheit zu einer neuen Kirchenmusik nicht gar oft eintritt. Ich nahm daher einen schon komponirten Text, änderte darin Allerlei nach meinem Sinne und trug diesen Text zum Kantor mit der Frage, ob ich ihm diesen komponiren solle? Er

nahm ihn mir nicht ohne Gravität ab und ſagte, er wolle ihn durchleſen und mir Antwort ſagen. Ich war ſehr ungeduldig keine Antwort zu erhalten, deshalb ging ich zu meinem Freunde Georg und erzählte ihm mein Bedürfniß. Er lächelte und ſagte: Ihr ſeid Beide ein Paar wunderliche Leute; er ſchämt ſich eine Muſik umſonſt anzunehmen, die er doch braucht, und Sie brennen vor Begierde, ohne Noth einem Undankbaren zu dienen. Ich werde mit ihm reden und wenn er noch keine Muſik hat, werde ich ihm ſagen, daß er ein Narr iſt. Georg kam zurück, brachte mir meinen Text wieder und ſagte: Mit dem Menſchen iſt nichts anzufangen; wie ich denn noch niemals einen Pedanten geſehen habe, der wüßte, was er will. Mein Rath iſt der: „Componiren Sie Ihren Text, wenn Sie der Luſt nicht widerſtehen können und wenn Sie fertig ſind, wird ſich das Andere von ſelber finden.“

Ich hatte wirklich ſchon den Anfang gemacht, der erſte Chor und ein Recitativ waren fertig. „Wer hat Ihnen denn dieſen Text gemacht?“ fragte Georg. Ich ſagte ihm, es ſei der nämliche, den der hieſige Kantor Kühnau*) auch componirt hatte. — „Das müſſen Sie

*) Joh. Chriſtoph Kühnau, Muſik-Director und Kantor an der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin, geboren den 10. Februar 1735.

ja nicht sagen," rief er, „sonst thut's der Mann gewiß nicht; sie sind einander spinnefeind." —

Ich fuhr also muthig fort, auf's Ungewisse meine Musik zu machen, und war bei guter Zeit damit fertig. Die Orgel war vollendet und Schmidt hatte noch keine Musik, weswegen er dann auf Georg's Versicherung, daß die Musik gut sei, meine Arbeit passiren ließ. Georg und ich hatten zur Aufführung dieser Musik alle unsere Freunde zusammenberufen und ich durfte auf eine Aufführung hoffen, die meiner Arbeit vortheilhaft war. Da die Musik zur Einweihung einer Orgel gemacht war, so hatte ich eine Arie mit concertirender Orgel angebracht. Der Organist Böhme*) war ein alter stumpfer Mann und verbat sich diese Arie; das war mir ein Donnerschlag, eine meiner ersten Intentionen vernichtet zu sehen;

Die von Zelter erwähnte Cantate ward von Kühnau zur Einweihung der Orgel der Dreifaltigkeits-Kirche, die am 5. November 1776 (nicht wie Schilling angiebt, 1775) stattfand, aufgeführt. Kühnau hat außer vielen Kirchenmusiken, das Orat. d. Weltgericht 1783 componirt; besonders hat er sich aber durch Herausgabe seines Choralbuches, das 6 Auflagen erlebte, verdient gemacht. Er starb 1805. —

*) Joh. Friedrich Böhme ward 1765 Organist bei der Georgen-Kirche zu Berlin. Er starb den 10. Juli 1819, nachdem er schon vorher in den Ruhestand versetzt war; so sehr alt kann Böhme zu damaliger Zeit noch nicht gewesen sein, da er noch 36 Jahre lebte; doch jungen Leuten kommen Männer in reifem Alter gewöhnlich schon alt vor.

überhaupt war es mir unangenehm, daß dieſer alte unwiſſende Mann zu meiner neuen Muſik die Orgel ſpielen ſollte. Ich bat einen Freund, der ein guter Orgelſpieler war, den Mann zu disponiren, ihn die Orgel ſpielen zu laſſen, wenn meine Muſik gegeben würde. Dieſer kam zurück und brachte abſchlägliche Antwort; des Organiſten Frau kam zu mir und erhob ein jämmerliches Geheul, daß ihr Mann gerade am Tage der Orgel-Einweihung nicht ſelber ſpielen ſollte. Der Kantor ſagte, er könne ſich darein nicht miſchen und ich gerieth in einen hoffnungsloſen Zuſtand. Es wurde eine Probe in der Kirche gehalten, die unglücklich ablief, denn der Organiſt kam gar nicht vom Flecke und meine Muſik, woran ich ſo warm und fleißig gearbeitet, klang ganz entſetzlich. Meine Noth wuchs mit jeder Stunde, ich ſchämte mich, ich weinte die Nächte hindurch, ich ärgerte mich, daß Alles ſo ruhig um mich her, jeder ſein Geſchäft trieb. Der Organiſt erklärte endlich, dies ſei keine Kirchen-Muſik, er könne ſich damit nicht befaſſen und werde bei meiner Muſik die Orgel verſchließen. Dies gab mir Muth, indem es meine Entſchloſſenheit erweckte. Ich lief zum Stadtpräſidenten Philippi, ſtellte ihm mein Ungemach vor: „Wie ich aus gutem Herzen Alles gethan zum Lobe Gottes und zur Feier des Feſtes.“ Meine Rede floß mir von den Lippen, ich war auf's Höchſte

geſpannt und forderte Gerechtigkeit. Der alte würdige Stadtpräſident griff mir freundlich an's Kinn, indem er ſagte: „ich ſolle ganz ruhig ſein, die Orgel ſolle zu meiner Zeit mein ſein und keines Andern; er werde ſelber in der Kirche ſein, und meine ſchöne Muſik, wie er ſie nannte, anhören.“

Dies beruhigte mich und ich ging. Zu Hauſe fand ich ein Billet; meine erſte Sängerin war krank geworden. Ich lief zu ihr und überzeugte mich. Es war im Monat November, ſeit 14 Tagen hatte es immerwährend geregnet, der Koth auf den Straßen war ermüdend, den ganzen Tag war ich erhitzt und durchnäßt, die Nächte ohne Schlaf geweſen; ich ſpürte ein Fieber und nun konnte gar das Unglück kommen, daß ich am Tage meiner Muſik im Bette ſein mußte; die Angſt meines Herzens war gräßlich. Ich witterte eine Sängerin aus, doch dieſe verſtand ſo wenig Muſik, daß ich keine Hoffnung vor mir ſah, ihren Vortrag nur einigermaßen mit Zufriedenheit gekrönt zu ſehen.

Die General-Probe kam heran; ſie ward in der Kirche gehalten. Es regnete den ganzen Tag; der ſchnöden Witterung wegen kamen viele Muſiker nicht in die Probe, aber meine kranke Sängerin erſchien und ſagte: ſie habe von meinem Unglücke gehört und wolle ſingen, ſo gut ſie könne. Ich mußte nun die Orgel ſelber ſpie-

len, da jeder andere durch die Weigerung des Organiſten verſcheucht worden war. Die Probe ging ſo gut, als ſie konnte, denn Georg, der Contraviolon ſpielte, nahm ſich der Muſik hülfreich an. Er bat die Herren, öfter zu wiederholen und für heute ging die Sache gut genug, indem er mir die Verſicherung gab: Morgen würde Alles da ſein, und Jeder würde das Seinige thun. Alles das war nun auf den Kantor Schmidt auch nicht ganz ohne Einfluß geweſen. Er hatte meine Angſt geſehen, meine Sorge und Bemühung mit zu großer Gelaſſenheit ertragen, das fühlte er wohl. Er fragte mich, wie viel Texte er wohl ſolle drucken laſſen? Ich rieth ihm zu dreitauſend Stück. — „Gott behüte!“ ſchrie er, „wo denken Sie hin! dreihundert wird zu viel ſein! Ich kann das Stück nicht unter einem Groſchen verkaufen, weil der Text einen ganzen Bogen beträgt und ich leide den größten Schaden! wenn was übrig bleibt, wird es Makulatur; ich kann die Muſik ja niemals wieder aufführen.“

Es war das erſte Mal, daß ich dieſen Mann in voller Lebhaftigkeit ſeines ganzen Weſens, wie eine Flamme aufſchlagen ſah. Ich ſagte ihm: „Thun Sie was Sie wollen, aber ich halte es für beſſer, daß einige Texte übrig bleiben, als daß Ihnen welche fehlen.“ Endlich ſprach ich mit ſeiner Frau, mit der ich dann han-

delte und sie von Hundert zu Hundert hinauf stimmte; es wurde beschlossen, achtzehnhundert Stück drucken zu lassen, denn bis auf 2000 konnte ich sie nicht bringen.

Bis jetzt war ich in einer beständigen Fieberbewegung gewesen. Ich bekam Hunger und aß mit Begierde. Die Nacht hindurch schlief ich mit Ungestüm und der Morgen fand mich gerüstet.

Mein erster Gang war zum Kantor, der mir nicht ohne Heftigkeit sagte, er habe noch keinen einzigen Text verkauft. Ich stand an der Kirchenthür und sah die Leute hereinströmen und zu meiner Freude viele alte Musiker und endlich den alten Marpurg,*) der mich sehr munter und freundlich grüßte. Als ich diesen gesehen hatte, ging ich an mein Amt; vertheilte die Stimmen, als meine Freunde die Musiker sich nach und nach ansammelten und mich grüßten. Die Trompeter und Pauker waren die devotesten und so ging es nach und nach etwas kälter hinauf bis zu den ersten Violinisten und Sängern, in deren Händen das Schicksal eines angehenden Componisten liegt. Meine Musik begann. Noch

*) Friedrich Wilh. Marpurg, geb. d. 10. Octbr. 1718 zu Seehausen in der Altmark, Königl. Preuß. Kriegsrath und Lotterie-Director zu Berlin, einer der berühmtesten Musik-Theoretiker seiner Zeit und ein Gegner des ebenfalls damals zu Berlin lebenden Joh. Phil Kirnberger. Er starb den 22. Mai 1795 zu Berlin. —

tönen die herrlichen Trompeten in meinen Ohren. Alles löſete ſich zu meiner Zufriedenheit auf, indem Alles vor mir abging, ja abfiel, wie eine leichte Decke. Beſonders gefiel meine Orgel-Arie, welche mir doppeltes Vergnügen brachte, weil ich ſie ſelber ſpielte. Nach der Muſik ward ich von allen Muſikern auf's Freundſchaftlichſte angeſehen. Georg umarmte mich kräftig und gerührt; ſeine Gehülfen und Lehrlinge ſahen in einiger Entfernung meiner Erhebung zu; ich war glücklich.*) — Nach der Muſik ward ich von der Kantorin förmlich zu Tiſche gebeten; bei Tiſche ward von mir geſprochen und der Kantor legte etwas von ſeiner Würde bei Seite, indem er ſagte: „Er wünſchte, daß er mir gefolgt wäre. Er habe alle ſeine Texte verkauft und nun nach der Muſik ſchickten die Leute noch immer nach Texten."

Ich war über allen Ausdruck glücklich, und ward es immer mehr. Am andern Morgen erhielt ich ein Schreiben mit fingerlangen Buchſtaben von Herrn Marpurg, worin er mich auf das Freundſchaftlichſte anzufeuern ſuchte, die Ordnung meiner Compoſition lebte u. dgl.

Das Sonderbarſte bei dieſer Geſchichte beſtand darin,

*) Die Orgel der St. Georgen-Kirche zu Berlin war durch den damals beliebten Orgelbauer Ed. Marx aus Berlin angefertigt und ward am 23. Sonntage nach Trinitatis des Jahres 1782 durch dieſe Kirchenmuſik eingeweiht. —

daß mein Vater von allen dieſen Dingen nichts wußte, oder nichts zu wiſſen ſcheinen wollte, da ſo viele Leute davon wußten.

Um dieſe Zeit wurde mein erſter Verſuch in Clavierſtücken bei Rellſtab gedruckt und in der Zeitung angekündigt. In einer Geſellſchaft, in der mein Vater Mitglied war, ward die Zeitung vorgeleſen und alſo auch dieſe Ankündigung. Mein Vater ſagte, es ſei das erſte Mal, daß ihm ſein Name auf dieſe Weiſe vorkomme und er habe nicht gewußt, daß außer ihm und ſeinen Söhnen noch Jemand in Berlin dieſen Namen führe; der alte Schmäling (Vater der berühmten Mara) war zugegen und ſagte: „Das iſt ja auch Ihr Sohn und kein Anderer;“ doch mein Vater glaubte dies nicht eher, bis er mich ſelber gefragt hatte: „Wer mich ſo viel Muſik gelehrt hätte?“ Ich ſagte, daß ich ſie ohne Lehrer gelernt hätte, doch gern weiter fort wolle, denn ohne eine ordentliche Schule ſei doch nichts Rechtes zu leiſten; man müſſe ſo viel verſuchen und darüber verginge ſo viel Zeit. — Muſik, meinte mein Vater, wüßte ich genug und fragte: ob ich italieniſch lernen wolle? Der Profeſſor Sanſeverino habe ſeinen Unterricht angeboten. Ich war voller Freude und das Italieniſche ward angefangen; doch ich ſollte nur 3 Monate lernen, denn der

Professor hatte gesagt, in 3 Monaten könne ich so weit sein, mir selber fortzuhelfen.

Dieser Sanseverino (Verfasser der vita di Bianca Capello) war Dichter, das war mir lieb. In der ersten Stunde konnte ich lesen und mit Hülfe des Lateinischen auch manches verstehen. Der Poet verfertigte eine Cantate: la Medea, die ich sogleich in Musik setzte; von ihm erhielt ich auch die Partitur von Schwanenberg's Romeo e Giulia, welche ich abschrieb; und nun war ich eine Zeit lang sehr glücklich und dachte häufig nach Italien.

Ich faßte nun den Entschluß, den ordentlichen Cursus der Harmonie bei Fasch zu lernen; dieser aber war so besetzt, daß er keine Lection annehmen konnte. Einer von Faschen's Schülern sagte mir, er höre auf, Lectionen zu nehmen, und wenn ich noch gesonnen sei, Unterricht zu nehmen, so wolle er mich vorschlagen. Ich war bereit. Fasch verlangte erst etwas von meiner Arbeit zu sehen, so ging ich hin und zeigte eine Sinfonie und eine Sonate vor, welche Fasch durchsah; ich ward angenommen und nun ging ich zu Fasch in die Lehre. Als ich hier angefangen hatte, schickte Kirnberger*) zu mir und ließ mich rufen. Ich kam; er

*) Joh. Phil. Kirnberger, Hof-Musikus der Prinzessin Amalie von Preußen, geboren den 24. April 1721 zu Saalfeld; einer der

kannte mich ſchon, wie ich ihn. „Sie haben ja," ſagte er, „eine Kirchenmuſik gemacht, die ich ſo rühmen höre, laſſen Sie mich doch dieſe ſehen. Wo haben Sie denn gelernt?" — Ich antwortete: „Ich habe nirgends und ſo viel, als nichts gelernt; erſt ſeit Kurzem iſt Herr Faſch ſo gütig, mich durch ſeinen Unterricht zu beglücken." — „Nun," ſagte er, „wenn Sie das lernen wollen, was er kann, haben Sie alle Hände voll zu thun. Den Contrapunkt verſteht er ordentlich; ſeine Canons ſind gewiß gut und dabei hat er einen guten, ja einen feinen Geſchmack. Sebaſtian's Sachen habe ich von keinem beſſer ſpielen hören und des Hamburgers Sachen ſpielt er noch beſſer. Was mir nicht an ihm gefällt iſt, daß er Allen alles Recht machen will."

Ich glaubte meine Sache ſehr gut zu machen und erzählte Faſchen, daß mich Kirnberger hätte rufen laſſen und was er mir Alles zu ſeinem Lobe geſagt hatte. Faſch hörte mich ruhig an, bis ich fertig war. Nachdem die Lektion geendigt war, ſagte er, er müſſe geſtehen, daß die vielen Lektionen ihm anfingen beſchwerlich zu werden für die wenigen heitern Stunden, welche

---

berühmteſten Theoretiker und auch Componiſt in gelehrtem Styl. Die Unfehlbarkeit ſeiner Lehren wurde zu ſeiner Zeit ſchon durch Marpurg und in neuerer Zeit durch B. Klein u. a. angefochten. Er ſtarb den 27. Juli 1783. —

ihm ſeine Kränklichkeit übrig laſſe. Obgleich er gern und mit Genuß unterrichte, müſſe er doch anfangen nachzulaſſen, denn es ſei faſt zu viel, vom frühen Morgen an und auch nach Tiſche immerfort zu unterrichten. Dagegen habe Kirnberger gar nichts zu thun und leide einigermaßen Noth, ich ſolle daher Faſchen die Liebe erzeigen, ihn von meinem Unterricht zu dispenſiren; er könne mir dagegen Kirnberger als einen vollkommenen, gründlichen Harmoniſten anrühmen, der ſich zugleich freuen würde, einen geiſtvollen Schüler zu finden.

Mich traf dieſe Rede wie ein Blitz; ich konnte vor Wehmuth nicht gleich antworten und ſtand traurig da; es war, als wenn ich mein Todesurtheil ausſprechen hörte. Als ich die Sprache wieder bekommen hatte, ſagte ich, daß ich ja nur eine einzige Stunde wöchentlich bekäme, wenn er in Berlin ſei und da er ſechs Monate des Jahres in Potsdam lebte, ſo erhielte ich ja im ganzen Jahre kaum ein Viertelhundert Lektionen; ich hätte Jahrelang auf ſeinen Unterricht gewartet und mich darauf gefreut; woher es denn komme, daß von allen ſeinen Schülern er mich auswähle, mich allein verſtoßen wolle? Ich liebte ihn, ich hinge an ihm und ſeiner Lehre mit ganzer Seele; ob er denn von dieſem allen nichts fühle? — „Ich kann Ihnen aber nicht nützlich genug ſein; doch wenn Ihnen die wenigen Lektionen hin-

reichen, ſo bleiben Sie in Gottes Namen; an 25 Lektionen mehr im Jahre werde ich nicht ſterben, doch Sie werden davon auch keinen rechten Vortheil haben, denn Sie ſind alt genug, keine Zeit mehr verlieren zu können. Herr Kirnberger iſt beſtändig in Berlin, Sie können daher beſtändig von ihm lernen. Wollen Sie indeſſen bei mir bleiben, verſteßen will ich Sie nicht."

Ich war ſehr niedergeſchlagen, indem ich glaubte, Faſch habe etwas gegen meine Conduite, in welchem Punkte ich nicht ſein aufmerkſamſter Schüler ſein mochte. Indeſſen konnte ich hinwiederum bemerken, daß er mit meiner Intelligenz nicht unzufrieden war; beſonders da ich zu ſeinen einzeln vorgetragenen Lehren immer ſogleich mit einer Anzahl Beiſpielen bereit war, worauf ſich jede Lehre anwenden ließ.

Ich wußte nun nicht, ob ich zu Kirnbergern wieder hingehen und dieſem meine Kirchenmuſik bringen ſollte, da ſie Faſch noch nicht einmal geſehen hatte; endlich ſagte ich mir: „Kirnberger hat Deine Muſik verlangt; verlangt ſie Faſch auch, ſo kann auch er ſie haben."

So trug ich meine Muſik zu Kirnberger; er las erſt den Text, welchen er kannte. Als er das Ganze durchgegangen war, ſagte er: „Ei, das mag wohl recht ſtark klingen." Ich bat ihn, mir ſeine Meinung nicht

zu verhehlen; ich ſei überzeugt, noch weit zurück zu ſein, doch voll des beſten Willens empor zu kommen, und was er mir ſagen werde, ſolle mir ein Evangelium ſein; ich wolle gern auf den Grund; die Wahrheit ginge mir über Alles.

„Wahrheit!“ ſagte er, „das ſchwere Wort reden Sie ſo hin, als ob Sie längſt wüßten, was Wahrheit iſt. Freilich wiſſen Sie Alle es: was ſie gern hören, iſt ihnen auch Wahrheit; man darf ihnen nur ſchmeicheln und man kann ihnen weiß machen, was man will; und dann gehen Sie von Haus zu Haus und erzählen, was Kirnberger geſagt hat. Ihre Muſik, junger Herr, muß wohl klingen, ja ſchallen, knallen muß ſie; aber wenn ich nun hinzuſetze, daß ſie nicht ſingt, nicht andächtig, heilig, kirchlich; dagegen aber weltlich, leidenſchaftlich und frech iſt, — iſt das auch wahr? — ſprechen Sie!“ — „Wenn Sie es ſagen, Herr Kirnberger, iſt es gewiß wahr.“ — „Sie haben alſo,“ fuhr er fort, „das Beſte ausgelaſſen; ſo gut macht es jeder Anfänger, und ſo hört jeder Pfuſcher auf; denn was für Kunſt kann darin ſein, im Schweiße des Angeſichts Noten ſo oft auf einander zu paſſen, bis ſie harmoniren und wenn Sie nichts beſſeres werden wollen, als ein ſolcher Hucker und Drucker, ſo bleiben Sie bei der Kelle.“ Der Schmerz, den ich bei dieſer harten Rede empfand, war

ſo überwältigend, daß es Kirnberger merkte und ſagte: „Dies ſcheint Ihnen wehe zu thun und Sie nehmen es gewiß übel; das mögen Sie nur thun, und wenn Sie deswegen von Ihrer Componirerei ablaſſen, ſo habe ich gewiß zu Ihrem Heile beigetragen. Es giebt nichts Erbarmungsvolleres, als einen gemeinen Künſtler, deren ſo viele ſind; dagegen ein gemeiner Handwerker immer eine würdige Perſon bleibt, ſo bald es ihm bei geringer Fähigkeit nur Ernſt iſt.“

„Was müßte ich denn aber thun,“ ſagte ich, „da ich doch einmal den Trieb und die Luſt habe, etwas Muſikaliſches zu leiſten?“ „So ſprechen Alle,“ antwortete er, „noch habe ich keinen geſehen, der nicht ſeine erſten Aufwallungen für Beruf, ja für Glück gehalten hätte. Es hat ſich mit dem Genie! Genie iſt etwas anderes, als ihr jungen Herren glaubt. Da läuft eine Heerde von Genies herum, die das Brod nicht werth ſind, was ſie eſſen. Glauben Sie mir, junger Freund, die Natur iſt nur auf die Natur angewieſen; was nicht zu ihr gehört, kann ſie nicht ernähren; was iſt denn alſo ein Muſikus ohne Naturell? ein Sänger ohne Stimme und davon iſt die Welt voll. — Erſt fangen ſie an Liedchen, Sonatchen, Sinfoniechen, Cantatchen; Alles ſo niedlich, artig, anzufertigen, daß ihren Eltern oder ihren Mädchen das Waſſer im Munde zuſammen-

läuft und nun denken ſie: ſie hättens, und des Genies iſt kein Ende, bis man zuletzt ein Mann, ein Vater und ein Stümper iſt. Soll man nun einem Menſchen rathen, ein Künſtler zu werden? Die Muſik iſt die gefährlichſte von allen Künſten für den Künſtler; das Beſte was er leiſten kann, kommt ſo leicht und harmlos hervor, daß jeder es für ſein Eigen hält und keinem dabei der himmliſche Geiſt einfällt und die unſägliche Mühe, den Ton ſicher zu finden, der in eines Menſchen Herz dringt. Die Welt nimmt es hin, wie die Blätter und Früchte des Baumes, wie das Licht des Tages, weil ſich das von ſelber verſteht, und wer wird ſeinem Gotte für ſolche gemeine Dinge danken? Da will man denn Außerordentliches leiſten, es muß auffallend ſein; da müſſen denn die Trompeten heran und des Gepaukes iſt kein Ende."

„So mein junger Freund iſt es mit dieſer Muſik und Papa und Mama denken gewiß, das ſei ganz was Erſtaunliches; aber haben Sie ſchon einen Choral vierſtimmig ſetzen lernen? Sie fangen an bei dem Zwecke, womit wollen Sie enden? Ich habe noch keinen geſehen, der glücklich um die Schule herumgekommen iſt; ſie brechen Alle den Hals. Sie wollen ein Handwerk treiben, und eine Kunſt auch, wiſſen Sie, was das heißt? — Ich habe mein Lebelang nichts, als Muſik gemacht und

glaube was zu können, und Lebenslang gepfuscht, denn wenn ich große Meister betrachte, komme ich mir vor, wie ein verlorner Mensch; ich weiß mich vor Traurigkeit nicht zu lassen. Sie wollen Häuser bauen und nebenher componiren, oder wollen Sie componiren, und nebenher Häuser bauen?"

Das Gespräch wirkte zerschmetternd; ich fing an, an meinem Talente zu zweifeln, besonders deswegen, weil Fasch gar zu wenig Wesen aus mir zu machen schien, da er mir so mir nichts dir nichts den Unterricht aufsagen konnte. Wenn ich an die Musik dachte, schlug mir das Herz vor Angst und Sorge. Meine Kirchenmusik war mir zum Ekel geworden, und ich fand in allen Winkeln Fehler, die ich mir nicht erklären konnte. Klagen konnte ich Keinem; die meisten meiner Bekannten waren kalt, ich hatte sie für neidisch gehalten und ich würde vor Scham gestorben sein, wenn mein Vater oder einer von ihnen Kirnbergers Sermon gewußt hätte. Seine Schülerin, die Prinzessin Amalia, Schwester Friedrich des Großen, ließ mich rufen und verlangte, daß ich auf ihrer Orgel spielen solle. Ohne Vorbereitung und Vorrede setzte ich mich hin und spielte. Als ich lange noch nicht fertig war, sagte die Prinzessin: „Hör Er mal! Hör Er man auf! Er kann ja nischt! da reden die Menschen von Genie! das ist ja nischt! Geh'

Er man zu Kirnbergern, der wird Ihm schon sagen, wo's Ihm sitzt! denn was Er da macht, is alles nischt nutze." —

Wo mich nun diese gute Prinzessin hinschicken wollte, da war ich schon gewesen, und diese doppelte Demüthigung würde mich umgebracht haben, wenn ich vor Leichtsinn und was sonst der Jugend beiwohnt, an etwas anderes gedacht hätte, als es besser zu machen. Auch war ich in der That nicht der Meinung, etwas Besonderes geleistet zu haben, indessen wurde diese nämliche Musik bei anderer Gelegenheit, wozu Burmann*) einen neuen Text unterlegte, mehrmals wieder aufgeführt. Hier hörte sie der wohlbekannte Kapellmeister Schulz, der mir darüber manches Belehrende sagte, was mich wieder ermunterte.

Zufällig sprach ich später einen von Kirnbergers Schülern, der in meiner Kirchenmusik mitgesungen hatte. Er lobte meine Musik und sagte mir, Kirnberger halte etwas auf mich. Ich konnte meine Verwunderung nicht verbergen und setzte ihm entgegen, daß ich dies besser

* Gottlob Wilhelm Burmann oder Bormann, Componist, Clavier-Virtuos und Dichter zu Berlin, nach dem gelehrten Berlin von 1795 geboren den 9. Mai 1736; er soll klein, hinkend und mißgestaltet gewesen, aber einen lebendigen Geist und Sinn für das Edle und Schöne besessen haben. Er starb 1805, den 5. Januar zu Berlin in großer Dürftigkeit. —

wiſſe. — „Wie," ſagte er, „Sie haben ihm ja Ihre Muſik ſelber gebracht und er hat mir davon geſagt, daß er bei einem ſo jungen Menſchen weder den Ernſt noch die Kühnheit geſucht hätte." „Hat er Ihnen dies wirklich geſagt?" fragte ich. — Er wiederholte mir dieſe Worte. Nun erzählte ich ihm treu, wie mir Kirnberger alles Componiren auf Lebenszeit verleidet hätte; ſeit der Zeit hätte ich keine Luſt, eine Note zu ſchreiben. — „Das iſt," verſetzte er, „nichts Ungewöhnliches bei ihm; je beſſer man es ihm macht, deſto unleidlicher wird er, und eigentlich lobt er nur die, von denen er nichts hofft, bekümmert ſich wenig um ſie und ſagt dann: ſie hätten's ſchön gemacht."

Dieſe Rede gab mir meine ganze Lebenskraft wieder.

Wenn ich über dieſen erſten Verſuch hier ausführlicher geweſen bin, als es meine Schularbeit verdient, ſo darf ich hinzuſetzen, daß ich ihn ganz vergeſſen hätte, wenn nicht der ſehr geſchickte und bekannte Muſikdirektor Schicht in Leipzig dieſe Muſik ohne mein Wiſſen ſich anzuſchaffen gewußt hätte, der ſie mir dann vor einigen Jahren bei meiner Anweſenheit in Leipzig, alſo nach 40 Jahren vorzeigte. Der nächſte Vortheil, den ich nun von dieſer Muſik hatte, beſtand darin: Ein Ganzes gefertigt zu haben, deſſen Ueberblick mir die Einſicht gab, was mir fehlte.

Es war im Frühjahr des Jahres 1782. An einem Sonntage nach dem Mittagsmahle beschenkte mich mein Vater mit einem sehr sauber gearbeiteten Zollstocke. Dabei zeigte er mir an, daß ich dem Ende meiner Minderjährigkeit nahe sei. Morgen früh solle ich vor das Gewerk treten und mein Vorhaben anzeigen, Maurermeister zu werden. Auf einer Seite war ich durch diesen Befehl erschreckt und auf der andern Seite konnte ich kaum das Lachen verbeißen über das Vertrauen, welches mein Vater in meine Fähigkeiten setzte. Ich erwiederte, daß ich den redlichen Willen hätte, ihm wie immer zu gehorchen; er werde aber wissen, daß ich in der bürgerlichen Baukunst nur ein Anfänger sei, und nichts weiter gethan, als Zeichnungen copirt hätte; dagegen hätte ich mich seit zwei Jahren mit Mechanik und Hydraulik beschäftigt. — „Noch mehr aber," unterbrach er mich schnell, „mit Musik! Und was soll Dir das, wenn Du kannst, was Du nicht brauchst und entbehrst, was Du wissen solltest?" Ich bat ihn, die Sache so lange beruhen zu lassen, bis ich beim Ober-Bau-Departement mein Examen bestanden hätte, welches in wenigen Monaten vor sich gehen könnte; das Meisterwerden sei mir ja gewiß genug." — „Und eben deswegen," versetzte er, „muß man das Gewisse zuerst nehmen, denn nur was man hat, ist gewiß; wenn Du examinirt bist, hast Du nichts; dagegen

Du auf Dein Meiſterſtück wirſt Meiſter werden und Dein Brod erwerben können. Wenn Du Meiſter biſt, biſt Du Dein Herr, dann thue was Du willſt, bis dahin thue, was ich befehle."

„Ich bin aber darin wirklich nicht ſo weit," ſagte ich, „ich werde mich proſtituiren." — „Nein," ſagte mein Vater, „Du wirſt Deine Schuldigkeit thun, und es wird gelingen und ich will es!" —

Ich verſetzte: „Nach dem Begriffe, der mir von der Meiſterſchaft beiwohne, ſei ich zu weit zurück; die Forderungen ſeien ſtreng, man würde ja darinnen nichts nachlaſſen und es ſei ganz unmöglich ein Meiſterſtück zu machen, wenn man kaum ein guter Schüler ſei; er ſolle mir doch nur vorher ein Jahr Ueberlegung verſtatten." —

„Wunderlicher Menſch!" rief er aus, „was willſt Du denn beginnen, ſo lange Du nicht auf Deinen eigenen Füßen ſtehſt? — Das Meiſterſtück ſoll eben die Uebung ſein; der Anfang im Meiſterſtücke und dazu mußt Du erſt Meiſter ſein, weil Du nicht eher Gelegenheit dazu haſt; ja hier gehen erſt die eigentlichen Lehrjahre an: die Verlegenheit, die Noth, der Verdruß, das ſind die wahren Lehrmeiſter! Ich werde mich wohl hüten, Dich für mehr zu halten, als Du biſt, doch was hier gefordert wird, wirſt Du, mußt Du können."

Ob nun gleich mir dies Alles nicht ganz klar vorkam, so mußte ich doch nachgeben, denn mein Vater fing an warm zu werden.

Wie ich mir die Sache einsam überdachte, fielen mir allerlei Dinge ein, von denen die Musik nicht das Letzte war. Kirnberger's fürchterliche Ermahnung regte mir den tiefsten Grund auf. Was konnte er davon haben, mir von der Musik abzurathen? Er, der in Wahrheit hülfreich gegen angehende Musiker war und wie ich wußte, mehreren den Unterricht unentgeltlich gab? Es erschien mir daher ausgemacht, daß ich zur Musik, theils schon zu alt sei, theils kein entschiedenes Talent besitze; daher entschloß ich mich einmal wieder, mich mit aller Gewalt in's Handwerk zu werfen.

Am folgenden Morgen erschien ich vor dem Gewerke. Ich kann nicht sagen, daß ich dabei unruhig oder furchtsam gewesen wäre und fast war mir's, als wenn sich der Wunsch in mir regte, daß ich abgewiesen werden möchte, weil ich als Geselle wenig gemauert hatte; doch ich ward angenommen.

Mein Vater war zu der Zeit Oberältester. Seine sämmtlichen Freunde ermunterten mich, meinem sehr geschickten Vater nachzuschlagen, lobten meinen Vorsatz und es ward mir aufgegeben, vorher ein Haus zu bauen, woran ich als Polirer arbeiten sollte. Mein Vater hatte

bereits einen ſolchen Bau und ich trat mein Amt als Polirer ſogleich an. Das Haus war angelegt und ich ſah nicht ohne Zufriedenheit das Fundament unter meinen Händen aus der Erde hervorgehen, denn ich hatte dazu eine hinlängliche Anzahl guter Leute, die mit mir zufrieden waren, wie ich mit ihnen.

Seit dem vorigen Winter war ich in einem damals angeſehenen jüdiſchen Hauſe bekannt, wo zwei erwachſene Töchter waren. Die jüngere, welche man Jenny nannte, zeichnete und malte in Oel. Sie war achtzehn Jahr alt, von gedrungenem Wuchſe, hatte die Farbe ihrer Nation, eine etwas gebogene Naſe und einen unvergleichlich ſchönen Mund; Augen, Zähne, Arme und Buſen waren das prächtigſte, was man ſuchen konnte.

Die älteſte Schweſter Adele, war ſchöner von Farbe und Geſtalt, von feiner weißer Haut, blauen Augen und ſehr einnehmendem Weſen; dabei hatte ſie eine rührende und weiche Sopranſtimme und ſang Stücke, die ihr gefielen, vortrefflich. Sie hatte einen Singmeiſter, doch unterrichtete auch ich ſie in ſolchen Stücken, die ich ihr mitbrachte und mein Unterricht ſchien ihr annehmlich, indem ſie bald bedeutende Fortſchritte machte.

Das Familien-Verhältniß dieſes Hauſes zog mich eben nicht an. Die Mutter trieb ihr Weſen für ſich und der Vater desgleichen auf ſeine Art; aber der Letz-

tere, welcher für einen ſchönen Geiſt gelten wollte und auch ein Drama geſchrieben hatte, fand ſeine Freude darin, Gelehrte, Dichter und Künſtler nicht ſelten in ſeinem Hauſe zu ſehen. Dies war mir um ſo mehr willkommen und ich ſah hier zuerſt Moſes Mendelſohn, Rammler, Engel, Stammfort, Meil, Brandes u. a. und erfreute mich im Stillen an den Reden dieſer Männer. Willkommener noch waren mir die beiden ſehr gebildeten Mädchen, die ich alle Tage ſehen durfte, da ſowohl die Mutter, wie der Vater jeder gleichſam für ſich lebte und die Töchter desgleichen; Jenny ſowohl, als Adele ſprachen und ſchrieben vollkommen franzöſiſch und waren der engliſchen und italieniſchen Sprache mächtig. Mit ihnen konnte ich ungeſtört ſtundenlang von Kunſt reden. Es ward geſungen und geſpielt und Jenny malte und theilte ihre Bemerkungen mit. Es währte nicht gar lange, als ſich zwiſchen der Letzteren und mir ein leidenſchaftliches Verhältniß entſpann. Wir ſahen uns täglich, doch wurden nebenher Briefe gewechſelt, in welchen ſich bald meine Sehnſucht nach Italien verrieth und wovon endlich auch Jenny angeſteckt ward. Sie wollte auch ihre Kunſt auf klaſſiſchem Boden gedeihen ſehen um ihrem Vorbilde der berühmten Angelica*) näher zu ſein.

*) Angelica Kaufmann.

Der Herbst war da, mein Haus fertig und von hier war ich nun erlöst — Als ich jedoch nun meine Hände betrachtete, das war ein trauriger Anblick; die äußere Haut fiel fast herunter, und die Form derselben war so entstellt, daß ich lange Zeit Tag und Nacht Handschuh und erweichende Mittel brauchte, um sie wieder in gute Form zu bringen.

Nun erst wurde mir das Meisterstück selbst aufgegeben. Es bestand zuerst in einer Figur, sechshundert und acht Fuß lang und über siebenhundert Fuß tief, deren vordere Seite mit 3 Vorsprüngen versehen war; hinten aber und auf beiden Seiten hatte die Figur lauter Ecken und Winkel. —

In den Grenzen dieser Figur sollte ein Grundriß zur Wohnung zweier fürstlichen Familien angelegt werden. Die Familien sollten gänzlich abgesondert, zugleich aber auch gemeinschaftlich dieses Schloß bewohnen können. Das Gebäude sollte nach korinthischer Ordnung drei Geschosse hoch eingerichtet, alle Grenzen auf den Seiten fest zugebaut und von der nachbarlichen Seite kein Licht genommen werden. Zu diesem Plane sollten nun vier Grundrisse der sämmtlichen Geschosse, die Façade, ein Profil, die Chablonen der bedeutendsten Gesimse und zuletzt ein Kosten-Anschlag angefertigt werden. Diese Figur ward mir vor dem versammelten Gewerke zur

Anſicht überreicht und dann, ſo wie das Papier, worauf alles gezeichnet werden ſollte, verſiegelt. Nun gab mein Vater der Meiſterſchaft ein gutes Gaſtmahl, wobei es nicht an Munterkeit fehlte. Obgleich mein Vater Oberälteſter war, ſo durfte ich doch in ſeinem Hauſe nicht zeichnen, und ich ward daher in das Haus des Nebenälteſten gewieſen, der mir ganz hold war, weil ich ihm nebenher ſeine Zeichnungen und Anſchläge beſorgte.

Am folgenden Tage ging meine Arbeit an. Ich fand dort zwei Meiſter, welche mir die Siegel löſeten und meine Geſellſchaft blieben.

Die Figur hatte dem erſten Anblicke nach ein ſonderbares Anſehn, denn alles daran war mit Fleiß verſchoben und verwoben. Die Maaße der äußeren Linien und unzähliger Sperrlinien waren mit Zahlen in die Figur geſchrieben, und manche Linie, welche mit der Zahl 50 beſchrieben, war dreimal ſo groß, als eine andere, welche mit 150 bezeichnet war; aus ſpitzigen Winkeln mußten ſtumpfe, wie aus Ecken, Winkel werden. Da ich nicht unerfahren in der Trigonometrie war, ſo bemerkte ich dies augenblicklich und in einer Stunde ſtand meine Figur ganz regelmäßig auf meinem Papier, wobei ich denn von meinen Geſellſchaftern ſorgfältig war beobachtet worden. Als die Herren dies bemerkt, und gefrühſtückt hatten, zogen ſie von dannen und überließen

mich meinen Gedanken. Eine so kindische Versuchung hatte ich nicht erwartet, aber es war hergebracht und ein alter Gebrauch, dessen Nutzen ich nachher wohl einsah.

Da ich verschiedene italienische und deutsche Prachtgebäude von Zeit zu Zeit copirt hatte, und bald inne wurde, daß hier von keinen Hexereien die Rede war, so wuchs mein Muth und meine Lust von Tag zu Tage. Mein wachhabender Gesellschafter kam Anfangs täglich zweimal, meine Zeichnung zu öffnen und wieder zu versiegeln. Nach 8 Tagen war der Grundriß des Hauptgeschosses in Ordnung, und nun kam man immer seltener und bald darauf gar nicht mehr. Dies war mir nicht einmal lieb, denn hatte ich Gesellschaft, so rückte ich weiter vor, dahingegen ich nun, den ganzen Tag allein, mir Noten mitbrachte, die ich abschrieb, oder etwas Neues componirte. Mein Vater hatte mir angeboten, ich solle mir die Figur zu Hause auch auftragen, damit er mich mit Rath unterstützen könne, weil er mich dort nicht besuchen dürfe; dies versprach ich, verschob es von einer Zeit bis zur andern, wie meine Zeichnung anwuchs und endlich war es zu spät. In fünf bis sechs Wochen war ich fertig. Mein Vater hatte eine sichtbare Freude, die saubere Zeichnung zum erstenmale zu sehen und als ich sie dem Gewerke zur Beurtheilung vorlegte, gab er ein

kostbares Gastmahl. Er hatte mich weder so fertig im Zeichnen, noch in der Distribution gehalten und war an dem Tage ganz ungemein vergnügt, obwohl er nicht einmal wußte, daß ich während dieser Zeit ein ganzes Oratorium von Hasse abgeschrieben und eine Cantate componirt hatte, meinen ununterbrochenen Briefwechsel mit Janny, die ich alle Tage sprechen konnte und der ich dennoch täglich schrieb, ungerechnet. Von dem Königl. Hof- und Schloß-Baumeister Naumann, dem das Gewerk die Meisterzeichnungen zur officiellen Beurtheilung vorlegen mußte, erhielt ich ein höchst schmeichelhaftes Zeugniß über die gute Anlage und saubere Arbeit, und meine Freude hätte grenzenlos sein müssen, wenn mir nicht das vermaledeite Mauern wieder bevorstand, denn nun mußte ich noch ein Haus in Natura bauen, an dem ein Eckpfeiler, ein Rauchfang und ein Kreuzgewölbe von meinen Händen gemauert werden sollte. Wenn ich daran dachte, so war mir's, als sollte ich mit Ruthen gepeitscht werden. Ein solches Haus war nun bereits vorhanden, dafür hatte mein Vater gesorgt; leider war dieses Haus so groß, daß ich keine Hoffnung sah, in diesem Jahre damit fertig und Meister zu werden. Meine Ungeduld war überschwänglich, ich war beinahe 25 Jahre alt und alle meine Gedanken waren wieder nach Italien gerichtet. — Der Banquier Itzig ließ dieses Haus auf

seiner Meierei vor dem Schlesischen Thore aufbauen. Es sollte 130 Fuß lang und 45 Fuß tief, 3 Geschosse hoch und durchaus massiv gebaut worden.

Ich legte mein Haus an. Mein Vater unterstützte mich gewaltig, indem ich täglich 50—60 Leute unter mir hatte und alles fordern durfte, was ich für nothwendig hielt. Wenn ich hier die Noth und Widerwärtigkeiten betrachtete, womit ich meine erste Kirchenmusik aufgeführt hatte, wobei mir jedes neue Hindernis ein neuer Spern gewesen war, ohne Hülfe, als die ich mir selber gab; so konnte ich kaum aus mir selber klar werden, mit welcher tiefen Trauer und undankbaren Kälte mich nun alle diese Hülfe in manchen Stunden erfüllte, indem mir dies alles vergeblich und unangewendet schien, das unmöglich zu etwas Gutem führen konnte. Ich stürzte mich in die Arbeit aus Pflicht, aus kindlicher Treue, ich wußte selbst nicht zu sagen, warum?

Da der Bau von meiner Wohnung über eine halbe Meile entfernt lag, so miethete ich mich dort außer dem Thore ein, um den weiten Weg zu gewinnen. Doch was half das alles mir? Nach Feierabend ging ich zu Jeannetten, die bei ihren Eltern am entgegengesetzten Ende der Stadt den Sommer über in einem Garten wohnte; und seit 4 oder 5 Monaten ging ich, wenn Fasch in Potsdam den Dienst hatte, jeden Freitag nach Potsdam

und nahm meine Lektion dort, von der ich jedesmal an demselben Tage wieder zurückkam. Fasch, der von meinem jetzigen Berufe nichts wußte, glaubte, daß ich in Potsdam Geschäfte besorgte, weil ich nicht widersprach, wenn davon die Rede war und sah mich gern, weil ich Fortschritte machte und er dort mehr Muße hatte, als in Berlin; da dies aber den ganzen Sommer hindurch regelmäßig geschah, so sagte er einst: „er müsse gestehen, daß ich mir seinen Unterricht etwas kosten ließ, wenn er die Zeit, die Zehrung und das Fuhrlohn rechne, oder ich müsse gute Geschäfte in Potsdam machen.“ Er wußte nicht, daß ich die Reise hin und her zu Fuße in einem Tage vollbrachte und am Abend wieder auf meinem Bau war. Die Sache war mir übrigens keines Weges ermüdend; des Morgens ging ich nach 3 Uhr von meiner Meierei und zwischen 8 und 9 Uhr war ich in Potsdam in Faschens Stube. — Meine Lektion währte bis 11 Uhr; dann ging ich in Sanssouci oder auf den Bergen umher. Gegen Mittag hatte ich mir die Mahlzeit vor dem Berliner Thore in einem guten Gasthofe bestellt und nach dem Essen ging ich bequem wieder nach Berlin, wo ich denn Abends bei Jenny noch sehr lange munter war. Mein Vater und meine Mutter und überhaupt niemand wußte von der Sache. Der eigentliche Vortheil aber des Zuhausegehens bestand in der angenehmen Einsamkeit;

denn auf dem Wege arbeitete ich meistentheils meine Stücke aus, die ich nachher desto geläufiger niederschrieb.

Anfänglich hatte ich einigemal ein Fuhrwerk gemiethet, doch der Fuhrmann ließ mich warten; auf dem sandigen Wege kam ich nicht vom Flecke, ich kam spät nach Potsdam, wo dann am Thore unter der Regierung Friedrich des Großen des Examens kein Ende war: woher ich komme? Wie lange ich mich aufhalte? Was ich für Geschäfte habe u. dergl. — Allen diesen Unbequemlichkeiten, wie auch den bedeutenden Kosten des Fuhrwerks entging ich auf meine Art, bis endlich Fasch die Sache merkte, und keine Bezahlung mehr für seinen Unterricht annehmen wollte.

Durch diese contemplative Tendenz meiner Fußreisen aber fand sich noch ein Vortheil ein, der mir bald sehr nützlich wurde: durch den Mangel eines Notenblattes oder Claviers ward ich mit dem wesentlichen Nutzen des doppelten Contrapunkts bekannt. Aus den Ideen, welche entweder schon vorhanden waren, oder zufällig durch vorübergehende Gegenstände erregt wurden, entstanden Melodien; durch Umdrehen oder Verkehren dieser Melodien entstanden neue analoge Ideen, und ich merkte, daß der Contrapunkt für ein gutes Naturell ein zuverlässiges Medium des Interessanten, Schönen und Tiefen, besonders aber eines reinen Styles sei.

Ein sicherer Geschmack und Gefühl des Wahren muß in aller Kunst der Grundstein sein und kann daher auch hier nicht entbehrt werden; und so hoben sich mit einem Male alle Zweifel und Mißverständnisse, welche ich gegen den unschuldigen Contrapunkt hatte vorbringen hören.

So verflog mir eine Zeit, die mir außerdem würde unerträglich gewesen sein.

Durch mein Hin- und Herlaufen nach und von Potsdam aber entstand noch eine interessante Bekanntschaft. Einstmals besuchte ich den Hauptmann von Stammford, der bald mein intimer Freund ward; er führte mich in das Haus des anno 1777 verstorbenen berühmten Fagottisten Eichner, wo er täglich zu Mittag speiste, ich ward sein Gast, und einmal für allemal eingeladen, wenn ich in Potsdam war. Eichner hatte eine Frau und eine Tochter hinterlassen, welche letztere Sängerin des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm II. war. Seit dem Abgange der Madame Mara im Jahre 1781 sang sie auch in der großen italienischen Oper zu Berlin die zweiten Rollen.

Dies Mädchen war eine treffliche Natur; ihr Geist und Körper waren von einer Beweglamkeit und Biegsamkeit, daß jeder, der für etwas gelten, oder sich angenehm unterhalten wollte, dies Haus besuchte.

Maria,*) so hieß dies Mädchen, ward von ihrer Mutter nach ihrer Art scharf gehalten. Doch regierte jene das Haus und die Mutter hielt alles Schöne und Angenehme, was hier geschah, für ihr eigenes Werk; ja, wenn es darauf ankam, machte sie die jugendlichsten Spiele und Kindereien mit, um Marien, die sie gleichwohl sehr liebte, zu gefallen. Da sowohl die Mutter, als auch die Tochter eine bedeutende Pension bezogen, bewohnten sie das ganze Haus allein, welches einen artigen Garten hatte. Die übrigen Hausgenossen bestanden in einer alten Köchin, einem Hausmädchen, einem Gärtner und einer Kammerjungfer, die Grete hieß, und die einen höchst sonderbaren Aufzug machte. Lang, hager, pockennarbig, mit einem gelben behaarten Gesichte, kleidete sich diese Grete und putzte sich durch abgelegten Staat und kleine Geschenke, welche sie von Marien zu dem Zwecke erhielt, auf so sonderbar romantische Art, in mannigfaltigen Farben nicht ohne Geschmack aus, daß sie in diesem Hause sich ausnahm, wie eine Art von Negerin in der Suite einer vornehmen Herrschaft.

---

*) Sie hieß Maria Adelheid Eichner und ward gewöhnlich Adelheid genannt. Zelter hat jedoch in dem Manuscripte überall den Namen Adelheid ausgestrichen und Marie dafür gesetzt. Sie war 1762 zu Mannheim geboren.

Für Marien war ich bald eine interessante Bekanntschaft geworden. Sie erfand sehr artige Melodieen zu Gedichten, welche Stammford brachte und die zum Theil von seiner Arbeit waren, sang sie mit unaussprechlicher Anmuth, aber war nicht im Stande, sie aufzuschreiben. Diese Arbeit verstand ich, und nun ward ich hier ein angenehmer Gast. —*)

Mein erster Vortheil von dieser Bekanntschaft war die Gelegenheit, die Kammermusik des Kronprinzen zu besuchen, wo z. B. die Haydn'schen Sinfonien in der höchsten Vortrefflichkeit ausgeführt wurden; das große Concert war Sonntags und nun ging ich auch öfters nach Potsdam, hörte die Musik und nach der Musik ging ich zu Stammford, wo ich ein Bett fand und die Nacht bleiben konnte. Hier hörte ich auch zum erstenmale Händels Messias. Niemals hatte ich bei einer Musik etwas Aehnliches empfunden. Da ich von Jugend an von meiner Mutter zum Bibellesen war angehalten worden, so war mir der Text innig bekannt, und Händels Musik eine erschöpfende Paraphrase jedes Worts; alles zusammen aber meiner Empfindung des lutherischen Christenthums so angepaßt, so damit zusammenfließend, daß

*) Von ihrer Composition erschienen: 12 Lieder mit Melodien für Clavier. Potsdam bei Herwarth 1780.

meine Freude in laute schmerzliche Aeußerungen ausbrach, und Aufmerksamkeit erregte. Man glaubte, mir sei nicht wohl, und der Kronprinz ließ fragen, was mir fehle? — Nach Endigung der Musik, welche bis nach 9 Uhr gewährt hatte, schlich ich mich schamhaft fort, lief in der Nacht zu Fuße nach Berlin und benetzte den Weg mit Thränen der Rührung. Andern Tages schrieb ich an die Freundin Eichner, entschuldigte mein Betragen und meine Entweichung so gut ich konnte, worauf ich denn vom Kronprinzen selber die Erlaubniß erhielt, allen seinen Sonntags-Concerten beizuwohnen. Zu meiner übrigen Thätigkeit fand sich nun das Bedürfniß ein, zu lesen. Jeannette hatte bald die Entdeckung gemacht, daß ich die bedeutendsten neueren Schriftsteller nicht kannte. Sie sprach häufig von und aus Büchern, ich konnte dagegen nur aus dem Herzen antworten, wenn mir solches eine Antwort gab; außerdem war ich stumm, wenn nicht die Rede von Musik war. Sie gab mir nun Lessings und Wielands, und endlich meines nachherigen göttlichen Freundes Göthe's Schriften zu lesen; das erste waren die „Leiden Werthers"; schon manche Zeit hatte ich die Sensation dieses Buches bemerkt und kannte es noch nicht. Es lag eine gute Weile bei mir, ich kann sagen, ich fürchtete mich es zu lesen, da Jeannette mir in allen ihren Briefen „die Leiden des jungen Werthers" so groß

und gewaltig pries. Er allein ſchien ihr ein wahrer Menſch, ein würdiger Liebhaber, und Lottens ward mit Kälte gedacht. Eines Abends legte ich mich ſehr ermüdet auf mein Bett; neben demſelben lag das Buch; ich nahm es und las die kurze Vorrede, welche mir wie Balſamtropfen auf dem Herzen zerfloß. Ich las weiter und fort war mein Schlaf. Es war meine Denkungsart, mein Ausdruck, meine Schreibart, die ich hier fand. Das Büchlein war längſt mein Freund, wenn ich keinen hatte und keinen zu ſuchen wußte, und der Verfaſſer mußte es auch ſein. Auch ich war verpflanzt auf fremden Boden, liebte, was nicht heimiſch war; und ganz natürlich ging die Wirkung des Buches in meine Briefe an Jeannette über, und nun ſchwärmte ich mit ihr über einen Gegenſtand; doch ſie ſprach von Sterben, von gemeinſchaftlicher Aufopferung. Das brachte mich zum vollen Gefühl meines Lebens und nun ſtritten wir wieder. Ich ſtellte ihr das Leben vor als ein Capital, das Zinſen tragen könne und die Unſterblichkeit als die Fortſetzung eines lebendigen Zuſtandes. Ich tadelte den, der ſich ſelber das erſte und letzte Mittel entriß, etwas für ſeine Liebe zu thun. Hätte Werther Alberten umgebracht um Lottens Beſitz, ſo hätte er allerdings ein Verbrechen begangen, allein dies wäre doch eine That geweſen; man müſſe nichts allein beſitzen wollen, was man nicht allein erwerben könne.

Dagegen sagte Jeannette: Werthers Aufopferung sei eine Heldenthat und lasse sich deswegen nicht nach allgemeinen Moralgesetzen beurtheilen.

Dies konnte ich zugestehen, indem ich die Nachahmung solcher Heldenthaten verwarf, woraus nichts entstehen könne. Einen Liebhaber, der Werthern nachahmen könne, verglich ich mit einem Maler, der Bilder copirt, und ebendeshalb kein Künstler heißen könne.

Wir geriethen über dies und ähnliche Kapitel in Streitigkeiten, ohne einig zu werden, und mein Beispiel von der Malerei ward etwas übel aufgenommen, da Jeannette selbst angefangen hatte zu malen und Bilder zu copiren; sie meinte, ich solle hübsch bei der Sache bleiben und nichts in den Streit mischen, was nicht darein gehöre; die Malerei habe mit Werthers Geschichte so viel gemein, wie die Musik. Selbst die Künste hätten nichts mit einander zu schaffen; jedes müsse für sich sein und beharren. Ich empfand wohl, wohin das gehörte und widersetzte mich tapfer, indem ich behauptete, es gebe nur eine Kunst: die Malerei oder Musik seien nur verschiedene Felder, Theile dieser allgemeinen Kunst; man müsse die Grenzen kennen, aber auch wissen, wie es darüber aussehe; ja der Maler, welcher musicire, so wie der Tonkünstler, welcher male, das seien die echten rechten Künstler; dagegen der trockne historische Abschreiber, wie der

Notenſetzer, niemals im Geiſte und in der Wahrheit ein Künſtler genannt werden könne.

Das Reden und Schreiben hierüber ward ſo ernſtlich, daß ſich Jeannette zuletzt ihre Maler und ſchönen Geiſter zu Hülfe nahm; auch der Vater miſchte ſich in die Sache und Alle waren gegen mich. Ich hatte nur Adele auf meiner Seite, die aber faſt beſtändig ſchwieg und mir bloß Beifall zulächelte, wenn ich recht glühend ſprach. Man forderte mich auf, zu erklären, was es denn heiße: ein Maler ſolle muſiciren? Benda und mehrere Muſiker hätten das Brüllen des Löwen, das Ziſchen der Schlange, das Krähen des Hahnes muſikaliſch auszumalen geſucht; ob ich denn dies für ſchön halte? nicht in den allgemeinen Tadel ſolcher Pinſeleien einſtimme? Ich ſah wohl ein, daß ich nicht verſtanden werden konnte und verſtummte. Man triumphirte und ich mußte manche Neckerei darüber anhören. Da mir's jedoch ſchien, als ob ich auch wohl unrecht haben könnte, wenn ich Dinge in der Tiefe ahnete, die von andern oben auf mit leiblichen Augen bemerkt werden wollten und nun deſto ſchwerer zu beſtreiten waren, ſo ging mir dieſe Sache gewaltſam im Kopfe herum. —

Indeſſen componirte ich für Adelens Stimme das Wieland'ſche Gedicht Seraſine. Das Gedicht ſchien meinem Zuſtande paßlich, auf dieſem Grunde dachte ich, meine

Figur so zu gestalten, ihr Bild so erkennbar herzustellen, daß man von dem Tone der bloßen Stimme ergriffen, gerührt und hingerissen werden solle. Meine Scene war im Scheine des Vollmondes; auch diesen wollte ich darstellen, daß jeder seine Nähe fühlen müsse. Adele sang das Stück, wie sie sollte; auch sie war in ähnlicher Lage, indem sie einen Mann liebte, den sie nicht sehen durfte. Das Stück wurde im Corsika'schen*) Saal producirt und gelobt; doch von meinen schönen Heimlichkeiten verrieth kein Zuhörer etwas, das er hätte wieder verrathen können, als Jeannette, die meine Intention kannte und sich manchmal darüber lustig machte, welches mir bitter wehe that.

Seit einiger Zeit kam ein Maler in das Haus, der bei Tische öfter gegen das Hinlaufen der Deutschen nach Italien deklamirte, indem er behauptete, was man nicht dahin bringe, könne man weder dalassen, noch wieder mitbringen; die Natur sei überall und was ein guter deutscher Künstler in Italien lernen könne, könne er auch zu Hause vollkommen eben so gut; er selber, setzte er ernst hinzu, sei in Italien gewesen, und wisse davon am besten zu sagen. Ich konnte mich nicht mehr halten und erhub ein so unbändiges Gelächter, daß meine Un-

*) Im Corsika'schen Saale und im Englischen Hause wurden damals vorzugsweise größere Concerte in Berlin gegeben.

bescheidenheit eine große Unzufriedenheit bewirkte, die vielleicht mir übel würde bekommen sein, wenn der Schwätzer so viel Herz und Eifer für die Kunst gehabt hätte, als ich. Er nahm jedoch den Ton eines wohlerzogenen Mannes gegen einen Jüngling an und nach aufgehobener Tafel fragte er mich, was ich gegen seine Meinung einzuwenden habe, da ich nie in Italien gewesen sei? — Ich sagte: eingewendet hätte ich ja nichts, gelacht aber hätte ich, indem ich mir in dem Augenblick vorgestellt hätte, wie possirlich ich mir selber vorkommen würde, wenn ich nach meiner Zurückkunft aus Italien ein solches Geständniß von mir abzulegen gezwungen sein würde. Uebrigens sei ich seiner Meinung nicht entgegen, und überzeugt, daß man nach Italien etwas mitzunehmen habe, was sich jedoch leicht transportiren lassen werde. Hierüber beruhigte sich der Pinsel völlig und wir waren den Abend noch sehr aufgeräumt.

Ich war um die jetzige Zeit wirklich sehr vergnügt. Mein Bau ging gut und vor dem Winter hoffte ich noch Meister zu werden, doch bemerkte ich an Jeannettens Liebe einigen Nachlaß. Ihre Briefe, die sonst voller Gluth und wirklich schön waren, fingen an wortkarg und verlegen zu werden. Ich war argles genug, dies alles auf die Rechnung meines geschäftigen Treibens zu schieben und mir allein die Schuld beizumessen, gestand ihr

auch übrigens zu, was sie gern hörte, daß Männer so nicht lieben könnten.

In meiner Musik war ich unterdessen ernsthaft fortgeschritten, und Fasch fing an, mir aus freien Stücken seine Zufriedenheit zu bezeugen. Anfänglich hatte er mich machen lassen, wozu ich Lust hatte, jetzt aber trieben wir die ordentliche Schule, welches mir um so lieber war, je leichter mir die Arbeit abging. Eine Zeit lang hatte ich vierstimmige Choräle geschrieben, dann sah ich mich im fünfstimmigen Satz um; dann gingen wir zu den Contrapunkten über, von diesen zum Canon, der mir gewaltige Freude machte, weil ich diese Thierchen auf meinen einsamen sandigen Spaziergängen nach Potsdam ausheckte und darin ganz gewandt wurde. Zuletzt hatten wir uns an den dreistimmigen Satz gemacht, den ich aber nicht wie das gewöhnliche Trio für Instrumente, sondern mit lauter Singstimme auf Textworte üben mußte, welches dann schon eine der schwersten Arbeiten war. Von hier war ich auf die sogenannten Charakterstücke und französischen Tänze übergegangen und damit sollte, was man eigentlich die Schule nennt, beschlossen und die Fuge angefangen werden, welches ich mir denn vorbehielt, bis ich etwas mehr in Ruhe sein möchte. —

Meine Kreuzgewölbe und Rauchfänge waren endlich vollendet und am 1. December 1783 ward ich auf meine

angefertigten Meisteraufgaben zum Meister gesprochen und aufgenommen. Ein kostbares Gastmahl krönte diese Feierlichkeit und nun hätte ich können der vergnügteste Mensch unter der Sonne sein. Mein Vater wartete nur darauf, mir das Handwerk mit seiner bedeutenden Kundschaft zu übergeben, die das ganze Jahr vollauf Reparatur-Arbeiten gab, ohne die neuen dazukommenden Bauten. Jedoch nie war mir so übel zu Muthe gewesen, als jetzt. Ich war unzufrieden, ich trauerte, ohne recht zu wissen, warum. Jeannettens Betragen gegen mich wurde immer gemessener, ich erhielt seltener Briefe und diese waren von trauriger Kälte. Eines Nachmittags ging ich zu ihr und fand sie allein. Ich forderte eine feste Erklärung, was dieses ihr Betragen bedeuten solle? Ob sie sich für beleidigt halte? und was sie verlange? Sie fing eine lange Erzählung an, von der ich nichts verstand; endlich fragte ich sie, ob sie einen andern liebe? sie könne versichert sein, er solle mir dafür büßen. Ich hatte, indem ich dies sagte, einen großen eisernen Nagel, der auf dem Fenster lag, in die Hand genommen; und indem sie sagte: ihr seien die Augen aufgegangen, sie könne es nicht über ihr Herz bringen, mich unglücklich zu machen; ich sei ein braver Mensch; sie müsse sich schämen; sie sei meiner nicht würdig; schlug ich den Nagel mit solcher Kraft in das Fensterbrett, daß die Spitze unten durchfuhr und ich

ihn mußte ſtecken laſſen. Sie war davon auf's Höchſte erſchreckt, weinte laut und rief nach ihrer Schweſter. Schlange! rief ich aus, ich will Dich und deine ganze Sippſchaft zertreten, aber erſt will ich wiſſen, von wem mir dieſe Schmach kommt und ſo ging ich fort.

Als meine Leidenſchaft ausgewüthet hatte, ging mein Herz in Traurigkeit über. Erklärbar war mir Jeannettens Betragen durchaus nicht; ich mochte hin und her denken, ſo viel ich wollte. Es blieb mir daher immer der erſte Gedanke ſtehen, ſie habe bloß in Ermangelung eines Beſſeren ihr einſtweiliges Spiel mit mir treiben wollen.

Meine Mutter bemerkte meine immer mehr zunehmende Trübſinnigkeit nur zu bald und da dieſe kein Ende nahm, ſtellte mich mein Vater darüber ernſthaft zur Rede. Er habe gehofft, ſagte er, daß zwei Jahre ſolcher Sorge und Quälerei mir eine heitere Zukunft bereiten würden und nun, da ich mich verdienter Ehren zu erfreuen habe, ließe ich mich von meiner angeborenen Mannheit entfernen. Er ſchlug mir vor, eine Reiſe zu meiner Schweſter zu machen, die im Magdeburgiſchen wohnte und hoffte, dies würde mich erheitern.

Ich trat meine Reiſe an, fuhr über Potsdam, um mich einige Tage daſelbſt aufzuhalten, und reiſte dann zu meiner Schweſter, die ſich ſehr freute, mich nach acht Jahren wiederzuſehen. Ich hatte von meinem Vater

einen Urlaub von 3 Monaten bekommen, als ich aber einige Wochen hier war, die freilich gänzlich der Musik gewidmet wurden, fühlte ich die Einförmigkeit des Lebens an einem kleinen Orte im Winter unter einer Sippschaft von lauter Kaufleuten und Frießmachern nur zu sehr, denn mein Schwager und meine Schwester, deren Gast ich war, die sich daher Mühe gaben, mich zu unterhalten und keine Kosten sparten, mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen, sah ich außer der Mahlzeit nicht; die ganze übrige Zeit war ich einsam und arbeitsam auf meiner Stube, oder bei dem Stadtpfeiffer, der ein geschickter Violoncellist war und außerordentlich gut Trompete blies.

Ich componirte hier einige Sinfonien, Klaviersonaten und ein Violin-Concert. Es war ein Concert in dem Hause eines reichen Kaufmanns veranstaltet, wo diese Sachen mit Beifall gespielt wurden und mich als einen Componisten erkennen ließen. Es waren zu diesem Concerte alle Honoratioren der Stadt eingeladen; die Tochter des Bürgermeisters sang eine reizende Arie, zu der ich das obligate Fagott auf der Bratsche spielte, die so viel Beifall erhielt, daß sie wiederholt werden mußte. Nach dem Concerte war ein großes Gastmahl und nun wurde auch getanzt. Ich tanzte mit meiner Sängerin und meine Schwester hielt uns für ein treffliches Paar. Das Mädchen

war ein blühendes, blauäugiges zärtliches Weſen von neunzehn Jahren; ihre Stimme war rein und angenehm, doch ohne metalliſchen Klang.

Bis jetzt hatte ich den ganzen Vormittag ruhig meinen Studien weihen können; von nun an war ich faſt keine Stunde allein und meine Schweſter war bemüht, zwiſchen mir und der Tochter des Bürgermeiſters, wo ſie auch ſchon hingehorcht hatte, eine Heirath zu ſtiften. Ich weiß nicht, was mich abhielt, meiner Schweſter eine feſte Antwort zu geben und die Sache ging wirklich weiter, als ich wollte. Wo ich mit dem freundlichen Weſen zuſammenkam, wurde die Sache als abgemacht angeſehen und das gute Mädchen ſelber war ſehr vertraut und liebevoll gegen mich; ſprach davon, wie gern ſie einſt Berlin ſehen werde, welches jedoch alles meiner Unbefangenheit entging, und meine Schweſter ſowohl, als andere Weiber, freuten ſich ſchon auf eine tüchtige Hochzeit, indem ſie mir täglich dergleichen Reden zu hören gaben.

Endlich kam der Stadtpfeiffer zu mir, den man für meinen vertrauteſten Freund hielt. Er war abgeſchickt und nun kam die Sache in's Klare, indem ich demſelben meine Unſchuld darlegte und gradezu ſagte: „ich ſei nicht mehr frei.“ Von dem Tage an veränderte ſich die Luft ganz und gar; und wie der Sommer auf den Früh-

ling, so folgten nun kühle Tage auf warme; selbst in meiner Schwester Hause war es nicht mehr, wie vorher.

Man war sonst in die Kirche gegangen, um mein Orgelspiel zu hören; der Organist selber gehörte zu meinen Bewunderern; wo ich hinkam, hatte man mein Phantasiren auf dem Fortepiano mit Bewunderung meines Genies bemerkt; man hatte mir Gedichte gegeben, die ich componirt hatte; alles das war für den kleinen Ort etwas Besonderes und daher hatte man sich auch meine dreiste Sprache überall gefallen lassen; ja man hörte mich mit Aufmerksamkeit an.

Alles das war mit einem Male vorbei; dagegen fing ein Jeder nach seiner Art an auszulegen und zu deuten, was ich hier oder da gesagt oder gethan hatte. Der Kunstpfeiffer war einst über Land gegangen, um aufzuwarten. Ich war eben bei der Frau, als ein Bauer eines andern Dorfes erschien und Tanzmusik forderte. Die Frau sagte, ihr Mann sei schon auf einer Hochzeit, sie könne daher keine Musik schaffen, worüber der Bauer ganz untröstlich war und zuletzt sagte: Er müsse Musik schaffen, und wenn solche 50 Thaler kosten sollte. Ich entschloß mich, nahm einen Burschen, der im Hause war und noch einen Bekannten mit, der Violine spielte. Es war nur noch eine schlechte Geige, eine alte Baßgeige und eine Trompete im Hause. Ich nahm meine italie-

nische Violine, setzte mich mit meinen Genossen auf des Bauers Wagen und wir spielten die ganze Nacht, ohne auszuruhen. Andern Tages baten die Bauern auf's Freundlichste, wir möchten diesen Tag noch dableiben und fernere Musik machen; es geschah. Nachmittags kam der Stadtpfeiffer mit allen seinen Leuten dazu und nun waren die Bauern ganz ausgelassen. Wir spielten noch eine Nacht und der Kunstpfeiffer erhielt von den Bauern, was er forderte, da sie uns dann noch die Wagen mit Fleisch, Kuchen und Früchten bepackten und uns so unter lautem Jubel nach der Stadt sandten.

Diese Geschichte war Anfangs als ein Zug von Liberalität von Hause zu Hause erzählt und vergrößert worden; jetzt sprach man mit Wegwerfung von dem Geniewesen, welches auf keinen grünen Zweig komme, sich gemein mache, und dergl. —

Der Kunstpfeiffer wohnte auf dem Thurme der Stadtkirche, einundzwanzig Treppen hoch, wo ich fast täglich war. Sein Lehrbursche war verpflichtet, alle Stunden vom Thurme herab in ein kleines Horn zu stoßen. Einst spielte ich mit dem Stadtpfeiffer und diesem Burschen ein Trio von Graun. Ich hatte viele Takte zu pausiren und die Glocke schlug, indem der Bursche spielte. Unterdessen sprang ich hinaus, und stieß in der Geschwindigkeit wohl zwanzig Mal hintereinander in's Horn. Der Kunst-

pfeiffer kam gleich hergeschrien: „Mein Gott, was machen Sie, wo ist denn Feuer?“ Genug, die ganze Stadt lief zusammen und Alles kam auf den Thurm, um das Feuer zu sehen.

Auch diese Geschichte wurde jetzt aufgewärmt und als eine unerlaubte Aeffung der ganzen Stadt wiedergekaut.

Obwohl ich nun von meiner Liebe zu Jeannetten keineswegs geheilt war, und innig trauerte, wenn ich mir vorstellte, daß wir jetzt schon auf unserer Reise nach Italien begriffen sein mußten, so machte ich doch ernstliche Anstalten, mich dieser Leidenschaft zu entziehen, denn Jeannette hatte mir meine Briefe zurückgeschickt und die ihrigen dagegen verlangt. Ich entschloß mich daher, nicht wieder nach Berlin zurück und jetzt allein gerade nach Florenz zu gehen. Zuerst setzte ich einen Brief an meinen Vater auf, der folgendermaßen lautete:

Ewig geliebter Vater!

Ich weiß nicht, wie ich Ihnen alle Vatertreue genug danken soll, die Sie mir seit meiner Kindheit bewiesen haben; dadurch aber haben Sie mein Herz so überschwänglich mit Vertrauen und Liebe gegen Sie erfüllt, daß ich nun noch die letzte Bitte wage.

Ich habe schon längst ein heißes Verlangen gehabt, die Welt zu sehen, besonders Italien; ich würde Sie eher gebeten haben, mir eine Reise zu erlauben, wenn

nicht Ihre Anordnungen meinen Wünschen immer voran gewesen wären. Jetzt habe ich diesen Anordnungen genügt, ich bin geworden, wozu Sie mich haben machen wollen und ich glaube fest, Sie verzeihen mir, wenn ich von hier sogleich weiter gehe und mich einige Jahre in der weiten Welt umsehe, wie andere Menschen sind und andere Sitten. Dazu aber bedarf ich Ihres Beistandes mehr, als jemals. — Auf das Handwerk kann ich als Meister nicht wohl reisen; mit den Gesellen zu arbeiten, könnte mir in Berlin übel ausgelegt werden; daher bitte ich Sie kindlich und herzlich, lassen Sie sich noch diese Kosten nicht gereuen, mich auf meiner Reise zu unterhalten.

Meine Mutter wird weinen, das weiß ich, aber meine Aufführung in fremden Landen und mein Wiedersehen nach der Entfernung wird sie trösten und meine eingebrachten Kenntnisse und Erfahrungen werden ihre letzten Tage mit Freude bestreuen.

Sie können mir diese Bitte nicht versagen, das weiß ich und daher gehe ich von hier sogleich über Dresden und Prag nach Wien, von wo aus ich Ihnen ganz gewiß sogleich meine Ankunft melden werde, weil ich mich dort eine Zeit lang aufzuhalten gedenke.

Dieser Brief war noch nicht geendigt, als mir mein Vater von Berlin schrieb: es thue ihm herzlich leid, mich

in meiner Ruhe zu ſtören, die er vor allen mir am liebſten gönne; aber er müſſe mich bitten, auf das Schleunigſte nach Berlin zu kommen, weil meine Mutter tödtlich krank werden ſei. Die Ausſichten zu den Geſchäften des künftigen Sommers ließen ſich zugleich ſo vortheilhaft an, daß er meine Hülfe brauche. Zugleich ſichere er mir die Hälfte ſeines Verdienſtes als meinen rechtmäßigen Antheil an allen ſeinen Geſchäften zu, aber er bitte nochmals, daß ich ſogleich kommen möchte.

Als ich zurück nach Berlin kam, fand ich meine Mutter noch in Gefahr, aber es ſchien, als wenn der Anblick ihres einzigen Sohnes den Tod vom Leben ſchied, denn ihre Beſſerung nahm ſchnell zu. Sie drückte mich auf's Zärtlichſte an ihr Herz ſo oft ſie mich ſah und bat inſtändigſt, ſie und meinen Vater nicht wieder zu verlaſſen.

Zuletzt erklärte ſich denn die ganze Sache. Ich war unvorſichtig genug geweſen, dem Kunſtpfeiffer etwas von dem Vorhaben meiner Reiſe zu offenbaren und dieſer hatte es meiner Schweſter geſagt. Meine Mutter hatte einen Traum gehabt: ſie ſtand am Ufer eines Sees bei Potsdam, der Schwülow genannt. Hier ſah ſie auf einem leichten Fiſcherkahn mich unter Wind und Wellen umhertreiben und zuletzt unterſinken. Den Morgen darauf erhielt ſie einen Brief von meiner Schweſter, der ihr

das Geheimniß meiner Reise verrieth; sie war schon unpäßlich gewesen und fiel nun in die schwere Krankheit.

Ich sah wohl ein, daß mein Vater nicht allein fertig werden konnte. Er war über sechszig Jahre alt, und hatte sich eine Menge Arbeit auf den Hals geladen, indem er auf meinen Beistand gerechnet hatte. Er habe, sagte er, mir treulich beigestanden und hoffe, ich werde ihn jetzt nicht stecken lassen.

So war meine Reise nun für diesmal wieder abgebrochen, doch nicht aufgegeben, und da ich hoffte, diesen Sommer recht viel Geld zu verdienen, so war meine Hoffnung, nachher desto sorgloser in Absicht des Oeconomischen sein zu können.

Meine Gewohnheit, früh bei der Hand zu sein, leistete mir ihre guten Dienste. Des Morgens war die Reihe an mir; ich richtete ein, ordnete an, nahm die weitesten Gänge auf mich und mein Vater bekam jugendliches Feuer.

Meine Mutter besorgte mit gewohnter Geschäftigkeit, was im Hause nöthig war, gab heraus, schrieb auf und so gingen die Sachen ihren guten Gang; doch je mehr wir arbeiteten, je tiefer fielen wir in die Arbeit hinein; war eine Arbeit fertig, so waren unterdessen zwei oder drei neue vorhanden und es war nicht herauszukommen; darüber kam das Jahr 1785 heran. Meine Mutter

wurde hier vom Schlage getroffen und dieser Schlag traf das ganze Haus, besonders aber meinen lieben Vater, der sich an eine häusliche Bequemlichkeit gewöhnt hatte, die allein von meiner Mutter ausging. Die Krankheit meiner Mutter zog sich in die Länge und meines Vaters Lebhaftigkeit nahm mehr und mehr ab. Die Arbeit ward ihm lästig, das Haus voll Traurigkeit und sein frisches reines Gesicht bekam eine kränkelnde, gelbliche Farbe.

Im Jahre 1786, den 17. August starb Friedrich der Große. Dieser Todesfall ergriff auch meinen Vater sichtbarlich. Er hatte den König persönlich gekannt; schon als Geselle hatte er in Sanssouci an den Terrassen und Treibhäusern gearbeitet und der König hatte sich öfter mit ihm unterhalten. Auf das Gedächtniß dieses großen Königs setzte ich eine Musik, welche zuerst in der Garnisonkirche zum Besten der Frankfurter Leopoldschule und kurz nachher in verschiedenen Concerten aufgeführt wurde. Der Anfang derselben bestand in einer lugubern Intrade aus G-moll im Dreizweiteltakt; das volle Orchester mit gedämpften Instrumenten äußerte sich in tiefen langsamen Schlägen, zwischen welchen eine Oboe und eine Flöte in gezogenen Klagetönen mit einander concertirten. Nach der Ouverture redete die Stimme eines Fremden den Chor an: woher das Klagegetön eines

Volkes, das durch seinen König an Glück und Freude gewöhnt, sonst nur Töne der Wonne und des Wohlseins habe hören lassen? Der Chor antwortete nun: eben dieser Held, der große Friedrich sei nicht mehr. Die Einzelnen aus dem Chor unterhalten sich nun ferner über seine Thaten und seine lange beglückende Regierung und zuletzt heißt es: der Olymp habe den Helden aufgenommen und sein Andenken unter die Sterne gesetzt. Den Beschluß endlich machte die Anrufung an Gott, seinen Nachfolger und sein Volk nicht mit seiner Weisheit zu verlassen.*)

Auf diese Musik wendete ich nach langer Ruhe den besten Fleiß. Was mir dabei über alles ging, war, daß mein Vater sie hatte hören wollen und davon war gerührt worden. —

Er erzählte mir nachher, daß er zwischen dem Professor Engel und dem Geheimen Rath Hymen, beide gute Musikkenner, in der Mitte gesessen und sich unerkannt an dem redlichen Beifalle dieser Männer nicht

*) Ueber die Aufführung dieses Werkes wird in der Berliner priv. (Voß) Zeitung vom Jahre 1786 Nro. 128 vom 26. October berichtet: „Gestern ward in der hiesigen Garnisonkirche die von Herrn Sander verfertigte und von Herrn Zelter in Musik gesetzte Cantate auf den Tod Friedrichs II. und die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. mit vollkommenem Beifall des zahlreichen Auditoriums aufgeführt. Das eingekommene Geld ist zur Leopolds Gedächtnißfeier geflossen ꝛc."

weniger, als an der Muſik ſelbſt erbaut habe. Und nun war ich zum erſten Male mit mir ſelber zufrieden, weil es mein Vater zu ſein ſchien, der bisher meine muſikaliſchen Bemühungen mit Gleichgültigkeit an ſich vorübergehen ließ.

„Mein Sohn!“ ſprach mein Vater zu mir: „es würde mich jetzt gereuen, dich nicht deiner Neigung zur Muſik ganz überlaſſen zu haben, wenn ſie ſich früher gezeigt, wenn ich ſie früher gewußt hätte. Meine Abſicht mit dir, war keine geringere, als einen bedeutenden und womöglich den vermögendſten Mann aus dir zu machen. Dazu wollte ich, dazu konnte ich dir helfen, wenn Gott dazu ſeinen Segen und dir das Talent verliehen hätte. Alle Tonkünſtler, die ich kannte, haben mir abgerathen, dich zu einem Tonkünſtler zu erziehen und wann ich ihre armſeligen Umſtände betrachtete, ſo beſtärkte ſich die Meinung in mir, daß ein Handwerksmann überall beſſer daran iſt, als ein Muſikus, der alle Augenblicke um Brod ſeufzt, wenn nur der Tod eines großen Herren, ein Krieg, oder ſonſt eine Staatsveränderung einfällt. Ich habe zum erſtenmale erfahren, was eine Muſik wirken kann; ich geſtehe es, deine Muſik hat mich bewegen müſſen, da ich doppelten Antheil daran nehme, inſofern es deine Arbeit iſt und den großen König beklagt, den dies armſelige Land lange genug zu

beweinen haben wird. Ich kann ſagen, ich freue mich, daß ich alt bin und geſehen habe, was ich ſah, denn ſeines Gleichen werde ich nicht wiederſehen. Ich bin nicht in dieſem Lande geboren und erzogen; mein Auge war gewohnt an geſegnete Erndten, an Nahrung und Betrieb der Land- und Städtebewohner; aber was eine kluge geſchäftige Regierung kann, habe ich auf dieſem dürren Boden in einem von Natur mageren, durch einen langen Krieg entvölkerten Lande geſehen."

„Das kleine Geſchlecht hat den Helden geſchmäht, weil es ihm den Kaffee theuer bezahlen mußte; es wird ihn einſt loben, wenn es Brod und Salz wird theuer bezahlen müſſen."

„Ich kann nicht mit Worten ſagen, wie mir der Tod des alten Königs ans Herz geht; ich werde ihm bald nachfolgen und finde Troſt in dem Gedanken, ihn vor mir zu wiſſen. Denn Mutter wird wahrſcheinlich vor mir dahin gehen, das wird mir den Reſt geben, ich fürchte mich, allein zu bleiben, darum bitte ich Dich, verlaß mich nicht in meinem Alter."

Ich geſtand ihm meine Neigung, nach Italien zu gehen und die heimlichen Anſtalten, welche ich von Zeit zu Zeit dazu getroffen hatte, aber ich verſprach ihm, ſo lange er lebe, keinem Gedanken an eine Entfernung von ihm mehr Raum zu geben. — Dies erheiterte und er-

munterte ihn auf's höchste. Es war nach der Mittagsmahlzeit, und wir saßen noch am Tische; er ließ noch Wein bringen, wir tranken zusammen und stießen an auf die Genesung meiner Mutter und ewige Liebe und Treue. Endlich mußte ich ihm noch das Lied: „Nun danket alle Gott" auf dem Flügel spielen, wozu er mit heller Stimme sang, indem seine Augen von Thränen glänzten. — Unser trefflicher Arzt, der Geheimrath Selle kündigte uns endlich an, daß das Hauptübel meiner Mutter sich hebe und er hoffe, das gute Kleeblatt werde noch eine Weile bei einander bleiben können.

In der Stadt wurden die größten Anstalten zur Huldigung des neuen Königs getroffen. Alles war voll Freude und Wonne und man sah der neuen Regierung mit Hoffnungen und Aussichten, jedes nach seiner Art, entgegen. Friedrich der Große war in den letzten Jahren als verdrießlich, mißtrauisch und wie einige wollten, geizig angesehen.

Viele waren unzufrieden, die alten geprüften Einrichtungen schienen das Leben und die Bewegung verloren zu haben. Man verlangte die Dinge nach einem gewissen neuen Geist der Zeit zugeschnitten, und alles dieses wurde nun von der neuen Regierung erwartet. Auch Stamford, einer der geschicktesten Ingenieure des Königs, gehörte zu den Unzufriedenen. Er hatte ein ge-

ringes Gehalt, welches ihn an seiner Verbindung mit Marien verhinderte und da er nicht mehr hoffte, hier befördert zu werden, hatte er kurz vor dem Tode des Königs seinen Abschied genommen und war in holländische Dienste gegangen, wo er in kurzer Zeit General ward. —

Die Huldigung des neuen Königs war bestimmt; Marie war mit ihrer Mutter von Potsdam gekommen und beide aßen den Abend vor der Huldigung bei meinen Eltern.

Es waren auf dem Schloßplatze Tribünen und Logen für Zuschauer aufgeschlagen; eine solche Loge hatte ich bereits für mich und Marie nebst der Mutter gemiethet. Da es den Anschein hatte, daß man sich am morgenden Tage bei guter Zeit würde einfinden müssen, um durch das Gedränge zu kommen, so beschloß ich, diese Nacht in Mariens Hause zuzubringen, welche in der Gegend des Schlosses ihre Wohnung hatte.

Man mußte des Morgens um fünf Uhr bei der Hand sein. Die Friseurs waren so beschäftigt, daß Marie sich entschlossen hatte, angekleidet zu bleiben, um der Sorge für ihren Kopfputz überhoben zu sein.

Die Betten der Mutter und Tochter standen in einem Zimmer. Die Mutter und Grete legten sich nieder; da kein Sopha vorhanden war, bereitete Marie

aus ihren Betten ein Sopha; die Decke wurde gegen die Wand gelegt. Hier ließen wir uns neben einander nieder und lasen Shakespeare's Kaufmann von Venedig vor. Die Mutter wollte nicht schlafen und hörte anfänglich aufmerksam zu; die Nacht war kühl, nach und nach wurde die Decke herumgezogen; man wurde müde; erst lehnte man sich auf die Seite, dann legte man sich bequemer und die bestimmte Stunde ward glücklich von uns Allen verschlafen. Nach 7 Uhr erwachte die Mutter zuerst, sprang aus dem Bette und erhob ein furchtbares Spektakel, da sie uns neben einander ordentlich im Bette liegen und schlafen sah. Grete erschien auch und rieb sich die Augen, aber die Mutter war in Verzweiflung und sprach von entsetzlichen Dingen, die unter ihren Augen geschehen seien. Marie lachte was sie konnte, als sie zu sich gekommen war, doch die Mutter war nicht zu beruhigen. Sie schimpfte auf die Tochter, aber je mehr sie schimpfte, desto toller lachte Marie. —

Indessen war es die höchste Zeit nach unserer Lage zu gehen, welches Anfangs die Mutter gar nicht zugeben wollte und endlich auch selber nicht mitging, sondern immerfort schimpfte, bis wir zur Thür hinaus waren; sie schickte auch die Grete nach, doch diese ward zurückgewiesen und mischte sich unter die Menge.

Eichner's waren diesen Mittag zu meinen Eltern ge-

beten. Nach der Huldigung führte ich Marie dahin und dann nahm ich einen Wagen, um die Mutter zu holen, welche erst gar nicht von der Stelle wollte; als ich ihr aber auf Ehre und Pflicht versicherte, wie Alles zugegangen, beruhigte sie sich und fuhr mit mir, indem sie sagte, diesmal wolle sie mir einstweilen glauben, aber sie würde von nun an besser auf der Hut sein.

Marie konnte sich nicht enthalten, die Geschichte bei Tische meinem Vater zu erzählen, der darüber sehr lachte; nur meine Mutter wollte nicht lachen und nahm ernsthaft die Parthie von Mariens Mutter; übrigens kam mir selber die Sache sonderbar genug vor, eine ganze Nacht neben dem liebenswürdigsten weiblichen Geschöpfe im Bette zu liegen; auch Grete konnte sich der Anmerkung nicht enthalten, was der Hauptmann dazu würde gesagt haben und erhielt dafür von Marien eine derbe Ohrfeige.

Einige Tage darauf wollte meine Mutter von mir wissen, ob ich gesonnen sei, Marien zu heirathen? Da ich aber versicherte, daß das Mädchen mit dem Hauptmann so gut als verlobt sei, war ihre Neugierde befriedigt und sie nahm nur Gelegenheit, mich zu erinnern, daß ich jetzt auf eine anständige Heirath zu denken habe. Es war im Dezember des Jahres 1786, als ich eines Tages zu Mariens Mutter gerufen ward. Ich fand sie

allein, in Thränen und von heftiger Leidenſchaft bewegt. Sie ſagte mir, es ſei geſtern ein Brief aus Amſterdam von Stamford angekommen, worin dieſer um die Hand ihrer Tochter anhielte; ehe ſie dies jemals zugeben werde, wolle ſie dieſelbe lieber ſterben ſehen.

Ich verhehlte ihr nicht, daß ich um die Sache wiſſe und darin nichts Unrechtes fände. Stamford kenne Marien ſeit ihrem achten Jahre, und ſein Einfluß auf ihre Erziehung ſei ſo unverkennbar, daß ich glaube, wenn Marie ſelbſt zu ſeinen Wünſchen ſtimme, ſo laſſe ſich nichts Gerechtes dagegen einwenden, es müſſe denn der Unterſchied der Religion ſein, den Sie, wie ich wohl denken könne, dabei für wichtig halte.

„Was reden Sie da für Dinge!“ ſagte ſie. „Ich bin eine gute katholiſche Chriſtin, und meine Tochter habe ich auch dazu erzogen. War nicht mein verſtorbener Mann auch ein Proteſtant, ehe ich ihn heirathete? Das iſt es nicht, aber er gefällt mir ſonſt nicht, und jetzt haſſe ich ihn um ſo mehr, da er uns Jahre lang betrogen hat.“

„Was iſt denn aber,“ ſagte ich, „hier zu betrügen? Er liebt Ihre Tochter, wie ein Ehrenmann, iſt jetzt General und verlangt ſie zu ſeiner Gattin; ich wüßte nichts Ehrenvolleres in der Welt, als die Frau und Mutter eines trefflichen Generals zu ſein.“

„Hören Sie," ſprach ſie, „Sie ſind kein General und kein Katholik, Sie lieben meine Tochter, das weiß ich, halten Sie um ſie an, hier iſt meine Hand, Sie ſollen ſie haben mit der Bedingung, daß Sie die Kinder katholiſch erziehen laſſen wollen." Ich hatte einen unmäßigen Schreck über dieſen Antrag und konnte in dieſem Augenblicke keine Antwort finden; ja ich gerieth ſo in Verwirrung, daß ich zitterte und mich ſetzen mußte. —

„Sehen Sie wohl," ſagte ſie, „daß ich den rechten Fleck getroffen habe? Sie lieben ſie und Ihnen kann ich ſie gönnen; Sie ſind ein blühender junger Mann und er ein vierzigjähriger Wüſtling." Ich ſuchte eine ſchickliche Gelegenheit mich zu entfernen. Meine Füße trugen mich zum Thore hinaus und ich ging in ſtummen Brüten eine große Strecke in den Wald hinein.

Mein erſter Gedanke war Stamford, den ich ſeit 3 Jahren ſehr lieb gewonnen hatte. — Sollte er aber, überlegte ich mir, Marien wohl glücklich machen? Er konnte ein Mann gegen Vierzig ſein und in jüngeren Jahren viel gelebt haben, er war oft kränklich und in hohem Grade hypochondriſch. Marie konnte halb ſo alt ſein; ſie ſelbſt hatte mir niemals eigentlich verliebt in ihn geſchienen, und es traten Momente vor meine Erinnerung, aus denen ich mich für begünſtigt halten konnte.

Am andern Morgen wollte ich zu Marie gehen. Sie trat eben aus ihrer Hausthür, um eine Freundin zu besuchen; ich ging mit ihr. „Nun," sagte sie mir, „wie ich vernehme, hat gestern früh meine Mutter Auction über mich gehalten; wie viel haben Sie denn geboten? — Streitet Ihr Euch unter einander über mich so viel, als Ihr Lust habt, am Ende werde ich thun, was ich für Recht achte. Wenn ich Stamford nie geliebt, so hätte er mir gestern werth werden müssen. Was wollen Sie meiner Mutter antworten, wenn Sie es noch nicht gethan haben?" — „Ihre Mutter," sagte ich spaßhaft, „wird so gut sein, mir den Antrag noch einmal bei kälterem Blute zu machen, dann werde ich zuschlagen und die ganze Welt auslachen, das verständigste liebenswürdigste Mädchen in meine Arme zu schließen." —

Im Jahre 1787 starb mein Vater fast plötzlich, denn am neuen Jahrestage ging er noch in die Kirche und am 25. desselben Monats war er tot.

Ich hielt mich gefaßt genug, den großen Verlust zu ertragen und wollte eine Musik auf seinen Tod machen, doch ich sah bald die Unmöglichkeit des Unternehmens ein. Eigentlich hatte ich erst zuletzt die Liebe meines Vaters recht innig gefühlt, indem ich mir sein Leben neben meiner Jugend zurückrief. Der Schmerz der Seele lag in der Tiefe auf einem Punkt und was ich nieder-

ſchrieb, erſchien dagegen nach Außen kalt, ja unmelodiſch. So wie ich zu der Muſik auf den Tod des Königs meine Totalempfindung nur in muſikaliſche Formen zerlegen durfte, ſo war hier Alles unzertheilbar und der äußerlichen Darſtellung entgegen.

Meine beiden älteren Schweſtern waren längſt verheirathet und ſo war ich nun mit meiner kranken Mutter ganz allein; das ſchöne Verhältniß war zerriſſen, die alte Ordnung fehlte und meine Thätigkeit war ohne Ruhe, indem ich täglich nun auch den Tod meiner Mutter erwarten mußte. —

Am 6. April 1787 trat Grete wie eine Verzweifelnde in mein Zimmer und mit dem Geſchrei unerträglicher Schmerzen erſchreckte ſie mich mit der Nachricht von Mariens Tode. „Sie iſt ermordet!“ rief ſie aus; „man hat ſie umgebracht! ich habe es vorher geſagt, man hat nicht hören wollen. — Auch Sie ſind Schuld an ihrem Tode.“ —

Alle Wunden meines Herzens öffneten ſich hier zumal; ich war ganz verlaſſen und brauchte viele Wochen, mich wieder zu finden. Niemand konnte oder wollte mir etwas Zuverläſſiges über Mariens Tod ſagen, weil viele ſich dadurch gekränkt fanden und Grete, die ſich wie eine Mänade gebehrdete und ſich das Fleiſch mit den Nägeln zerriß, ſobald ich ſie fragte, wußte nicht Alles.

Stamford hatte einen kostbaren Ring aus dem Haag geschickt; über diesen Ring war eine unwürdige Scene zwischen Mutter und Tochter vorgegangen; Marie ward gefährlich krank. Man wendete sich zu spät an einen jungen Arzt und am neunten Tage verlor ich meine süße Freundin, nach deren Abscheiden Grete sogleich heimlich von Potsdam weggelaufen war, um mich mit der Nachricht ihres Todes zu erschrecken.*)

Ich brauche nicht zu wiederholen, welch' ein himmlisches Bild des angenehmsten Frühlings diese Marie war; aber sie war auch eine sehr ausgezeichnete Sängerin.

In der Königlichen opera seria, wo sie die zweiten Rollen der Graun'schen, Hasse'schen und Agricola'schen Compositionen singen mußte, war sie nicht an ihrer Stelle, wie sie sich denn überhaupt wenig Mühe gab, pathetisch zu erscheinen. Die Werke dieser Componisten wurden dazumal nur noch in Berlin gehört, in Italien und Ober-Deutschland waren neuere Meister aufgetreten. Der König besuchte die Oper nicht mehr in Person und schien sie bloß der alten Ordnung wegen beizubehalten. Ich habe schon gesagt, mit welchem Widerwillen der König gegen deutsche Theatersubjecte eingenommen war,

*) Marie Adelheid Eichner starb den 5. April 1787.

welcher sich jedoch seit der Erscheinung der Mlle. Schmehling (nachherigen Madame Mara), welche im Jahre 1771 angenommen ward, gemildert hatte. Da es in Italien selbst an bedeutenden Sängerinnen zu fehlen schien, so war der König, wenn er die Oper nicht wollte aussterben lassen, genöthigt, noch die Mlle. Koch (nachherige Madame Berena) und dann auch diese Eichner, passiren zu lassen.

Maria war in Mannheim von einem bejahrten italienischen Castraten aus guter Schule unterrichtet worden. Ihre Stimme war vom ungestrichenen f., durch 3 Octaven rein, gleich und in großen Schwierigkeiten geübt. Sie sang die chromatische Tonleiter hintereinander auf und ab mit ziemlicher Geschwindigkeit. Die sogenannte Catena de trilli hatte sie so in ihrer Gewalt, daß in einem nicht zu kleinen Raume die Töne wie Nachtigallengesang schmetterten. Das Granito ihrer Passagen war erweckend, und ich möchte sagen, rührend zugleich; in der Mezza di voce war sie eine Meisterin. Der berühmte Violinist Giornovichi*) hörte mit dem innigsten

*) Giov. Maria Giornovichi, geboren 1745 zu Palermo, ein Schüler Lollis, trat 1780 als erster Violinist in die Kapelle des Prinzen von Preußen, die er aber 1783 schon wieder verließ, da er fortwährend mit Dupert in Streit lebte. Er starb 1804 zu Petersburg.

Vergnügen seine Violin-Concerte von ihr singen, und behauptete, Vieles von ihr angenommen zu haben. Auf einem kleinen englischen Fortepiano von Buntebart spielte sie so schön, als man es nur hören kann und wenn sie an Fertigkeit in Schwierigkeiten übertroffen wurde, so war dies doch an Anmuth des Vortrages nicht möglich. Die ausgesuchten Freuden, die ich im Umgang mit dieser Maria genossen habe, bewegen mich, ihrer mit Dank und Liebe zu gedenken; sie war ein Engel in Menschengestalt.

Meine Mutter drang darauf, mich noch bei ihrem Leben zu verheirathen. Da sie selbst nicht von der Stelle konnte und sehen mußte, daß alles im Hause verkehrt zuging, konnte ich ihren Wunsch nicht tadeln, ob ich gleich nicht den geringsten Wunsch fühlte, neue Bekanntschaften zu machen.

Ich warf mich wieder mit Eifer auf die Musik. Die Einsamkeit langer Abende und früher Morgenstunden regte in meiner Seele musikalische Ideen auf, die jedoch selten zur Reife kamen, weil durch die Sorge um meine kranke Mutter und den Betrieb der Geschäfte die schönen Stunden unterbrochen wurden.

Ich bemühte mich um ein gutes Gedicht zu einer ernsthaften Oper; es war aber keins zu finden und ich begnügte mich unterdessen, gefällige Scenen aus Opern und Oratorien des Metastasio in Musik zu setzen; doch

hatte ich nun nicht einmal Jemanden, der dieſe Stücke ſang.

Hier erinnerte ich mich eines Mädchens, deren Bruder ich im Gymnaſio gekannt habe. Der eine Bruder, welcher mit mir in einer Klaſſe ſaß, hatte mich öfter mitgenommen in das Haus ſeiner Eltern und ich hatte bald bemerkt, daß die jüngſte Schweſter, Namens Julie, einen ſehr angenehmen Sopran ſang. Auch bei Jeannetten hatte ich ſie mehrmals ſingen hören und das ganz beſonders Natürliche und die Wahrheit ihres Vortrages bewundert. — Ihr Vater, ein ſehr geſchätzter Geheimer Finanz-Rath Friedrich des Großen, war geſtorben; die Mutter lebte von einer kleinen Penſion und Julie war jetzt bei ihrer Schweſter, der Wittwe des General-Chirurgus Voitus, der neben Selle auch unſer Arzt geweſen, und ſieben Tage nach meines Vaters Tode geſtorben war. Dieſe Julie nun war es, welche mir für meine Scenen geſchickt ſchien. Ich fand bald Gelegenheit näher an ſie zu gelangen, indem ich ihre Schweſter beſuchte, welcher ich das Honorar für die Kur meines Vaters brachte.

Mit Julien ward ich bald einig; ich ging von Zeit zu Zeit zu ihr und da es ihr nicht an Intelligenz fehlte, ſich dem Ideengang jedes Componiſten gleichſam zu verweben, weil ſie von ſchöner Gemüthsart war, ſo war ſie mir die liebſte, der ich meine Intentionen über Aus-

druck und Art mittheilen mochte, wogegen ich dann von ihr den ruhigen tiefen Sinn lernte, der weder denkt noch schreckt, indem er nährt und bildet. —

Um diese Zeit baute ich in meiner Straße ein Haus für eine junge Kaufmannswittwe, deren Mann, Namens Flörike, eben gestorben war. Sie hatte drei angenehme Kinder, das jüngste war ein dreijähriger Sohn von unendlicher Schönheit und Anmuth der Gliedmaßen. An dem Tage der Grundsteinlegung zum Hause gab die Wittwe eine Abendmahlzeit, wozu ich eingeladen war. Das natürliche angenehme Wesen der jungen Frau gefiel mir um so mehr, da die Gemeinheit der übrigen Gesellschaft, welche gleichwohl aus guten Leuten bestand, mir desto langweiliger war. Ich ließ mich daher auch nicht weiter im Hause sehen, als wenn es mein Geschäft erforderte.

Das Pfingstfest war gekommen und meine Wittwe lud mich ein, mit ihr zu ihren Eltern zu reisen und diese Tage dort zuzubringen, welches ich gern that.

Ehe wir von hier abfuhren, bemerkte ich erst, daß drei von der Abendgesellschaft am Grundsteinfeste mit aufsteigen wollten und war darüber ganz verdrießlich. Ein ältlicher, langer, hagerer Uhrmacher war der erträglichste, weil er wenig sprach und fast beständig schlief. Sonst war dieser gute Mann die eigenthümlichste Figur, welche ich gesehen habe. Sein langer Körper sah aus,

wie ein Bündel senkrecht aufgestellter Latten, kaum eine Ecke, eine Muskel, stand hervor; dabei hatte er ein kreideweißes Gesicht, trug eine Perücke von der nämlichen Farbe, einen gelbgrünen Rock, lederne Beinkleider und schwarze wollene Strümpfe. Der andere Reisegefährte war ein junger Bauconducteur, plauderte unaufhaltsam fades Gewäsch und selbst wenn er schwieg, war ich in Sorge, weil er beständig den Mund offen hielt. Die dritte Person war eine Cousine, welche das Gespräch auf zärtliche Lektüre zu lenken sich bemühte.

Wir fuhren bei trockenem Wetter ab, doch nach einer halben Stunde kam ein dichter, anhaltender Regen, der uns auf dem offenen Wagen bis auf die Haut durchnäßte. Die Frauenzimmer hatten Schirme, von denen das Wasser stromweise in meine Stiefeln und Beinkleider troff. Ich war fast toll vor Verdruß, so viel Ungemach erdulden zu müssen, ohne ausweichen zu können. Endlich waren fünf Meilen zurückgelegt und wir waren an dem Orte unserer Bestimmung.

Der Vater meiner Wittwe war ein Königlicher Förster.*)

*) Sein Name war Kappel. Es war dies der nämliche Jäger Kappel, durch welchen Friedrich der Große 1761 aus der Gefahr gerettet wurde, von dem Baron von Warkotsch an die Oesterreicher verrathen zu werden. Er starb als Hegemeister zu Quaden-Germendorf, Amts Oranienburg. —

— Er und ſeine Frau entſprachen vollkommen dem Bilde, das nachher Iffland ſo wahr und lebendig von ſeiner Jägerfamilie gegeben hat.

Wir wurden ſehr freundlich und herzlich aufgenommen und da ich in allen Zimmern Kamine geſehen hatte, war meine erſte Bitte, mir ein ſolches Kaminzimmer für mich allein zuzugeſtehen, welches mir meine Wittwe ſogleich bei ihrer Mutter auswirkte, wodurch ich denn zufrieden und aufgeweckt wurde; denn nun konnte ich doch ausweichen.

Beim Abendeſſen war man ſehr munter. Der alte Förſter hatte ſich zu uns an den Tiſch geſetzt, obgleich er Abends nichts aß, und hörte lange genug das Geſchwätz des Conducteurs an. „Es iſt billig," ſagte er zu ihm, „daß Sie einmal in Ruhe zu Eſſen kommen, unterdeſſen mögen die Andern reden, die bis dahin geſchwiegen haben." Und nun fragte er allerlei über den Fortgang des Hausbaues ſeiner Tochter, worüber ich ihn dann befriedigte.

Nach dem furchtbaren Regen war ein herrlicher Morgen aufgegangen und da es mir in der Geſellſchaft nicht gefallen konnte, machte ich mich an die artigen Kinder meiner Wittwe, die vor dem Hauſe im Graſe ſpielten und trieb mit dieſen allerlei Poſſen, wodurch denn die Mutter herbeigelockt ward.

Ich kannte eigentlich dieſe Frau noch gar nicht, weil ich ſie zu wenig geſehen hatte. Sie hatte das angenehmſte Aeußere, ein wirklich ſchönes geiſtreiches Geſicht, eine reine leichte Sprache, gefällige Haltung und Bewegung der Gliedmaßen und ruhige Weiblichkeit. Von der allgemeinen Bildung der höheren Stände mochte wenig in ſie eingedrungen ſein; weder hoch noch gemein; weder ſcharf, noch matt; ſchienen alle ihre Fakultäten ein einziges ruhiges Element zu ſein.

Ich war bald mit ihr in angenehmen Geſprächen begriffen. Sie hörte aufmerkſam und antwortete ſo natürlich und ſicher, daß ich ihr bald ſagen mußte: mit ihr würde ich lieber eine Reiſe um die Welt machen, als mit den Andern eine Spazierfahrt von fünf Meilen. Sie ſagte darauf: der lange Mann ſei ein alter gefälliger Freund ihres Vaters, der alle Sommer einigemal ſeinen Beſuch abſtatte und die Hausuhren herſtelle. Der Conducteur ſei eigentlich die Urſache dieſer Reiſe; er habe den Vater um die Erlaubniß gebeten, das Pfingſtfeſt hier zu verleben, deshalb ſeien die Pferde geſchickt worden. Die Couſine ſei ein gutes Mädchen, das ihr in der Krankheit und nach dem Tode des Mannes treu beigeſtanden habe. Seitdem komme ſie oft, nähme vorlieb mit dem, was ſie fände und laſſe ſich überhaupt vieles gefallen.

Die Kinder hatten sich bald so an mich gewöhnt, daß sie mir überall nachliefen und da ich auch am liebsten mit ihnen im Freien war, so konnte ich eben nicht über Langeweile klagen. Inzwischen hatte ich einen Boten nach Berlin gesandt, der meine eigenen Pferde mit einer Chaise herbestellte; meine Wittwe hatte darin einen Platz angenommen und die Kinder freuten sich sehr, mit dem großen Vetter zu fahren. Desto bequemer fuhren nun die Andern auf ihrem offenen Wagen, denn nun konnte sich der Conducteur mit der Cousine recht ausplaudern und der Lattenmann sich satt schlafen, ohne daß es mich verdrießen durfte. Der Förster empfahl mir seine liebste Tochter auf Rath und That, und so schieden wir auseinander. — Der andere Wagen fuhr voran und ich mit meiner Wittwe anfänglich so sacht hinterdrein, daß wir uns nicht einander hinderlich zu sein brauchten.

Von meiner Wittwe erfuhr ich nun, daß beide Herren ein paar Freier waren und ohne gegenseitiges Wissen beim Vater um sie angehalten hatten; der Vater aber habe jedem gesagt, daß er über seine Tochter nicht mehr dispeniren könne, da solche selber Kinder habe und erwarte höchstens, daß sie bei einem so wichtigen Schritte ihren Vater zu Rathe ziehe. „Was meinen Sie, fuhr sie fort, welchen von den beiden Herren soll ich acceptiren? Ich bin 25 Jahr alt, deshalb ist der Conducteur

offenbar zu jung, und der andere könnte mein Großvater sein, dem also bin ich zu jung. Sie sind ein kluger Mann; Sie haben meinem Vater versprochen, mich mit Rath und That zu unterstützen; beides brauch' ich jetzt, und nicht wahr? Sie werden Wort halten? —"

Die Sache war allerdings sonderbar genug: Zwei Freier hielten um die Braut an und diese fuhr um die nämliche Zeit mit dem dritten davon. Ich leugne nicht, daß sich meine ganze Schelmerei hier regte; der Alte hatte verheirathete unzufriedene Kinder und der Conducteur war ein unbrauchbarer Mensch; beide waren arm und an eine Freude für dies gute Weib war nicht zu denken. Ich sagte daher der Wittwe: für diesmal könne sie meines Rathes enthoben sein, da aus ihrer Frage vollkommen hervorginge, für welchen sie sich entschieden habe. „Was habe ich gesagt?" fuhr sie schnell auf, „ich bin für keinen entschieden, ich wünsche nicht mehr zu heirathen."

Ueber dies Thema, das Stoff genug zur Unterhaltung enthielt, waren wir schnell genug in Berlin angelangt; die andern waren schon vorher angekommen und hatten sich sehr unzufrieden über mich bezeigt und gesagt: der herrschaftliche Wagen werde bald nachkommen, die Leute sollten nur gut aufpassen und so waren sie in vollem Unmuthe jeder seiner Wege gegangen.

Meiner Wittwe Haus ward nun gerichtet und ein Abendſchmaus krönte auch dieſe Feierlichkeit, welcher die nämlichen Gäſte beiwohnten. Unterdeſſen war allerlei vorgefallen: Der Conducteur hatte ſeit Pfingſten täglich ſeinen Morgenbeſuch abgeſtattet und ſich mit einem Frühſtücke bewirthen laſſen; gegen Abend kam der lange Mann, rauchte ſeine Pfeife Taback, aß und ſchlief nachher, bis er nach Hauſe ging; die Couſine, indem ſie ſich des Hausweſens annahm, war oft wochenlang dort und zuweilen nahmen alle drei das Mittagsmahl dort ein, ſo daß das gute Weib täglich drei ungebetene Gäſte zu ernähren hatte, die höchſtens ſich ſelber die Zeit vertrieben. Ich hatte mich wenig gezeigt, weil ich den Jammer nicht ſehen konnte und zum Lachen zu wenig aufgelegt war. Unterdeſſen hatten alle drei Zeit genug, eine Mine gegen mich anzulegen, die mir wenigſtens Schaden bringen ſollte. An dem Bau war ihnen alles nicht recht, und jeder mäkelte nach ſeiner Art, beſonders war alles zu koſtbar, zu ſtark und zu hoch. Außer dem Vorderhauſe ſollte noch ein Seitengebäude, eine Remiſe und ein Pferdeſtall gebaut werden. Der Conducteur hatte dazu Riſſe und Anſchläge gemacht, die unter meinen Preiſen und gegen meine Einſicht waren und unter der Hand mit Zuziehung des Vormundes der Kinder bereits einen Andern im Sinne, der dies bauen ſollte. An einem Sonn-

tage kam der erste Diener meiner Wittwe zu mir, welcher ein junger wohlgebildeter Mann war, mich hiervon zu unterrichten. Erst sagte er mir allerlei Schmeichelhaftes über die Anlage des Hauses, von der er behauptete, sie sei die beste für einen Kaufmann; er habe sich schon ausgedacht, wie alles stehen und eingerichtet werden solle, doch müsse er die schöne gute Frau bedauern, indem ihre täglichen Gäste einen guten Theil dessen verzehrten, was verdient würde. Die Cousine hole aus dem Laden, was sie brauche und schicke es zu ihrer Mutter, und die andern beiden Herren brächten noch Gäste mit und alle Tage ginge mehr darauf. Ich rieth ihm, dieses seiner Prinzipalin zu sagen, es sei dies eigentlich sein Amt und sie würde es ihm gewißlich Dank wissen. Er sagte, sie wisse es; sie habe auch schon mit ihm aus freien Stücken davon gesprochen, doch sei sie nicht dreist genug, dem Leben ein Ende zu machen und wenn dies nicht geschehe, könne nichts Gutes erfolgen. Das Ende seines Vortrages bestand nun noch in der Bitte, sein Vorsprecher zu sein, weil er die schöne Wittwe zu heirathen gedenke, wo dann schon alles anders werden solle.

Meine Wittwe fand jetzt Gelegenheit ihren Freiern auszuweichen, indem sie Abends meine Mutter besuchte, die in ihr eine balsamische Gesellschaft fand. Wo diese junge Frau ihre Hand hinlegte, heilte alles; was sie

angriff ging von Statten und was ſie anfing war ſo gut als fertig und ohne Geräuſch. Eines Abends hatte der lange Lattenmann ſeinen Beſuch wiederholt und da er die Wittwe nicht zu Hauſe fand, entſchloß er ſich, ſie zu erwarten. Nach 10 Uhr brachte ich ſie bis an ihr Haus und ging zurück. Hier eröffnete er ihr ſein Vorhaben, ſie glücklich zu machen; bei ihrem Vater habe er ſchon um ſie angehalten und ſei ſeiner Genehmigung gewiß. Sie ſchlug ihm ſein Begehren rund ab und ſetzte hinzu, ſo gern ſie ihn übrigens ſehen würde, ſo habe ſie doch als Wittwe und als eine Kaufmannsfrau die Nachrede der Kaufmannſchaft zu fürchten. Hierüber nun ward er höchlich entrüſtet, nannte meinen Namen und mich einen ſtolzen, hoffärthigen Mann, der doch auch nicht aller Weisheit Herr ſei, das könne man an dem Bau ſehen; der Conducteur wolle die anderen Gebäude um ein Bedeutendes wohlfeiler bauen ꝛc. —

Meine Mutter hatte jetzt einige heitere Tage, welche ich benutzte und die Wittwe bat, ſie zu beſuchen. Meine Mutter hatte ihre Freude an dem ſanften Weſen der jungen Frau und ſagte mir: „ſolch' eine Schwiegertochter möchte ich wohl um mich haben.“ Um ihr eine Freundin und Vertraute zu geben, heirathete ich ſie, die ich liebte, weil ſie von meiner Mutter geliebt wurde, und

als meine Mutter die Welt verließ*) war ich ſchon zum zweiten Male mit der jüngſten Tochter des Geheimen Finanz-Rath Pappritz**) verheirathet und hatte ein rundes Dutzend geſunder Kinder.

Von hier an lebte ich mein bürgerliches Leben ruhig fort und da meine zweite Frau eine edle Sängerin war, ſo beſtanden jetzt die meiſten meiner Compoſitionen in Singſtücken für ihre ſchöne Stimme.

Mit vorzüglichen Muſikern war ich in künſtleriſche Verhältniſſe gekommen; ich nahm Antheil an periodiſchen Kunſtſchriften, nebenher unterwies ich im Singen und in der Lehre vom Grundbaſſe, um mich ſelbſt darin mehr und mehr zu befeſtigen.

Seit dem Jahre 1789 hatte ſich nach und nach zuſammengefunden, was nachher zufällig den Namen: „Sing-

*) Zelters Mutter, Anna Dorothee Z. geborene Hinze, ſtarb den 30. April 1803.

**) Es iſt dieſelbe Julie Pappritz, die ſchon früher von Z. erwähnt wird. Julie Caroline Auguſte Z. geb. Pappritz, geboren zu Berlin den 28. Mai 1767, trat 1790 in den durch Faſch geleiteten Geſang-Verein, der ſpäter unter dem Namen: „Sing-Akademie" ſo berühmt ward. Sie ſang Anfangs im Alt mit, weshalb ſie auch wahrſcheinlich in Lichtenſteins Geſchichte der Sing-Akademie als Altſängerin aufgeführt wird; aber ſchon 1791 wird ſie als Sopranſängerin genannt, und war als ſolche ſtets die größte Zierde des Inſtituts.

Akademie erhielt und ſeine Stiftung meinem edlen Meiſter und väterlichen Freunde Faſch verdankt.

Faſchen's hinterlaſſene Werke beurkunden einen Mann, der lebenslang ſich mit der Harmonie beſonders beſchäftigt und in Abſicht ihrer Anwendung auf das Ernſte, Würdige, Gründliche, hingearbeitet hat.

Sein äußerlicher ſittlicher Charakter hatte ſich zuerſt an einem kleinen fürſtlichen Hofe und nachher in größeren Königlichen Dienſt-Verhältniſſen zu einer gehaltenen Perſönlichkeit gebildet, die weder anregend noch zurückſtoßend war. Eine prekäre Geſundheit und nothwendige Sparſamkeit hatten ſich die Hand geboten, weder viel zu erwerben, noch viel zu verſprechen.

Seine Erziehung und früheſte Umgebung war von der Art, daß er bei einem heitern bildſamen Naturell nothwendig ein vorzüglicher Tonkünſtler werden mußte; doch hatte ihn ſeine übergroße Beſcheidenheit an ein Zurückſichſtellen gegen andere Artiſten, wie Bach, Quanz und Geringere gewöhnt.

So trat er mit den erſten Mitgliedern der Sing-Akademie, gleichſam als ſeinen Schülern die erſten Uebungen an, mit ihnen ſeine Compoſitionen verſuchend, die er ſelber nur als Verſuche gab, wie überzeugt er auch im Stillen von ihrer Güte ſein mochte. Wenn eine gute Sache ſo angefangen und mit ruhiger Beharr-

lichkeit fortgesetzt wird, kann sie nicht anders, als gedeihen. Das ist der Anfang der Sing-Akademie, welcher auch noch in eine Zeit fällt, die nicht mit Musik überfüllt war, wie die jetzige.

Die ersten ordentlichen Zusammenkünfte der Sing-Akademie waren in einem Privathause,*) dessen Ton billiger Weise der Ton der guten Gesellschaft sein mußte; dadurch ward die ganze Sache nebenher behandelt und Fasch desgleichen. So schlich dies einige Jahre hin und an ein festes Wesen war kaum zu denken, ja alles wäre in sein Nichts versunken, wenn Fasch seine Intentionen hätte mit Nachdruck durchsetzen wollen.

Als der Jüngste, ich könnte wohl sagen, der Geringste unter Faschen's Schülern in der Harmonie, denn Röllig, Johannes, Seneyders, Rellstab, v. Bülow,**) waren

*) In den Tagebüchern der Sing-Akademie ist darüber von Fasch's eigener Hand folgende Bemerkung gemacht: „Im Sommer 1790 ist mit der Singe-Uebung der Anfang gemacht in dem Gartenhause des Herrn Geheim-Rath Milew. Die ersten Mitglieder waren: Discant: Dem. Dietrich, Mad. Bachmann, Dem. Schmalz, M. Preuß — Alt: Dem. Pappritz, Mad. Meffor, Dlle. Nobiling, Fr. Geheim-Räthin Meyer — Tenor: Hr. Seneyders — Baß: Herr Johannes, Herr Hofrath Zenkel. Einmal sangen das Chriſte aus der 16stimmigen Messe: Dem. Niclas als Gast; Dem. Pappritz, Alt; Herr Hurka Tenor, als Gast; Herr Johannes, Baß; Dlle. Dietrich 2. Sopran.

**) Der nachherige heldenmüthige Sieger bei Groß-Beeren und

alle weiter, da ſie eher angefangen hatten, als ich, war ich auch in dieſe Verſammlung getreten,*) ohne jemals auszubleiben.

Meine Kenntniſſe in der Tonkunſt bezogen ſich mehr auf's Praktiſche, da ich verſchiedene Inſtrumente mit Beifall ſpielte. Ein 30jähriger munterer doch ernſthafter Mann, der ich war, konnte ich kaum meine Ungeduld bezügeln. Was Faſch aus Höflichkeit und Menſchlichkeit lobte, um zu ermuntern, kam mir unerträglich vor, je behaglicher ſich Andere das Lob ohne Einſchränkung zueigneten; ja ich war in einer verzweifelten Stimmung, indem ich auf dieſem Wege nichts hoffte, denn was auch immer als gelungen gelten konnte, kam doch nur zärtlich, ja ängſtlich und gebunden an den Tag.

Die Zuſammenkünfte der Geſellſchaft geſchahen Dienstags, wie noch heute.

Man verſammelte ſich am Abend, man trank Thee, man ſprach, erzählte, kurz zerſtreute ſich und an die Sache ſelbſt ward nur nebenher gedacht.

Die Stücke waren nicht immer leicht, ja oft unbezwinglich und wollte es zuletzt nicht vor ſich gehen, ſo

---

Dennewitz. Von ſeiner Compoſition ward in ſeiner Gegenwart eine Meſſe in der Sing Akademie aufgeführt.

*) Erſt im Jahre 1791, als die Verſammlung bei der Frau Geh.-Rth. Pappritz ſtattfand, trat Z. ein und ſang beim Tenor mit.

legte man dies bei Seite, um etwas anderes nicht glücklicher zu versuchen. Ich zerrieb mich innerlich, um ein Mittel aufzufinden, Ordnung und Ernst in diese Sache zu bringen; das war aber nicht leicht, da ich gar nichts zu sagen hatte und Fasch, um nur einigermaßen zufrieden sein zu können, für jede Stimme immer noch wenigstens einen wirklichen Sänger dazu hat; gegen mich aber ließ Fasch so wenig Vertrauen sehen, daß er mich kaum an den Flügel ließ, denn wenn er selbst nicht spielte, so ließ er einen Andern, als mich, heran.

Endlich verabredete ich mit Einigen von uns, wir wollten jeden Montag vorher uns versammeln, um das ordentlich einzuüben, was wir Dienstags in Faschen's Beisein vortragen wollten.*)

Dadurch gerieth ich an den Flügel, und hier ging meine Regierung an. — Schon seit manchen Jahren hatte ich kleine Privatconcerte und Kirchenmusiken mit der Violine angeführt;**) so war mir die Sache nichts Neues und

*) Fasch sagt über die Vorübungen in einer eigenhändigen Notiz: „Ausgang des Sommers (1792) fing ich die Vorübung des Sonnabends mit denen an, die weit zurück waren: Herr Zelter setzte solche alsdann den Winter, bis an jetzo des Montags fort."

**) In der Schrift: „Bemerkungen eines Reisenden ꝛc." heißt es, bei Gelegenheit des durch C. F. Rellstab gestifteten Concerts für Kenner und Liebhaber: „Hr. Zelter, auch ein Schüler von Fasch, von dem zweierlei Variationen durch den Rellstab'schen

mit Freuden ſage ich es Denen, die mit mir waren, nach, daß ſie ſich vieles von mir gefallen ließen, was freilich dazu gehörte; denn hatte ich mir auch gute Stimmen gewählt, ſo waren doch die wenigſten von ihnen je angehalten worden, einen Ton ordentlich, wie ſich's gehört, hervorzubringen. Dadurch hatte ich nun der Mühe viel, und es vergingen Monate, ehe wir vom Flecke kamen; doch nach Jahr und Tag konnte Faſch bemerken, daß etwas neben ihm geſchah und nun fing er an, auch vertraulicher gegen mich zu werden.

Nach etlichen Jahren mochte die Geſellſchaft wohl zu einem Chor von 30 Perſonen und darüber herangewachſen ſein, als unſer Lokal zu eng und in ökonomiſcher Hinſicht läſtig für die Wohnung einer Wittwe ward.*) Die Mitglieder waren ſelten vollzählig und unſer Hauptſtudium, welches auf die Production eines 16ſtimmigen Kyrie und Gloria von Faſch ging, wurde zurückgehalten.

Hier entdeckte ich den runden Saal der Königlichen Akademie, welcher bis dahin ein bloßer Durchgang, eine

---

Notendruck bekannt ſind, die einen erfindungsreichen und geſchmackvollen Componiſten verrathen; dieſer iſt der eigentliche Anführer (des Orcheſters); er iſt ein aufmerkſamer und diskreter Violiniſt, der dabei große Kraft hat," ꝛc.

*) Die Verſammlung hatte ſeit dem 24. Mai 1791 meiſt in dem Hauſe der verwittweten Frau General-Chirurg Voitus (unter den Linden Nr. 59 ſtattgefunden.

Vorhalle der Akademie gewesen war; wirkte durch den damaligen Direktor Meil beim Curatorio und dem Senate der Akademie die Erlaubniß aus, hier unsere Uebungen fortzusetzen, wo wir ungestört, unabhängig, unentgeltlich mitten unter Künsten und Wissenschaften unsere Wohnung aufschlagen konnten. Fasch stimmte nach einigem Widerstreben ein, doch fanden sich neue Schwierigkeiten. Die Privatgesellschaft, meinten Einige unter uns, sei nicht mehr, was sie gewesen; Sänger und Sängerinnen wollten sie nicht werden und sehr bedeutende Mitglieder gingen aus dem Vereine. Fasch war etwas ängstlich dabei; ich suchte ihn zu ermuntern. Ganz hatte man nicht Unrecht; das neue Lokal sah sehr unerfreulich aus: schmutzige Wände, schlechte Dielen, zerschlagene Scheiben, unfeste Thüren und Fenster, ein Aufgang durch Pferdeställe, der Winter nahe. Im Saale war kein Ofen, ja selbst kein Raum, um einen zu stellen; alles das versprach wenig behagliches Dasein. Doch die Erlaubniß war da;*) nach dem Winter war ein Som-

*) Von Fasch's Hand findet man darüber folgende Notiz: „Nach erhaltener Erlaubniß des Curators der beiden Akademien, Sr. Exc. von Herzberg und Sr. Exc. von Heinitz, probirten wir den 12. October zum ersten Male auf dem Saale der Akademie, den 29. October 1792 sangen wir zum letzten Male bei Mad. Voitus, und dort erwählte ich die ältesten Mitglieder zu Vorstehern der Gesellschaft. M. Voitus, D. Didrich, M. Seebald, Hr. Geh.-

mer zu erwarten; die Wände konnten gereinigt, die Fensterscheiben hergestellt, der Fußboden gebessert werden; ich ließ mich nicht stören. Der Winter, die Kälte und Feuchtigkeit waren unerträglich. Wenn ich die Hände auf den Flügel legte, war es, als wenn ich auf stechenden Nägeln spielte. Mehr als einmal wurde gewünscht, wenigstens den harten Winter hindurch wieder ins alte Quartier zu ziehen; ich stimmte ein, aber es geschah nicht. Wenige Mitglieder ließen sich sehen, und die Gesellschaft bestand manchen Dienstag so armselig, daß wir kein Stück besetzen konnten. Die Mädchen jedoch waren

---

Rath Zenker, Hr. Pred. Messer, Hr. Hartung. Die Vorsteherinnen sollten die jungen Damen unter ihren Schutz nehmen und gemeinschaftlich mit den Herren Vorstehern die Oeconomie der Gesellschaft besorgen, so daß ich mir bloß die Musikal-Direction und was dahin gehört, vorbehielt. Die Vorsteher kamen deshalb den folgenden Sonntag Vormittag bei Mad. Voitus zusammen, und da ward ausgemittelt, daß jedes Mitglied monatlich 12 Gr. zur Bestreitung der Kosten zur Kasse beitragen sollte; doch waren von diesem Beitrage ausgenommen alle Musiker von Profession; denn da diese die Zeit, da sie sonst durch ihre Kunst Geld verdienen, unserer Akademie (dieser Ausdruck hier zuerst gebraucht) widmen, so leisten sie durch diesen Verlust ihrer Zeit schon mehr, als den Werth des Beitrages.

Herrn Zelter wählte ich deshalb nicht zum Vorsteher, weil ich ihn von Anfang an zu meinem Assistenten ausersehen, und die Folge hat meine Wahl vollkommen gerechtfertigt. Den 5. November wurde demzufolge die Akademie eröffnet, und die Vorsteher der Gesellschaft vorgestellt.

die Tapferſten. Eines Tages, als die Kälte unerträglich war, wollten die Meiſten wieder von dannen gehen. Eine unter ihnen legte ihre Muffe auf die Erde, kniete darauf, und wickelte ihre Füße in ihr langes Kleid, dies ahmten mehrere nach und zuletzt ſang die ganze Verſammlung in dieſer rührenden Stellung einen Choral, daß Faſch darüber in Thränen ausbrach. Das Bild dieſes Abends ſchwebt mir noch heute vor Augen; es war ein ſo rührender Anblick, daß ich dieſe kleine Begebenheit auf immer dem Gedächtniſſe aufzubewahren wünſchte. Nun wurde beſchloſſen, nach wie vor ununterbrochen hier zuſammen zu kommen, und wäre die Kälte zu groß, ſo wollte man ein einziges Stück ſingen, damit nur etwas geſungen, und die Uebungen nicht ganz unterbrochen würden.

Im Februar trat gelindere Witterung ein, und zugleich eine neue Laſt; der Schnee ging auf, das Dach des Akademiegebäudes war nicht feſt, und unſer Saal ſchwamm.

Auch hier fand ſich Rath: man legte zuſammen und es wurden 2 Fußteppiche angeſchafft, worauf die Frauenzimmer zu beiden Seiten des Flügels ſtehen konnten; die Männer behalfen ſich. Der erſte Sommer kam; unſer Beſtehen war noch jetzt immer auf den Beitritt anerkannter Artiſten gegründet: Fiſcher und ſeine Frau, Leh-

mann, Hurka, Johannes*), Kleinhans, Mad. Graziani mit ihrer Tochter, Mlle. Niclas, Reichardt, Seidel u. A. mußten gegenwärtig ſein, wenn etwas gelingen ſollte; dieſe mußten Dienſtag von Faſch beſonders eingeladen werden, das Schwere durfte nicht zu oft wiederholt werden, wenn die Theilnahme nicht vermindert werden ſollte; was alſo noth war, beſtand darin, für uns allein bald dahin zu gelangen, etwas zu leiſten. Wir waren auf Faſchens Compoſitionen beſchränkt, welche ſchwer ſind und geübte Sänger erfordern; und hatten wir auch unter uns mehr als eine ſchöne Stimme, ſo waren es doch nicht ſo viel, als wir bedurften. Faſch richtete uns daher einige Chöre von Haſſe und Händel ein, worin ich ihm beiſtand, indem ich mich auf ähnliche Art beſchäftigte; beſonders wurden Choräle geſungen. Was uns am meiſten zurückhielt, war Faſchens Kränklichkeit, die ihn öfter Monate lang im Hauſe hielt, denn war er uns bei der Muſik nothwendig, ſo war er auch uns unentbehrlich, weil ſein Daſein ſo Viele anlockte. Die Sache hatte ohnehin nicht mehr den Reiz der Neuheit und das Schädlichſte war, daß einige von Faſchens Freunden ſich merken ließen: die Sache würde nicht beſtehen können. Einen dieſer Unglückspropheten, der dieſe Meinung in meiner

*) Er ſtarb den 1. Januar 1792, nicht wie in Lichtenſtein's Verz. der Mitgl. der Sing-Akademie ſteht, 1790. —

Gegenwart äußerte, beſchied ich in ziemlicher Haſt: „Die Sing-Akademie wird länger beſtehen, als Sie! Warum reden Sie ſo, wenn die Sache gut iſt, da es Ihre Pflicht wäre, an Erhaltung zu denken?“ Er iſt längſt todt und ſeine Werke mit ihm. —

Hatte ich mich bisher leidend verhalten, ſo war es dieſe Rede und meine Erklärung dagegen, was mich beſtimmte, mit aller Kraft zu wirken und nicht von der Sing-Akademie zu laſſen, ſo lange Einer mit mir bleiben wollte.

Was der Sing-Akademie gleichfalls hinderlich, war, daß man zu groß angefangen hatte. Sechszehnſtimmige und achtſtimmige Stücke waren ſelten zu beſetzen,*) und von dieſen Stücken, welche einen großen Geſchmack, Styl und Ausdruck athmen, zu kleinen leichten Stücken überzugehen, mit denen wir eigentlich hätten anfangen ſollen, war keine leichte Ueberwindung. —

Die Benennung: Sing-Akademie entſtand nach

*) Die häufig eintretende Unmöglichkeit die 16ſtimmige Meſſe zu beſetzen, veranlaßte auch Faſch im Jahre 1792 achtſtimmige Stücke zu ſchreiben; von ſeiner Hand findet ſich darüber folgende Notiz: Da Frau Geh. Rth. Mever und Dem Graziani von der Geſellſchaft abgingen ꝛc., ſo mußte ich die 16ſtimmige Meſſe bei Seite ſetzen. Ich ſchrieb deshalb den achtſtimmigen 51. Pſalm miserere mei, und dieſes unterhielt uns den ganzen Sommer durch. —

und nach daher, weil ſich ſingende Stimmen in den Mauern einer wirklichen Akademie verſammelten, und da das ganze Publikum ſich dieſer Benennung bediente, ſo iſt ſie geblieben.

Die Uebungen wurden regelmäßig zweimal in der Woche fortgeſetzt, und am 3. Auguſt des Jahres 1800, als der edle Stifter Faſch ſtarb, war die Anzahl der Mitglieder ſeit 8 Jahren von 30 bis auf 148 angewachſen.

Hier endet Zelter's Lebensbeſchreibung von eigener Hand und nun beginnt für den Herausgeber der ſchwierigſte Theil der Arbeit, ein aus zerſtreuten Notizen, Briefen, den Annalen der Singakademie und den Erinnerungen Ueberlebender geſammeltes Material ſo zu bearbeiten, daß der Leſer nicht das durch den naiven Reiz der Autobiographie erweckte Intereſſe verliere. In Zelter's eigenthümlichem Style, den Schleiermacher in ſeiner Leichenrede mit höchſtem Lobe belegte, fortzufahren, wird nicht gelingen. Ebenſo wenig läßt ſich eine gewiſſe Lückenhaftigkeit vermeiden, deren Urſache nicht dem Fleiße des Bearbeiters, ſondern dem Mangel eigenhändiger Aufzeichnungen zugeſchrieben werden möge. Aber das thätige Leben eines Mannes von ſo bedeutendem Einfluſſe auf alle künſtleriſche Beſtrebungen in ſeinem Vater-

lande, eines wahrhaft deutſchen Mannes, in ſeinen Grundzügen treu und charakteriſtiſch darzuſtellen, das wird hoffentlich gelingen.

Mit dem Tode Faſch's übernahm Zelter ſelbſtſtändig die Leitung der Singakademie. In dem ſogenannten Präſensbuche derſelben finden wir von ſeiner Hand unterm 3. Auguſt 1800 folgende Bemerkung: „Sonntags, den 3. Auguſt iſt der rechtſchaffene Faſch Nachmittags um halb vier Uhr geſtorben und von hier an werde ich, ſein Freund und Schüler, dieſes Buch und die Singakademie fortſetzen."

Am 15. Auguſt verſammelten ſich zum erſten Male nach Faſch's Tode die Mitglieder zu gemeinſchaftlicher Uebung. Zelter ſchreibt darüber: „53 Perſonen ſangen mit Thränen und gerührtem Herzen den 11. Choral und das Requiem von Faſch. Ich machte der Geſellſchaft das letzte Lebewohl des Seligen bekannt, welches wörtlich unten folgt:

Es wird wohl Niemandem von uns mehr unbekannt ſein, daß unſer rechtſchaffener Freund und Stifter ſein ſchönes fruchtbares Leben ſanft geendigt hat; allein ich habe von ihm den officiellen Auftrag, ſeinen Tod unter uns bekannt zu machen und Ihnen Allen ſein letztes Lebewohl zu ſagen. Er läßt Jedem von Ihnen

beſonders auf's Innigſte danken für die vielen Beweiſe aller ihm erzeigten Achtung und Liebe, deren Gefühl ſein Herz bis zur letzten Stunde fröhlich erhalten hat. Er verſichert Sie alle ſeiner unbedingten Zufriedenheit, die er mit in jene Welt genommen und hofft von Ihrem Wohlwollen gegen ihn, daß Sie ſein Andenken mit der gewohnten Einigkeit ehren werden, die der einzige und höchſte Zweck der Kunſt iſt.

Uebrigens hatte zu dieſer Zeit, als er das ſchwierige Ehrenamt übernahm, Zelter ſchon einen nicht gewöhnlichen Ruf als Tondichter. Bereits am 13. Auguſt 1796 hatte er einen Brief von Schiller erhalten, unter der Adreſſe: Herrn Zelter, berühmten Muſikus in Berlin, deſſen Inhalt alſo lautet:

„Ihre ſchönen Melodien zu den Göthe'ſchen Liedern haben mir den Wunſch eingeflößt, die muſikaliſchen Stücke meines diesjährigen Muſenalmanachs von Ihnen geſetzt zu ſehen. Vielleicht hat Ihnen Herr Geh.-Rath Göthe ſchon ein Wort davon geſchrieben, denn auch Er wünſcht es ſehr u. ſ. w.“

Durch dieſen Brief trat Zelter in nähere Beziehung zu Schiller, der offenbar an ſeiner kernhaften Natur ebenſo großen Gefallen fand, wie an ſeinen Compoſitionen und ihm nunmehr in raſcher Folge mehrere Briefe ſandte, die bald in den Ton des freundſchaftlichen Verkehrs ſie-

len. Als Schiller ſpäter nach Berlin kam, führte die perſönliche Bekanntſchaft zu noch engerer Verbindung, die leider nur zu früh durch den Tod des großen Dichters abgebrochen wurde.

Etwas früher bereits hatten ſich Beziehungen zwiſchen Göthe und Zelter durch die Unger'ſche Familie entwickelt, welche Compoſitionen Göthe'ſcher Lieder von Zelter nach Weimar geſandt hatte. In Folge deſſen ſchrieb Göthe an Madame Unger: „Muſik kann ich nicht beurtheilen, denn es fehlt mir an Kenntniß der Mittel, deren ſie ſich zu ihren Zwecken bedient; ich kann nur von der Wirkung ſprechen, die ſie auf mich macht, wenn ich mich ihr rein und wiederholt überlaſſe; und ſo kann ich von Herrn Zelter's Compoſitionen meiner Lieder ſagen: „daß ich der Muſik kaum ſolche herzliche Töne zugetraut hätte.“ Ein direkter Verkehr zwiſchen beiden Männern entſtand aber erſt 1799. — Eigenthümlich iſt, daß Zelter bisher für die Lieder-Compoſition ſich nur wenig begabt hielt; denn in einem für Herrn Gerber verfaßten kurzen Curriculum vitae von 1793 ſchreibt er: „Was ich bis jetzt componirt habe, beſteht in drei kleinen Werken Variationen für das Clavier über drei verſchiedene Thema und einer Clavier-Sonate, die ſämmtlich in Berlin bei Herrn Rellſtab gedruckt ſind; ferner in einer nicht geringen Anzahl kleiner Lieder, wo-

von die beſten in mehreren Werken zerſtreut abgedruckt ſind. Allein ſelbſt dieſe Beſten ſind nicht von beſonderem Werth, weil mir dieſe Art von Compoſitionen niemals recht hat gelingen wollen. Sie ſind meiſtentheils auf Anſuchen meiner Freunde, oder beſondere Gelegenheiten gemacht. Innern Drang zu dieſen Arbeiten habe ich nie gehabt."

Nichts deſto weniger waren es gerade die Lieder-Compoſitionen, die zuerſt die Aufmerkſamkeit der Muſikfreunde und Kenner auf ihn lenkten. Als Mann war Zelter im Jahre 1800 bereits ein vollſtändig gereifter, in ſich abgeſchloſſener Charakter. Der Grundzug ſeines Weſens war eine Geradheit und Wahrhaftigkeit der Geſinnung und Geſinnungsäußerung, die bisweilen in Derbheit, ja in Schroffheit überging. Ein ſicheres Gefühl geiſtiger und körperlicher Geſundheit und Kraft lebte in ihm, hinderte ihn aber nicht, jede überlegene Kraft mit einer liebenswürdigen Beſcheidenheit und Verehrung anzuerkennen. Rührend iſt namentlich die Pietät, mit der er Faſch verehrte und jede Gelegenheit benutzte, das Andenken dieſes vortrefflichen Mannes friſch und rege zu erhalten.

In den Gebieten des Wiſſens und Könnens, wo er ſich ſicher fühlte, trat er gern als abſoluter Herrſcher auf, aber er hielt ſich weder jetzt noch je in ſeinem ſpä-

tern Leben für vollkommen abgeschlossen in seiner Bildung und weiterer Belehrung überhoben. — Im Gegentheil erstreckte sich sein Wissensdurst auf Alles ihm irgend Zugängliche und die Kunststudien seines nachmals innigsten Busenfreundes Göthe fanden in ihm den lernbegierigsten Jünger. Hiervon zeugt eine große Menge in seinem Nachlasse vorgefundener Auszüge und Aufsätze, welche alle Kunstgebiete berühren.

Als Künstler befand er sich zur Zeit noch in einer Entwickelungs-Periode. Die Schule war noch nicht überwunden und die Form beherrschte den Geist. Selbst in den Liedern waltete noch die steife und gesuchte Manier vor, die in damaliger Zeit modisch genannt werden durfte und darum glaubte Zelter sich für diese Art von Compositionen nur wenig begabt, weil er noch nicht wagte, seiner eigenen Natur die Zügel schießen zu lassen und aus dem Herzen heraus zu schreiben. Diese Freiheit musikalischer Ergießung aus dem Innern heraus, nachdem die Beobachtung der Form gewissermaßen Natur geworden, war erst einer spätern Lebensperiode vorbehalten, deren reife und erquickende Frucht wir weiterhin zu betrachten Gelegenheit nehmen werden.

Mit 148 klingenden Stimmen ließ sich schon etwas Tüchtiges leisten, und noch im Jahre 1800 fand sich eine Gelegenheit dazu. Fasch hatte vor seinem Ableben

den Wunsch geäußert, daß die Singakademie zum Besten des Berliner Bürger-Rettungs-Instituts ein Concert veranstalte. In Uebereinstimmung mit den Vorstehern, Professor Hartung und Geh.-Rath Zenker wählte Zelter das Mozart'sche Requiem und die Aufführung, welche am 8. October in der Garnisonkirche stattfand, ergab ein erfreuliches Resultat als künstlerische Leistung und in pecuniärer Hinsicht. Seine Notiz darüber in dem akademischen Präsensbuche schließt Zelter mit den Worten an Fasch, den intellectuellen Urheber des Concerts: „Und nun lebe wohl, Edelster der Menschen! Dein Geist ruhe auf mir! Deine Kunst vermag ich nicht zu erreichen, aber Deine Liebe soll mir bis in mein Grab folgen." Bemerkt wird zugleich, daß von den sämmtlichen Orchester-Mitgliedern der einzige Semmler sein Honorar wieder zurückgeschickt habe. Wir erwähnen dies um so lieber, da es ein kleiner Stein zu dem Ehrendenkmal ist, das sich der kürzlich verstorbene Semmler in den Herzen Aller, die ihn gekannt, aufgebaut hat. —

Zelter nahm sich nun mit aller Energie seines Geistes der Pflege des Instituts an, in welchem sein ferneres Leben aufgehen sollte. Namentlich war ihm die Ausbildung schöner Stimmen der Mitglieder zum Solegesange eine besonders wichtige Aufgabe, da bisher nur mit Hülfe der Sänger von Fach Aufführungen von Be-

lang ermöglicht werden konnten und mit der edlen Uneigennützigkeit, die ihn bis an sein Ende auszeichnete, opferte er diesem Zwecke unentgeltlich Zeit und Kräfte. Eine große bauliche Reparatur des Akademie-Gebäudes nöthigte im Frühling 1801 die Singakademie, sich nach einem andern Lokale für ihre Uebungen umzusehen. Der Consistorial-Rath Teller bewilligte zu diesem Zwecke die Räume der Petrikirche und vom 4. April an, nachdem noch in der Aufführung der Graun'schen Passion im Opernhause zum Besten der Madame Bachmann die Singakademie am Charfreitage den 3. April mitgewirkt hatte, versammelte man sich zu gemeinschaftlichen Uebungen daselbst und sang theils a capella, theils mit Orgelbegleitung.

Es ist dies wohl der Ort, über das Sing-Vereinswesen Berlins zu berichten. — Vorher hatte dasselbe hier zwar eine günstige Stätte gefunden, aber doch keiner der begründeten Vereine sich dauernd erhalten können. Den ersten kleinen Versuch dieser Art machte um 1724 der Domschullehrer Hayne. Er veranstaltete nämlich in dem Dom-Schulhause in der Brüder-Straße Singübungen, an denen nicht nur seine Schüler und Schülerinnen, sondern auch Freunde der Tonkunst Theil nahmen. Friedrich Wilhelm I., der im Vorbeireiten diese Gesangs-Uebungen mit Wohlgefallen hörte, munterte den wackern

Hayne zu fernerem Streben dadurch auf, daß er ihn zum Lehrer des Kronprinzen, des großen Friedrich, einsetzte. Hierdurch wurde allerdings der kleine Verein gehoben und auch Friedrich wandte demselben einen Theil des Wohlwollens zu, das er seinem Jugendlehrer bis an dessen Ende bewahrte. Nach Hayne's Tode übernahm der Anhaltiner Sack, ein achtungswerther Schulmann und Tonkünstler, die Leitung des Vereins und suchte für denselben die Theilnahme edler Männer und Frauen zu gewinnen. Nachdem er als Volks- und Singelehrer das Gute und Schöne redlich gefördert, verließ er im Jahre 1763 die Erde.

Sein Nachfolger, der rühmlich bekannte Schaale, Mitglied der Königlichen Kapelle zog den Verein aus dem bisherigen Lokale in seine Wohnung und nun verlor derselbe seinen öffentlichen Charakter. Später errichtete der Musiklehrer Patzig, von Künstlern unterstützt, ein Concert für seine Schüler und Schülerinnen und regte durch sein Beispiel den Dom-Organisten Willmann zu einem ähnlichen Unternehmen an. Bedeutender indeß nach Zweck und Mitteln war das schon früher entstandene Liebhaber-Concert. Dieser Verein, kurz nach dem 7jährigen Kriege von Kennern, Beschützern und Freunden der Tonkunst begründet, löste sich erst nach etwa 30jährigem Bestehen wieder auf. Den letzten Versuch zur

Begründung eines Sängervereines, bevor die schnell aufblühende Singakademie alle bisherigen Bestrebungen überflügelte und in sich concentrirte, machte der Königliche Kapellmeister Reichardt. Er bewirkte zwar, ungeachtet der rastlosen Bemühungen des Kammermusikus Müller und des überaus thätigen Künstlers und Verlegers Rellstab, die Auflösung des Liebhaber-Concerts, vermochte aber selbst nichts Dauerndes zu schaffen.

In jenem Vereine, dem der Name des Liebhaber-Concerts beigelegt war, wurzelte von 1766 an bis nahe ans Ende des Jahrhunderts alle musikalisch-künstlerische Bestrebung Berlins. Von ihm wurde Graun's und Rammler's Passionsmusik an jedem Charfreitage aufgeführt und zum Gemeingut der Nation gemacht; in ihm glänzte als bedeutendste Sängerin die bereits erwähnte Charlotte Wilhelmine Caroline Bachmann, geb. Stöwe, welche späterhin das Privilegium erhielt, die Graun'sche Musik zu ihrem Besten alljährlich zu geben und dafür stets die bedeutendsten Kräfte zu gewinnen wußte, u. A. die Mara.

Als Fasch die Singakademie stiftete, schloß sich aus Liebe zum Stifter die Bachmann dem neuen Vereine sogleich an und wurde bald gleichsam der Mittelpunkt, um den sich die Frauen und Jungfrauen zutraulich sammelten, um von ihr Belehrung, Muth und Sicherheit

zu gewinnen. Aus Dankbarkeit unterſtützte daher von 1797 bis 1806 die Singakademie die Künſtlerin bei ihren Aufführungen des Todes Jeſu, gewann aber dadurch auch einen neuen Boden für ihre Kräfte und ihr Wachsthum.

So und unter ſolchen Verhältniſſen war bis zum Jahre 1800 die Singakademie muſikaliſche Alleinherrſcherin in Berlin geworden und Zelter hatte Urſache, ſich glücklich zu ſchätzen, der Diktator einer ſolchen Macht zu ſein. So ſehr ihm die Pflege der Kunſt im Schooße des Vereines Hauptſache, alle Wirkung deſſelben nach Außen nur Beiwerk war, ſo fühlte er doch ganz richtig, daß öffentliche Productionen für den Verein ehrenhaft, vortheilhaft und zu unabläſſigem Weiterſtreben ermunternd wären. Er veranſtaltete daher am 29. September 1801 eine Aufführung in der Petrikirche, wozu etwa 2000 Billets unentgeldlich ausgegeben wurden; jedoch ſollten die Zuhörer einen freiwilligen Beitrag für die Armeen in eine an der Thür aufgeſtellte Büchſe legen.

Die Einnahme für die Armeen betrug 144 Thaler, eine damals bedeutende Summe, erhöhte den Ruf der Akademie und begründete das Vertrauen in den Leiter derſelben.

Mit dem Beginne des neuen Jahres erfreute ſich Zelter einer beſonderen Ehre, indem die verewigte Köni-

gin Louise mit den Prinzen Georg und Friedrich von Preußen die Singakademie besuchte, den Gesängen längere Zeit mit Wohlgefallen zuhörte und von da an bis an Ihr leider zu frühzeitiges Ableben eine gnädige Gönnerin des Instituts und seines Directors blieb.

Kurz darauf unternahm Zelter seine erste Reise nach Weimar und überließ Herrn Lauska die Leitung der Singakademie während seiner Abwesenheit. Er ging zuerst nach Leipzig, von dort am 19. Februar nach Jena und von Jena am 23. ejd. nach Weimar, wo er fünf Tage in Göthe's Hause verlebte. — Am 8. März Nachmittags zurückgekehrt, begab er sich sogleich nach dem Akademie-Gebäude und trat sofort wieder seine Funktionen an. Wie bereits erwähnt, siedelte im Anfang des April desselben Jahres die Singakademie, einer baulichen Reparatur des Akademie-Gebäudes wegen, nach der Petrikirche über. Die Wiedereröffnung der Singübungen im alten Locale am 27. October und die Aufstellung des Brustbildes des verewigten Fasch daselbst an diesem Tage gab Zelter Anlaß, eine Rede zu halten, die leider zu groß ist, um ganz mitgetheilt zu werden, aber auch zu gedankenvoll und inhaltreich, als daß ein Auszug genügen könnte. Vielleicht findet sich in einem Anhange Raum und Gelegenheit zu dieser und ähnlichen Mittheilungen, da auch in folgenden Jahren Zelter bei geeigneten Ge-

legenheiten, namentlich an den Geburtstagen des hochſeligen Königs, Reden gehalten hat, die nach Styl und Inhalt muſterhaft genannt werden dürfen. Im Juni 1803 unternahm Zelter eine zweite Reiſe nach Dresden und Weimar. Dieſer Beſuch und die Lectüre Cellini's erweckten in ihm von Neuem die lebendigſte Sehnſucht nach Italien, der ſich nur ſeine häuslichen Verhältniſſe, namentlich aber die Nothwendigkeit, durch Fortſetzung der übernommenen Bauten ſeinen und ſeiner Familie Lebensunterhalt zu erwerben, entgegenſetzte. Da eröffnete der Geh.-Rath von Wolfzogen ihm die Mittel und Wege, das Ziel ſeiner Sehnſucht zu erreichen. Die Verſuchung war groß, um ſo größer, als die Anregung von Weimar ausging und der Freund die Einleitungen zu dem Unternehmen übernommen hatte. Zelter ſchreibt darüber: „Was für Talente und Producte könnte ich vorzeigen, um mich einer für mich ſo koſtbaren Unternehmung würdig zu beweiſen? Da alles noch in mir wie im Schooße der Mutter ruht und auf eine Zeit hofft, die wohl niemals erſcheint. Jeder Nerv meines Geiſtes fängt erſt jetzt an, ſich nach und nach loszumachen von Bändern und Schienen, die Zufall und Gehorſam ihm angelegt hatten und nun, da ich immer verſtändiger und zahmer werden ſollte, fühle ich mich, wie ein junges Pferd, das zum erſten Male ſeine Freiheit ahnet. —

Beinahe 30 Jahre habe ich die Laſt und den Druck getragen, die mich auf dem flachen Boden halten, indem mich eine unbekannte Macht nach oben zieht und ich lebe noch und kann noch ruhig ſcheinen, wo die höchſte Anſtrengung meines Leibes und Gemüthes nicht ſichtbar werden ſoll."

So blieb denn wiederum das Sehnen ungeſtillt, das auch in Zukunft nie erfüllt werden ſollte. Deſto eifriger wurde in den betretenen Bahnen fortgeſchritten und dort allerdings immer mehr das Ziel erreicht, nach dem hingeſtrebt wurde. Aeußere Anregungen blieben auch nicht aus. Am 14. Februar 1804 beſuchte der König mit ſeinem ganzen Hofe die Singakademie und Zelter hatte die große Freude und Genugthuung, daß ihm der König ſeine Zufriedenheit bezeigte und ihm perſönlich viel angenehme Dinge ſagte.

Am 15. Mai deſſelben Jahres beſuchte Schiller die Verſammlung und hörte ſeine Ode an die Freude.

Während dieſes Winters (1803—4) hatte Zelter eine literariſche Abhandlung ausgearbeitet, die den Zuſtand des Kunſtweſens im Preußiſchen Staate betraf. Der neue Curator der Akademie der Künſte, Freiherr von Hardenberg, hatte nämlich bei der Beſtätigung zu ſeinem neuen Amte ſämmtlichen Mitgliedern der Akademie die Auflage gemacht: ein Jeder ſolle ſeine Vorſchläge

und Gutachten zur Verbesserung der einzelnen Kunstzweige und der Akademie selber einreichen. Dies veranlaßte auch Zelter, da er — wie er selbst schrieb — einmal verdammt war, alles, wozu er Beruf habe, unberufen zu thun, seine Arbeit der Behörde einzusenden. Derselbe erörterte zunächst die beiden Fragen des Ministers: wie eine Kunstakademie auf Manufactur und Gewerbe Einfluß haben und wie die Akademie an und für sich vervollkommnet werden könne?

Zelter bewies, daß, wenn eine Akademie auf Manufactur und Gewerbe Einfluß haben sollte, dieselbe erst an und für sich den erreichbaren Grad von Vollkommenheit erlangt haben müßte. Als Grundidee einer Vervollkommnung der Akademie, welche in gegenwärtiger Verfassung eben unvollkommen sei, stellte er auf, daß dieselbe nicht einzelne Kunstzweige mit Vorliebe umfassen, sondern alle mit gleicher Liebe und gleichen Mitteln hegen und pflegen müßte. Bisher sei die Musik gänzlich von den akademischen Künsten ausgeschlossen worden und doch sei gerade diejenige Gattung der Musik, welche von der Singakademie ausschließlich kultivirt werde, nicht nur von größter Wirkung auf die Veredelung des Herzens und Hebung des sittlichen Gefühls, sondern sie gerade wäre auch ein geeignetes Mittel, der Irreligiosität, welche durch den Einfluß der revolutionären Bewegungen des

vorigen Jahrhunderts ſelbſt in den ſogenannten gebildeten Kreiſen eine fürchterliche Macht gewonnen, entgegen zu wirken. Zelter führte den letzten Satz mit der ganzen Offenheit ſeines Weſens, die das herbſte Wort nicht ſcheute, ausführlich durch, knüpfte hieran den Beweis, wie eine Unterſtützung des üblichen Gottesdienſtes durch die heilige Muſik geeignet ſei, dem ganzen Ritual eine höhere Würde und eine tiefere Wirkungskraft zu geben und beantragte ſchließlich als erſten Schritt zur Vervollkommnung der Akademie die Unterſtellung der Singakademie unter das Curatorium der ſchönen Künſte.

Wie er ferner die zweite Frage, bezüglich des Einfluſſes der Kunſtakademie auf Manufactur und Gewerbe auffaßte und beantwortete, kann übergangen werden.

Das Curatorium nahm die Abhandlung gnädig auf und der Miniſter ſchrieb ſogar, daß er darauf zu reflectiren geſonnen ſei.

Göthe, der ſich den Aufſatz nach Weimar ſenden ließ, ſprach ſich darüber mit höchſtem Lobe aus, aber er ſetzte Folgendes hinzu:

„Nun wollten wir (die Weimarſchen Freunde) aber um der Wirkung willen Ihnen an's Herz legen, daß Sie womöglich die Oppoſition, in der Sie mit der Zeit ſtehen, verbergen, auch überhaupt mehr von den Vortheilen, welche Religion und Sitten aus einer ſolchen

Anſtalt ziehen, als von denjenigen ſprächen, welche die Kunſt zu erwarten hat. Zu dem Guten, von dem wir überzeugt ſind, die Menſchen zu bewegen, dürfen wir uns nicht unſerer Argumente bedienen, ſondern wir müſſen bedenken, was ohngefähr die ihrigen wären."

Schiller ſchrieb in ähnlicher Weiſe: „Ihren Aufſatz habe ich mit rechter Freude geleſen. Er iſt aus dem Innerſten herausgeſchrieben und dies Gepräge trägt er in jeder Zeile. Aber weil er eben den kranken Theil ſo gut trifft und der Kunſtpfuſcherei ſo offen und ehrlich den Krieg ankündigt, ſo möchte er, ſo wie er iſt, nicht ganz dazu geeignet ſein, die Gunſt derjenigen zu gewinnen, die doch zur Ausführung die Hände bieten ſollen. Was Ihnen Göthe darüber ſchreibt, iſt auch meine Ueberzeugung. Sie werden Ihre herrlichen Argumente in petto behalten und auf diejenigen ein Gewicht legen müſſen, die von dem politiſchen Zeitbedürfniß hergenommen ſind.

Hierin lag eine Lebensregel, gegen die Zelter ſein Lebelang oft verſtieß, weil er ſtets nur die Sache, wie ſie war, in's Auge faßte und aus dem Herzen heraus darüber ſchrieb oder ſprach, nie aber den Perſönlichkeiten und Verhältniſſen Rechnung trug, auf die er wirken wollte. Wir heben dieſen Punkt hier heraus, weil manche

spätere Verdrießlichkeit, die er erfuhr, hierin ihre Quelle fand.

So hatte denn auch seine Arbeit keinen weitern Erfolg als den, ihm das Vertrauen und Wohlwollen des Ministers zu erwerben und den Einfluß anzubahnen, den er später auf alle musikalischen Zustände in Preußen eine Reihe von Jahren hindurch ausübte.

In gewohnter Handwerksthätigkeit, in musikalischen Uebungen, in fortdauerndem Streben nach höherer Bildung, als ihm im Jünglingsalter die Verhältnisse gegönnt, verfloß Zelter das Jahr 1804, doch nicht ohne ihm an seinem Geburtstage die ehrende Anerkennung seiner Bemühungen und Verdienste um die Singakademie durch eine von dieser veranstaltete Festlichkeit zu bringen.

Der Tod der verwittweten Königin-Mutter veranlaßte Zelter am 12. März 1805 in der Singakademie eine Trauerfeierlichkeit zu veranstalten und am 21. Mai wurde zum Ehren-Gedächtnisse des kürzlich verstorbenen Schiller ein Requiem gesungen. Eine Zusammenkunft mit Göthe in Lauchstädt im Anfange des August gewährte den höchsten Genuß, ohne den eigentlichen Zweck einer gemeinsamen Arbeit zu Schillers Todtenfeier zu Weimar zu erfüllen, da Zelters Antheil daran in den anstrengendsten Berufsarbeiten unterging. Hierzu kam noch die Unruhe, welche die auftauchenden kriegerischen

Gerüchte in den Gemüthern erweckten. Die erhöhete Thätigkeit in einem Miniſterium, das Krieg und Kunſt zugleich verwalten ſollten, die Anweſenheit höchſter Herrſchaften, des Kaiſers von Rußland namentlich und die damit verbundenen Befürchtungen politiſcher Conflicte thaten allem künſtleriſchen Leben Eintrag und das Jahr verſtrich in Beſorgniſſen, die leider nur zu bald eine fürchterliche Beſtätigung finden ſollten.

Den Anfang des Jahres 1806 erhellten noch frohe Stunden, welche die Singakademie in vollem Flore, geprieſen und anerkannt, mit Dank und Ehre erhabenen Perſonen vorgeführt, ihrem Director gewährte. Da traf am 17. März der erſte vieler harten Schläge, die auf einander folgen ſollten, das warme Gemüth des in glücklichſter Ehe lebenden, mit vielen Kinder geſegneten Mannes, der Verluſt ſeiner zweiten Gattin, Julie, geborene Pappritz. Ihr Tod traf den Gatten und den Künſtler gleich hart, denn ſie beſaß neben den höchſten Tugenden des Weibes, die ſchönſte Stimme und die trefflichſte Geſangweiſe, ſo daß ſie es wagen durfte, in einem Concerte mit der Mara zu ſingen.

Zelter ſchreibt darüber folgende ſchöne Worte an Göthe:

„Was ich anfangen, wie ich es tragen werde, weiß ich noch nicht. Ich bin nun wieder allein und hoffe.

Wenn ich sage, daß in den 10 Jahren unserer Ehe nur eine Stimmung und Gesinnung über alles Aeußere und Innere unter uns gewesen ist, daß keine Faser an ihr war, von der ich nicht geliebt wurde, so sage ich: sie verdiente von Ihnen gekannt zu sein, denn dies gehörte zu ihren Wünschen."

In so trüben Tagen, in den Sorgen eines Haushalts mit 11 lebenden Kindern hielt den wackern Mann nur die Stärke seines Charakters, eine angestrengte Thätigkeit, und die unendliche Theilnahme zahlreicher Freunde, vor Allen, des innigst geliebten Göthe, aufrecht, und den schlaflosen Nächten dieses Jahres verdankt die voranstehende Selbstbiographie ihre Entstehung.

Bald sollte des Vaterlandes Fall, die schreckliche Folge der Jenaer Schlacht, das Maaß des Unglücks füllen; denn zu den Schmerzen des Patrioten gesellten sich noch die Sorgen um die Verpflegung zahlreicher feindlicher Einquartirung.

Als Napoleon vor den Thoren Berlins erschien, ging ihm der Magistrat entgegen und erhielt bei dieser Audienz den Abschied, indem der Kaiser erklärte: er wolle nur mit Bürgern der Stadt, aber nicht mit Behörden der bisherigen Regierung, wenn sie keine Bürger seien, zu thun haben. Der Magistrat mußte deshalb 2000 Bürger zusammenrufen, welche aus ihrer Mitte 60 wähl-

ten, aus welchen die Besteller der Geschäfte genommen werden sollten.

Diesen 60 Bügern wurde nun aufgegeben, aus ihrer Mitte Sieben zu wählen, welche ein Comité administratif bilden und die oberste bürgerliche Behörde der Stadt repräsentiren sollten. Unter diesen Sieben sollten 4 Kaufleute, 1 Fabrikant, 2 Handwerker sein. Dies Comité ward nun auf's Rathhaus gerufen, um dort seinen Repräsentanten zu wählen. — Die Wahl fiel auf Zelter, der sie aber sogleich ablehnte, weil er der französischen Sprache nicht genug mächtig war und den Buchhändler Delagarde vorschlug, welcher denn auch gewählt wurde. Dies Comité ward nun nebst dem bisherigen Ministerium und allen Königl. Dikasterien auf dem Schlosse dahin vereidet, die französische Armee gehörig verpflegen und keinen Briefwechsel mit den Feinden der französischen Monarchie unterhalten zu wollen.

Das Geschäft des Comité bestand darin, Alles, was von dem Gouvernement für den Theil der Armee gefordert würde, der die Mittelmark occupirte, von den Einwohnern der Stadt zu erheben und abzuliefern. Als Mitglied des Comité administratif befand sich Zelter in einem ihm fremden, ja widerstrebenden Elemente. Die lange Dauer eines so unbehaglichen Amtes, welches die damit Betrauten beinahe mit den Unterdrückern iden-

tifizirte und einen Theil jenes Haſſes und Mißtrauens gegen das fremde Gouvernement auf die unſchuldigen Vollſtrecker ſeiner Befehle hinlenkte, mußte Zelter um ſo tiefer herabſtimmen, als er gerade von der Bürgerſchaft ſeinen Erwerb bezog und ſein Gefühl als Menſch und Patriot ſich gegen die ihm obliegenden Geſchäfte empörte. Dieſer Zuſtand, ſchon während des Krieges faſt unleidlich, wurde nach dem Tilſiter Frieden, nachdem anſcheinend der Grund zu fernerer Bedrückung der Bürgerſchaft weggefallen war und Alles ſich Hoffnungen auf Befreiung von der Laſt der außerordentlichen Beſteuerung, auf Wiedererweckung des Verkehrs und Handels hingegeben hatte, völlig unerträglich und anſtatt des Dankes für die Qual eines ſolchen Amtes, das er in Würde und ſonder Intereſſe mit Widerwillen ehrenvoll verwaltet, durfte Zelter froh ſein, deſſelben nach mehr als zwei Jahren entledigt zu werden, ohne ſeinen Ruf und das Vertrauen ſeines Königs verloren zu haben.

Natürlich wurde dann auch in nächſter Folge der Kataſtrophe von Jena die Singakademie am 14. October ſuspendirt und ihr Director entbehrte faſt des einzigen Genuſſes, der ihn über die irdiſchen Sorgen und Schmerzen hinweghob während mehrerer Monate.

Nur zwei Ereigniſſe traten als Lichtpunkte aus dieſem dunkelſten aller Lebensjahre: Zelters Ernennung zum

Aſſeſſor und Ehrenmitgliede der Akademie der Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften vom 12. Juni und die Gewährung einer unterm 6. Auguſt an den König brieflich gerichteten Bitte, der Singakademie die im Nachlaſſe Friedrich Wilhelms II. befindlichen, im Marmorpalais bei Potsdam aufbewahrten muſikaliſchen Werke von Händel, Leo, Paläſtrina und Durante zu ſchenken.

Dieſe muſikaliſchen Schätze wurden am 17. Auguſt in Potsdam überliefert und zu Waſſer nach Berlin geſchafft.

Am 10. Februar 1807 begannen wiederum die Verſammlungen der Singakademie und es wurde ſofort ein größeres Werk Zelters, das er erſt im Januar angefangen und in ſchlafloſen Nächten vollendet hatte, in Uebung genommen.

Er ſelbſt ſchreibt darüber: daß es mir unter unſern Umſtänden nicht an Beſchäftigung fehlt, die mir in den erſten Tagen ſehr fremd und abgeneigt geweſen iſt, kann ich wohl ſagen. Auch ward die Sorge für meine Geburtsſtadt durch die Sorge für meine individuelle Erhaltung in hohem Grade vermehrt. Seit 5 Monaten hatte ich nichts verdient und nichts Verdientes eingenommen; ich hatte gar keine Ausſicht, mein Haus zu erhalten und noch niemals hat die Sorge mich ſo angepackt.

Als ich das erſte Januar-Stück der Literatur-Zeitung

las, regte ſich der alte Trieb mächtig in mir, und ich beſchloß eine Muſik zu machen, wozu die ſchönen langen Nächte die Zeit hergeben mußten. Ich componirte das anliegende Gedicht (Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti von Rammler) in Ermangelung eines beſſeren und habe daraus gemacht, was ich machen kann. Ich habe darin unſere Idee des Chors, nach meiner Art, zu realiſiren geſucht und bin, dem Gedichte zum Trotz, vielleicht nicht ganz unglücklich damit geweſen, ohne das Gedicht zu verletzen. Vielleicht hat es ſich ſogar in ſeinen bedeutendſten Theilen erhoben."

Die Aufführung dieſer Muſik fand am Auferſtehungstage 1807 unter großem Beifalle ſtatt und wurde ſieben Jahre hindurch an dieſem Tage wiederholt.

Eine durch Zelters Schüler, den Profeſſor Grell, gegenwärtigen Director der Singakademie, in rühmenswürdigſter Pietät mit großen Opfern im Jahre 1857 veranſtaltete Aufführung dieſer Cantate hat auch dem jetzigen Publicum und der Kritik Gelegenheit gegeben, dies leider faſt vergeſſene Werk kennen zu lernen. Eine ausführliche Beurtheilung deſſelben wäre hier am Orte; aber es iſt nur einem kleinen Theile des jetzigen Publicums bekannt geworden und ſo mögen folgende kurze Bemerkungen genügen.

Die Hinderniſſe, welche das ſehr mittelmäßige Ge-

dicht der Composition bereitet, sind auf's Glücklichste durch eine geschickte Benutzung des Chors überwunden worden. In ihm liegt der Schwerpunkt des ganzen Werkes und die feine Arbeit sowohl, als die Erfindung und harmonische Behandlung sind nicht genug zu loben. Eine einzige Fuge ausgenommen, deren Thema nicht glücklich gewählt ist, können die Chöre an Kraft und Wohllaut den Händel'schen nahe gesetzt werden. Die Arien tragen alle den melodiösen Charakter, der Zelters Lieder auszeichnet, nur die Figuration, welche an Hasse erinnert, scheint uns heut veraltet und weniger schmackhaft. Dagegen sind die mit kleinen Cantilenen durchwebten Rezitative durch wohlthuende, geistreiche und melodische Wendungen auffällig.

Die orchestrale Behandlung des Werks ist einsichtig, nirgend überladen, effectvoll, ohne je die Singstimmen zu drücken und wenn auch eine entschiedene Originalität nicht darin hervortritt, so zeigt sich doch überall der begabte und bewußte Musiker.

Der Erfolg jener am 29. März 1807 veranstalteten Aufführung war auch pecuniär so günstig, daß Zelter, der drückendsten Sorgen überhoben, wieder mit Eifer sich seiner Akademie widmen konnte. Die erste Probe desselben war die Gründung einer sogenannten Ripien-Schule.

An guten Instrumentalisten war gerade kein Mangel

in Berlin, aber das Zusammenspiel und die Begleitung des Gesanges war nicht ihre Stärke. — Diesem abzuhelfen, wurden Freitag Mittags Uebungen im Zusammen- (Ripien) Spiel angestellt und es fanden sich nicht nur Sänger dazu ein, sondern auch Clavier-Concerte mit Orchesterbegleitung wurden von Künstlern und geschickten Dilettanten ausgeführt. Diese Einrichtung bestand bis zu Zelters Tode und viele noch heut Lebende werden sich mit Freuden dieser genußreichen Mittagsstunden erinnern, deren Bedeutung späterhin noch Felix Mendelssohn's geniale Leistungen erhöhten.

Eine wehmuthsvolle Freude bereitete ihrem Director die liebevoll ergebene Akademie am 13. October, indem sie die Aufstellung der vom Freunde Schadow gearbeiteten Büste der am 16. März 1801 verstorbenen Julie Zelter und eines Gemäldes, welches dieselbe als heilige Cäcilia darstellte, durch die Aufführung des Alexanderfestes von Händel verherrlichte. Diese Musik, deren Partitur sich unter der durch die Gnade des Königs der Akademie geschenkten Potsdamer Sammlung befand, ward an diesem Tage zum ersten Male in Berlin gehört und fand so großen Anklang, daß eine Wiederholung derselben zum Besten der Armen im Opernhause für den December beschlossen wurde. Indessen auf Vorstellung des Probstes Hanstein, daß sich die Singakademie ihrer eigent-

lichen Beſtimmung gemäß einmal a capella hören laſſen müſſe und daß auf dieſe Weiſe durch Erſparung der Koſten eines Orcheſters ein größerer Ertrag für die Armen erzielt werde, wurde davon abgeſtanden. Dieſes erſte öffentliche Auftreten der Akademie (173 Mitglieder) ohne die Stütze des begleitenden Orcheſters, ein Unternehmen, zu dem Zelter ſich erſt nach langer Ueberlegung entſchloß und das bisher ſeines Gleichen noch nicht hatte, krönte der glänzendſte Erfolg. Damit war denn der Standpunct des Inſtituts als des Erſten in der Welt feſt bezeichnet und nachdem es die trübſten Zeiten überwunden, ſtand es wieder glorreich da und zeigte, daß kein Sturm es verwehen, keine Woge der Zeit es wegſpülen könne.

Solches erfreuliche Bewußtſein geleitete Zelter in das neue Jahr und gab ihm wieder rege Luſt zum Schaffen. Er componirte zunächſt Tiedge's Hymnus an die Sonne, ein Werk, welches noch heute mit großem Genuſſe in der Singakademie geſungen und gehört wird, leider aber nie über die Grenzen dieſes Inſtituts gekommen iſt. Dieſe aus dem Druck der ſchwerſten Tage entwickelte glückliche Stimmung giebt ſich in den Worten an Göthe kund: „Je mehr ſich das tolle Weltweſen durcheinander wirrt, je — ruhiger, möcht ich ſagen, erhebt ſich meine Natur aus den verkohlenden Bruchſtücken einer Ver-

fassungsmäßigkeit, woran Gewohnheit und Furcht festhalten." Hier äußerte sich nicht etwa Gleichgültigkeit gegen die Leiden des Vaterlandes und die allgemeine Noth der Zeit, sondern es war eben Zelter's kernhafte und durchaus gesunde Natur wieder in das Gleichgewicht zurückgekehrt.

„Ich habe Stunden," sagte er, „ohne den Wunsch, daß es anders sein möchte, als es ist, wo sich alles Einzelne, Gemeinte in unendlicher Form vor mich hinstellt und mit dem Gewesenen und Werdenden in eine Reihe tritt, die ich wie ein abgeschiedener Geist überschaue. Manchmal ist mir zu Muthe, wie einem Orestes, der Heilung spürt von dem alten Bannfluche, je näher er sich dem Hades glaubt.

Ich kann einmal nicht begreifen, wie etwas Rechtes geschehen könne, ohne Opfer und daß vielmehr alle eitle Treiberei zum Gegentheil dessen führen muß, was wünschenswürdig erscheint. Mit diesen Gedanken lege ich mich auf mein einsames Lager und stehe am frühen Morgen damit auf; ja ich erhole mich daran von den mühseligen nothvollen Tagen der letzten 18 Monate und daher bin ich nicht versunken, wie es manche sind, und heute stehe ich noch auf meinen Füßen und denke ernstlich, mich darauf zu erhalten."

Kann sich die Harmonie eines edlen Geistes, die

Hoffnung eines trefflichen Herzens, die Kraft eines sto-
ken Charakters sinnvoller und schöner aussprechen?

Am 17. April führte Zelter mit Beifall seine Auf-
erstehung im Königlichen Opernhause auf; doch wurden
ihm schon bei dieser Gelegenheit von Seiten der Königlichen Kapellmeister viel Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und somit der Grund zu der im nächsten Jahre (1809) unternommenen Königsberger Reise gegeben.

In die letzten Monate dieses Jahres fällt auch die Stiftung der Liedertafel. — Wenn wir die heutige Ausdehnung des Liedertafel-Wesens betrachten, als dessen Mutter und Muster Zelter's Stiftung angesehen werden muß, wenn wir darin ein bildendes, das Gemüth veredelndes Element erkennen, so müssen wir die Bedeutung und Tragweite des Gedankens und Planes einer solchen Schöpfung sehr hoch stellen. Es lag aber auch eine patriotische Bedeutung darin, denn die Stiftung der Liedertafel sollte die Zurückkunft des Königs nach Berlin feiern. Der erste, später natürlich vielfach modificirte Entwurf des Statuts lautet:

„Eine Gesellschaft von 25 Männern, von denen der 25. der gewählte Meister ist, versammelt sich monatlich einmal bei einem Abendmahle von 2 Gerichten, um gefällige deutsche Gesänge auszuführen. Die Mitglieder müssen entweder Sänger, Dichter oder Componisten sein.

Wer ein neues Lied gedichtet oder componirt hat, lieſt oder ſingt ſolches bei Tafel vor oder läßt es ſingen; hat es Beifall, ſo geht eine Büchſe an der Tafel umher, worein Jeder (wenn ihm das Lied gefällt) nach ſeinem Gefallen einen Groſchen oder mehr hineinthut. An der Tafel wird die Büchſe ausgezählt; findet ſich ſo viel darin, daß eine ſilberne Medaille, einen Thaler an Werth, davon bezahlt werden kann, ſo reicht der Meiſter im Namen der Liedertafel dem Preisnehmer die Medaille, es wird die Geſundheit des Dichters oder Componiſten getrunken und über die Schönheit des Liedes geſprochen. Kann ein Mitglied 12 ſolcher ſilbernen Medaillen vorzeigen, ſo wird er auf Koſten der Geſellſchaft einmal bewirthet; ihm wird ein Kranz aufgeſetzt, er kann ſich den Wein fordern, welchen er trinken will und erhält eine goldene Medaille, 25 Thaler an Werth. Wer etwas Compromittirendes ausplaudert, was einem Mitgliede oder der Tafel zuwider iſt, zahlt Strafe. Satyriſche Lieder auf Perſonen werden nicht geſungen. Jeder hat Freiheit, zu ſein, wie er iſt, wenn er nur liberal iſt. Geſetze dürfen nur 12 ſein, darunter geht an, darüber nicht.“ Die erſte wirkliche Verſammlung der Liedertafel fand zwar erſt im Januar 1809 ſtatt, die Stiftung datirt aber aus der vorhin angegebenen Zeit. Zelter iſt bis an ſein Ende Meiſter geweſen und es iſt

allbekannt, was für herrliche, kräftige, jetzt noch überall gesungene Männerquartette er für dieselbe geschrieben.

Leider unterblieb die erhoffte Rückkunft der Königlichen Familie nach Berlin und es war der jungen Liedertafel nicht vergönnt, durch ihre Stiftung dieselbe zu feiern; aber die Sache selbst wurde den Allerhöchsten Personen bekannt und gnädig aufgenommen.

Von materiellen Sorgen war diese Zeit für Zelter nicht frei; seine Profession gewährte ihm keinen Unterhalt und er erhielt sich und seine Familie innerhalb zweier Jahre nur vom Musikunterricht und dreien öffentlichen Concerten. Er war daher entschlossen, sein Handwerk aufzugeben, das ihn nicht mehr nährte, um sich ganz auf seine Kunst zu stützen; aber das Stundengeben, welches denn doch die bedeutendste Erwerbsquelle werden mußte, war sehr ermüdend und hemmte die Production, und auf eine Stellung mit festem Gehalte war kaum zu rechnen. Solche Bedenken, durch Hinblick auf eine zahlreiche Familie unterstützt, würden eine minder energische Natur niedergedrückt oder schwankend gemacht haben. Zelter's Spannkraft entwickelte sich aber unter dem Drucke äußerer Verhältnisse am höchsten und sein Selbstvertrauen war eine so unmittelbare Ausströmung des Vertrauens auf die göttliche Gnade und die ihm von oben verliehene eigene geistige Kraft und künstlerische

Begabung, daß er in den schwierigsten Lagen schnelle und energische Entschlüsse fassen und ausführen konnte, ohne von geringeren Bedenken beirrt zu werden. Diese Entschiedenheit des Urtheils, diese Festigkeit und Sicherheit im eignen Lebensgange, welche immer der Erfolg krönte, legte allerdings in seine Seele den Keim zu jener Schroffheit in seinem Wesen, mit der er in späterem Alter oft anstieß und die ihm den Ruf der Grobheit eintrug. Seine Grobheit war aber mit so unendlicher Herzensgüte gepaart, daß sie selten mehr, als einen vorübergehenden, unangenehmen Eindruck hervorrief.

Nachdem der Entschluß zum Verlassen der Profession gefaßt war, wurden auch sofort Anstalten getroffen, eine Basis für den neuen Lebenszweck zu gewinnen. Glücklicherweise war Wilhelm von Humboldt Minister des Cultus geworden, der sowohl der Mann war, etwas für die Kunst zu thun, die er kurz vor seiner Erhebung in Italien an der Quelle studirt hatte, als auch vermöge seines Wohlwollens für Zelter zu der Hoffnung berechtigte, etwas für ihn thun zu wollen. Ein Gesuch an den König um eine Anstellung bei der Akademie der Künste fand dann auch des Ministers Unterstützung und im Juni 1809 ward Zelter zum Professor der Musik mit fixirtem Gehalte ernannt. Hiermit hatte er die Brücke zum

Handwerk vollends abgebrochen und ſchrieb in freudigen Gefühlen:

„Nun wäre ich in meinem Elemente und will ſehen, was uns noch in unſern Jahren und Zeiten wird gelingen wollen.“

Wir kommen jetzt zu einer ſehr intereſſanten Epiſode in Zelters Leben, der Königsberger Reiſe. Wir werden dieſelbe ausführlicher behandeln, als es vielleicht der Zweck dieſes Buches erfordert; aber das hiſtoriſche und patriotiſche Intereſſe, welches ſich daran knüpft, die lebendigen und ungeſchmückten Schilderungen des Lebens und Treibens in den höchſten Kreiſen während der ſchweren Prüfungszeit für das Königliche Haus und das geſammte Vaterland, werden des Leſers Herz rühren und erfreuen und unſer längeres Verweilen bei dieſem Gegenſtand entſchuldigen.

Erſter Brief.

Marienwerder, 19. Juli 1809.

Vor einer Stunde bin ich hier zu Marienwerder vollkommen geſund angekommen. Unterwegs habe ich nur eine ſchrecklich kalte, regnichte Nacht gehabt, deren Härte ich deshalb recht gefühlt habe, weil mir mein Mantel geſtohlen worden, ich nun, durch und durch naß, vor Kälte erſtarrt für meine Geſundheit fürchtete. Mein vergnügtes Herz und gänzliche Ruhe in Gott aber hat Alles

abgetrieben und noch heute reise ich die sechste Nacht hindurch nach Königsberg.

Gute Reisegesellschaft habe ich auch ꝛc.

Zweiter Brief.

Königsberg, 22. Juli 1809.

Vergangene Nacht mit dem Schlage 12 Uhr bin ich hier eingerückt. Ich bin vollkommen gesund und wenn ich etwas Augenschmerzen habe, so ist es kein Wunder, wenn ich bedenke, daß ich neun Tage und neun Nächte unaufhörlich, wo nicht wach, doch in Bewegung und in denselben Kleidern zugebracht habe ꝛc.

Dritter Brief.

Den 23. Juli 1809.

Mein Reisen hat mich eher gesunder gemacht, als angegriffen. Diese Nacht habe ich zum erstenmale ruhig geschlafen und ich befinde mich daher sehr wohl. Gestern Mittag habe ich beim Kronprinzen gespeist, der mich beim ersten Anblick wieder erkannte und sich viel aus Berlin erzählen ließ. Görke, den ich beim ersten Ausgange auf der Straße antraf, hat sich unendlich gefreut, mich zu sehen. Die Königin hat das Fieber, doch habe ich Hoffnung, Sie zu sprechen, denn Sie hat gewußt, daß ich herkomme und es Görke gesagt. Heute will ich etliche Kirchen besuchen, da Königsberg einige gute Orgeln hat.

Es ist ein Vergnügen, hier den Pregel zu sehen, der

einen etwas anſtändigeren Anblick gewährt, als der Packhof in Berlin. Geſtern bin ich dreimal dort geweſen und habe mich über die Ordnung, Reinlichkeit und Thätigkeit ergötzt, die man überall ſieht.

Das Steinpflaſter iſt entſetzlich hier und vollkommen geſchickt, dem ſtärkſten Manne die Rippen zu brechen; deswegen hüte ich mich ſehr, in Kutſchen zu fahren.

Heut habe ich die umliegenden Gegenden von Königsberg geſehen, die in dem ſchönen Wetter ſich ſehr wohl ausnehmen und den Schiffswerft, wo eine Anzahl neuer Schiffe gebaut und viele alte ausgebeſſert werden. Als ich in mein Quartier zurückkam, fand ich eine Karte, welche der Conſiſtorialrath Buſold abgegeben hatte. Zu dieſem ging ich hin, um ihm den Gegenbeſuch zu machen. Er empfing mich mit höchſter Freundlichkeit, indem er mich als einen Mann ſeiner Art umarmte und ſich glücklich pries, den Mann kennen zu lernen, den zu kennen er ſo ſehnlich wünſchte. Er habe, ſagte er, bereits Anſtalt getroffen, mir in ſeinem Hauſe eine Wohnung einzuräumen und er wolle dieſen Augenblick meine Sachen aus dem Gaſthofe abholen laſſen, um mir ſo nahe, als möglich zu ſein. Den Mittag war ich nirgends verſagt und auf ſein inſtändiges Bitten blieb ich bei ihm zu Mittage. — Er ſprach unaufhörlich von Peſtalozzi, bis ich ihm zuletzt ſagte, er

werde ſich wohl in der Perſon irren. Nun ſagte er: Sind Sie nicht der Profeſſer Zeller? — Noch einen Strich mehr, antwortete ich; ich heiße Zelter, aber nicht Zeller. — Mein Gott! — ſagte er — nehmen Sie es doch nicht übel! Dieſen Morgen kommt der Polizei-Präſident zu mir und kündigt mir zu meiner großen Freude die Ankunft des Profeſſors Zeller in Königsberg an, und das hat mich zu dem übrigens angenehmen Irrthume verleitet, den ich indeſſen keineswegs bereue; denn wer weiß, ob ich mich mit dem Herrn Zeller ſo gut vertrage, als mit Ihnen. Das Schnurrigſte bei der Sache war nun eigentlich dieſes: Gleich nach meiner Ankunft in ſeinem Hauſe fragte er mich nach meiner Lehrmethode, die ich ihm in der Kürze ſo gut als möglich mittheilte. Er begriff alles ſehr ſchnell, indem er ſagte: „Dies ſei noch zehnmal leichter, als er ſich die Peſtalozzi'ſche Methode, worauf er Tag und Nacht ſinne, zu eigen gemacht habe," bis ſich dann zeigte, daß die neue Peſtalozzi'ſche Methode (welche ich nur dem Namen nach kenne) von mir ſeit 30 Jahren ausgeübt worden iſt, denn Peſtalozzi's Buch iſt noch gar nicht heraus, es wird erſt zu Zürich gedruckt. —

Abends 11 Uhr:

Soeben komme ich vom Groß-Kanzler Beyme — die Urſache meiner Reiſe (private Geld-Angelegenheiten, un-

gehinderte Benutzung des Opernhausſaales, Berliner Municipalitätsſachen, Dankſagung für die Verleihung der Profeſſur ꝛc.) habe ich ihm bereits mitgetheilt, und eine ſolche Antwort erhalten, woraus ich ſchließen kann, daß der Zweck meiner Reiſe erreicht iſt.

24. Juli Abends 10 Uhr:

Heute Mittag habe ich wieder mit dem Groß-Kanzler geſpeiſt. Er hat mein Schreiben an den König durchgeleſen und ſo habe ich es verſiegelt und abgeſandt. Dieſen Abend war ich beim Kronprinzen zur Aſſemblee eingeladen. Ich fand die Prinzeſſin Wilhelm, die viel mit mir geſprochen hat. Sie ſagte mir unter andern: Die Königin freue ſich darauf, mich zu ſprechen, da Sie aber noch krank ſei, könne Sie Niemand ſehen ꝛc. — Den Miniſter Dohna traf ich auch hier an; wir ſind gute Bekannte von alten Zeiten; er lud mich auf morgen Mittag zu ſich ein, wohin ich gern gehe, da es in meine Zwecke gehört. Ich ſehe jetzt, daß ich in allen Fällen recht gethan habe, ſelber hierher zu gehen; ich werde Dir das alles ſchon mündlich auseinanderſetzen und bitte ich Dich, Keinem aus dieſen Briefen zu ſagen, was ich nur Dir ſage.

Daß ich geſund bin und mir hier allerlei Plaiſir mache ꝛc.

25. Juli Morgens.

Die Berliner beklagen ſich hier ganz gewaltig über das Clima. Wahr iſt, daß die Hitze, ſo lange die Sonne ſcheint, ſehr groß iſt, und man darf nur in den Schatten gehen, um es wirklich kalt zu finden, wie denn auch die Nächte ſehr kalt ſind. In den hieſigen Gaſthöfen lebt man ziemlich ſchlecht, doch habe ich noch in keinem gegeſſen. Heute Mittag bin ich beim Miniſter Grafen Dohna und Morgen beim General-Feldmarſchall von Kalkreuth gebeten. Das Allerunangenehmſte iſt das hieſige Steinpflaſter und zu Fuße Gehen. Ich muß hier laufen lernen, wie ein Kind, wenn ich nicht den Hals oder die Beine brechen will. Die ganze Stadt iſt bergigt und mit großen Granitſteinen überall gepflaſtert, welche aber ſo fatale Klüfte machen, daß man beſtändig in Gefahr iſt, zu fallen, wenn man geſchwind gehen will. Endlich habe ich's von den hieſigen Hökermädchen gelernt, welche ſehr häufig die Küchengewächſe in ſchweren Laſten herumtragen und ausrufen. Dieſe Mädchen, welche ich des Morgens aus meinem Fenſter aus beobachte, gehen barfuß unter einer ſchweren Laſt ſehr ſicher und ſchnell, ohne einen Fehltritt zu thun; nach dieſer Art will ich's nun verſuchen, verſteht ſich — in Schuhen.

26. Juli.

Das iſt ein Herrenleben, oder beſſer geſagt, ein

Schlaraffenleben. Geſtern Abend war ich bei den jungen Prinzen des Königs zum Abendeſſen, wo man recht vergnügt geweſen iſt. Die Königlichen Kinder gefallen mir ſehr wohl, beſonders der Kronprinz, der ein recht wackerer ernſthafter Jüngling zu werden im Begriff iſt und ich kann recht ſagen, daß ich mich darüber höchlich freue, auch Delbrücks wegen. Nach und nach fange ich an, mich hier ordentlich an- und einzuſiedeln, und Ihr könnt nun ſehen, wie Ihr ohne mich fertig werdet. Einen offenen Freitiſch habe ich ſchon. Der Miniſter Graf Dohna hat mir auf beſtändig ein Couvert angeboten, welches ich um ſo lieber angenommen habe, da ich dicht neben ihm wohne und immer alte Bekannte an ſeiner Tafel finde, beſonders den Staatsrath von Humboldt, der mein Chef iſt. Dieſen Mittag bin ich beim Feldmarſchall Grafen Kalkreuth, den ich noch nicht kenne.

Dem Bruder der Königin, Prinzen Georg von Mecklenburg, habe ich geſtern aufgewartet, ihn aber nicht getroffen. Den Fürſten Radziwill habe ich geſtern in der Kirche geſprochen; heute werde ich zu ihm gehen. Wenn nur nicht Alles ſo weit auseinander und das beſchwerliche Laufen wäre? Indeſſen habe ich's den Hökermädchen nachgemacht und ſiehe! es ging. Man muß aber beſtändig vor ſich her ſehen; ſieht man ſich gar zu viel um und nach den Geſichtern der artigen Königs-

bergerinnen bin, blautz, liegt man auf der Naſe. Es giebt ſehr artige weibliche Geſtalten hier, häßliche gar nicht; es müßten denn ſolche ſein, die von anderswo hergekommen ſind; dabei kleiden ſich die Frauenzimmer mit Geſchmack und Sauberkeit; das geringſte Mädchen iſt reinlich gekleidet, ſelbſt das Bettelvolk iſt nicht ſchmutzig. Die Berliner gefallen ſich übrigens hier wenig. Sie ſind ſämmtlich bei den Eigenthümern einquartirt und daher ungern geſehene Gäſte, die man lieber gehen, als kommen ſieht; dafür haben ſie aber auch ſo jämmerliche Quartiere, daß ſie nicht wiſſen, wo ſie einen Stuhl hinſtellen ſollen. —

Abends nach 10 Uhr.

Vormittags war ich beim Fürſten Radziwill, der mich ſehr freundſchaftlich empfing und zu ſeiner Frau (Tochter des Prinzen Ferdinand) führte, mit der ich dann etliche Stunden ſehr artig verplaudert habe. Sie zeigte mir alle ihre Kinder und war im höchſten Grade herablaſſend. Das Diner beim Grafen Kalkreuth war von angenehmer Geſellſchaft. Ich traf hier den Bankodirecter Reichard aus Berlin und bin mit ihm nach Tiſche aus der Stadt gefahren und habe ſehr ſchöne Gegenden um Königsberg geſehen. Man kann ſich kaum etwas Schöneres vorſtellen, als die Environs von Königs-

berg in dieſer Jahreszeit und das Wetter iſt ſo ſchön, daß ich es nicht genug loben kann.

27. Juli Morgens.

Von dem Erntefegen des hieſigen Landes und in ganz Preußen kann man ſich nur einen Begriff machen, wenn man im Magdeburgiſchen geweſen iſt. Das Land trägt Alles, was man will. Wollten es die Inhaber der Aecker ordentlich düngen, ſo wie ſie nicht thun, ſo wäre es noch ergiebiger. Dünger kauft hier kein Menſch und wer ſeinen Miſt los ſein will, muß ihn auf eigene Koſten wegſchaffen.

Geſtern habe ich Hafer geſehen, ſo hoch, wie unſer Korn in der Mittelmark und die Körner ſind dick, wie Gerſte. Die Gerſte iſt ſchwer, wie Gold und die Erdtoffel von ſo ſchönem Geſchmacke, daß ich mich nicht ſatt daran eſſen kann.

30. Juli.

Geſtern habe ich eine angenehme Landparthie mit dem Bankodirector Reichardt nach Friedrichsſtein, einem Landgute des Grafen von Dönhoff, 3 Meilen von hier, gemacht, die mir den ganzen Tag weggenommen hat. Die Lage dieſes Landhauſes iſt unendlich ſchön und es wird dergeſtalt in Ordnung gehalten, daß man ihm die Verwüſtung, welche die Ruſſiſchen Freunde daſelbſt ausgeübt haben, auf keine Weiſe anſieht. Was dieſe Freunde

zerstört haben, ist nur mit Millionen wieder herzustellen; sie haben alles Vieh mit sich zurückgeführt und nun wissen die Bewohner von Ostpreußen nicht, was sie mit dem Segen des Jahres anfangen sollen, da es an Vieh fehlt. Das Getreide muß sehr wohlfeil werden. Als ich gestern Abend nach Hause kam, fand ich die Cabinets-Ordre des Königs, worin mir derselbe die Erlaubniß giebt, meine geistlichen Concerte am Charfreitage und am ersten Ostertage im Saale des Königlichen Opernhauses aufzuführen. Dieses zu bewirken war die Absicht meiner beschwerlichen Reise nach Königsberg. Die Herren Capellmeister in Berlin hatten sich einfallen lassen, mir den Charfreitag und die Aufführung des Todes Jesu wegschnappen und für sich auf beständige Zeiten vorbehalten zu wollen, indem sie erklärt hatten, der Saal des Königlichen Opernhauses gehöre gleichsam ihnen ausschließlich und wenn ich ihnen helfen wolle, ihre Musiken aufzuführen, so wollten sie mir auch helfen d. h. ich sollte für alle meine Mühe und Arbeit mit den Brosamen fürlieb nehmen, die von dieser Herren Tische fielen. Mit Briefen von Berlin aus war die Sache viel zu weitläufig und unsicher, also war das Kürzeste und Sicherste eine Reise hierher. Ich kenne die Bequemlichkeit und Unentschlossenheit der Herren Capellmeister von langer Zeit her; drum sagte ich keinem Menschen von

der Sache und reiſte getroſten Muthes hierher und nun mögen ſie in Gottes Namen erfahren, was ich in Königsberg will und gewollt habe.

Auf morgen Abend bin ich wieder zum Kronprinzen eingeladen, wohin ich ſehr gern gehe; es iſt ein vortrefflicher junger Mann.

31. Juli Morgens.

Geſtern früh, als ich beim Kronprinzen war, ſagte mir dieſer: die Königin freue ſich darauf, mich zu ſprechen, und ich könne alle Tage um 12 Uhr zu Ihr kommen.

Ich war ſo eben von der Oberhofmeiſterin, Gräfin von Voß gekommen, durch welche dieſe Sache ordentlicher Weiſe gehen muß, und hatte ihr meinen Wunſch eröffnet, meine Königin zu ſprechen. Sie war ſehr verbindlich und munter und vertraute mir ihre große Sehnſucht nach dem ſchönen Berlin, und daß ſie den erſten Augenblick ſegnen werde, wieder in ihre alte Wohnung einzuziehen.

Beim General-Lieutenant von Kötritz war ich vorher geweſen, der mich dem Könige melden will. Ich erwarte nun, wann ich den König und die Königin ſehen ſoll.

Geſtern Mittag fuhr ich mit dem Bankodirector Reichardt hinaus vor's Thor auf ein Landgut des hieſigen Banquier Oppenheim, wo ich den ganzen Tag

recht angenehm verlebt habe und erst Abends 11 Uhr zu Hause eingetroffen bin. Man begegnet mir hier überall mit der größten Achtung. Der Minister Dohna hat mich täglich an seine Mittagstafel eingeladen; ich bin aber noch nicht wieder dort gewesen, weil ich alle Tage von Einem zum Andern wie ein Ball geworfen bin. Er hat mir in meiner Wohnung einen Gegenbesuch machen wollen und mich nicht zu Hause getroffen; deshalb werde ich heut Mittag bei ihm sein. Du darfst über alle diese schönen Dinge keineswegs bange sein um mich; ich weiß sie zu nehmen und werde mich, so Gott will, bald wieder in meine alten Verhältnisse zu finden wissen. Das ganze Wesen ist wie der Schaum des Champagners; er schmeckt gut auf den Augenblick, ernährt aber nicht auf die Länge. Das weiß ich längst und setze also darin keine Hoffnungen, aber da es nun sein soll, ist es mir lieber so, als umgekehrt. In Berlin würde vielleicht, ja gewiß, Alles anders sein, denn Alles ohne Ausnahme, was von Berlin ist, sehnt sich mit heißen Wünschen nach Berlin und der König allein scheint seine wichtigen Gründe zu haben, vor der Hand noch hier zu bleiben.

Abends 11 Uhr.

Jetzt komme ich wieder vom Kronprinzen, wo ich den Abend zugebracht habe. Fürst Radziwill war diesen

Nachmittag selbst bei mir gewesen, um mich zu sich hin zu bitten und hat mich nicht angetroffen; da ich aber schon vom Kronprinzen gebeten war, mußte ich dort absagen lassen. So geht's in einem fort.

Donnerstag 3. August.

Heut ist der Geburtstag des Königs, welchen derselbe 3 Meilen von hier auf dem Gute eines hiesigen Kaufmanns in der Stille feiert. Das Gut heißt Medenau und soll sehr schön sein. Hier in der Stadt sind viele Anstalten gemacht zu dieser Feier, Illumination und Feuerwerk, welche alle dadurch vereitelt werden, daß es von früh an geregnet hat und noch jetzt, Abends 9 Uhr, in vollen Güssen regnet.

In der Schloßkirche war Vormittags-Gottesdienst und Kirchenmusik, sehr feierlich und erhebend; die Kirche war mit Blumenkränzen schön geschmückt. Der Prediger Borowsky predigte über die Worte des Paulus an die Epheser: „Seid voll Geistes" und hielt darüber eine ganz ernsthafte Rede, indem er diejenigen schalt, welche den Geist nicht wollen aufkommen lassen. Die Sache war übrigens etwas langweilig, indem der gute Mann alle Augenblicke Geist Geist sein ließ und mit langen und vielen Worten wiederholte, daß er sich kurz fassen wolle, welches er denn nach einer guten Stunde auch wahr machte. Sein Gebet nach der Predigt aber

war sehr rührend und herzlich, indem er den Geist auf den König herabrief und Gott bat um seine Erhaltung und Erhebung im Guten.

Freitag 4. August.

Diesen Mittag esse ich beim Geheim-Rath Zenker, auf den Abend beim Postdirector von Madeweis und morgen Mittag beim General-Chirurgus Gerlach, wo Görke wohnt. Das ist ein Herrenleben! Meine akademischen Verrichtungen beginnen erst in der folgenden Woche und so kann ich meine Abreise immer noch nicht bestimmen, was mir eben nicht sehr angenehm ist, denn den Herbst hier zu erwarten, würde mir wohl nicht behagen. Uebrigens gefällt mir Königsberg als eine Handelsstadt ganz wohl. Die Straßen haben ungewöhnte Benennungen. Ich wohne z. B. auf dem „Roßgarten," wo ich weder Garten noch übriges Roßwerk zu sehen bekomme; vielmehr ist dies eine gepflasterte breite Straße, wie die Königsstraße zu Berlin, wo von beiden Seiten Häuser und mitunter ganz artige Häuser stehen, die gegen den Schloßteich zu, schöne und in guter Jahreszeit recht sehr anmuthige Gärten haben. Mir gegenüber wohnt der Kronprinz, in dessen Garten ich mit vielem Vergnügen die Erlaubniß habe, unangemeldet zu kommen. Eine der besten und bebautesten Gegenden ist der sogenannte „Kneiphof." Die „Neue Sorge"

iſt eine ſchöne Straße, wie die Wilhelmsſtraße zu Berlin. Das Königliche Schloß ſpielt dagegen eine armſelige Figur und ſieht aus, als wenn es ſeit dem 30jährigen Kriege im Rauch gehangen hätte. Einen Theil davon (etwa 150 Fuß lang) hat der berühmte Schlüter erbaut, der in Berlin die Hälfte des Königlichen Schloſſes und das Gießhaus gebaut. Dieſer Theil iſt ſchön und edel in Styl und Ausführung. Die Vorſtädte ſind für mein Auge das Angenehmſte hier und die unzählige Menge von Speichern von 5, 6 bis 7 Stockwerken ſind beſſer erhalten, als die ganze Stadt, in welcher bei Nacht keine Erleuchtung ſtattfindet und wo man ſich, mir nichts dir nichts, den Hals brechen kann, ohne daß Einer darnach fragt. Das Fahren iſt eben ſo ſchlimm, weil man ſich zwar die Beine conſervirt, aber die Schultern und Rippen einſtößt und raſendes Geld dafür bezahlen muß. Seit vorgeſtern früh regnete es unaufhörlich, aber die Straßen ſind rein gehalten und man kann deſſen ungeachtet in Schuhen gehen. Das Wetter iſt nicht kalt und die hieſige Luft bekommt mir wohl.

Sonnabend 5. Auguſt Morgens.

Geſtern hat's geregnet den ganzen Tag, die ganze Nacht, es regnet jetzt und wird den ganzen Tag regnen, ſo ſieht es aus. Was geht das mich aber an? Für heut morgen bin ich ſchon wieder im Trocknen. Gern

(der Schauspieler) ist angekommen und nun esse ich mit diesem den ganzen Kreis noch einmal herum. Die Spazierfahrt des Königs an seinem Geburtstage ist schlecht abgelaufen. Das Wetter und der Weg waren so unanständig schlecht, daß sie vier Stunden haben fahren müssen, um nach Medenau zu kommen. Vier Stunden von da zurück — also sind sie nur drei Stunden im Zimmer gewesen und acht Stunden haben sie auf der Landstraße zugebracht. Die Königin, welche sich sehr schwach befindet, hat sich dort niedergelegt und bei der Zurückkunft hat der Wagen, in dem die Königlichen Kinder gesessen, umgeworfen vor dem Hause des Königs, in der Finsterniß der Nacht, so daß der König sich hat die Laterne anstecken lassen, in allerhöchst eigner Person den Schaden zu besehen und Er selbst ist dabei in den Koth gefallen. Uebrigens hat Niemand glücklicher Weise Schaden genommen, nur die Königin befindet sich sehr schwach, da Sie seit Kurzem erst das Fieber verloren hat und Ihren Mann begleiten wollte. So liegt Sie nun wieder, und ich werde Sie wahrscheinlich gar nicht zu sprechen kriegen. Indessen werde ich mich genau bei Hufeland und Görke nach Ihrem Befinden befragen und sobald das Wetter günstig und Sie nur einigermaßen sprechbar ist, werde ich ohne weitere Umstände

hingehen und mich melden lassen, wenn die Gräfin Voß nicht zu mir schickt. —

Hier ist man in großer Sorge über den Waffenstillstand. Die Gräfin Voß meinte am Sonntage: warum sie denn den Krieg angefangen hätten, wenn sie so beschließen wollten? — Das meine ich auch, und Du weißt recht gut, daß ich nicht heut erst so denke. Ein junger Herr S. aus H. der die Eierschaalen noch auf dem Kopfe zu sitzen hat, sagte gestern Abend in Gegenwart des Großkanzlers: „Es sei eine Schande, ein Deutscher zu sein; man müsse ganz weggehen aus Deutschland.“ Da Niemand antworten wollte, so sagte ich: „dadurch wird die Luft rein werden und ich werde hier bleiben.“ Diese Herren H.....r denken, sie hätten das Heil der Welt in ihrem Säckel und wenn sie davon gingen, wäre Alles aus. Mögen sie doch gehen mit ihrem unseligen Gelde und einmal versuchen, uns den Regen und den Sonnenschein fortzunehmen. — Als er ging, nahm er von mir nicht Abschied; das hatte ich davon. Vielleicht wird er dadurch vorsichtiger, im Angesichte deutscher Männer etwas anständiger zu reden. Adelheid schreibt mir, daß Hellwig krank geworden sei. Er hat seine Zeit schlecht gewählt, krank zu sein. Ich darf nur einmal den Rücken wenden, gleich haben sie Alle keine Nerven mehr. — Ueber dies Alles tröstet

mich jedoch der Brief Deines Mannes, woraus ich ſehe, daß meine alte Mutter geſund und heiter iſt. Das iſt mir lieber als Alles und ich freue mich ſchon auf den erſten Kaffee, den mir ihre lieben Hände auf meinen Tiſch ſetzen werden. Wenn ich mit dieſer mein Leben beſchließen könnte, das ſollte eine Himmelfahrt geben, wie es lange keine geweſen iſt. –

An H.'s Angelegenheit habe ich ganz wohl gedacht und ſchon von Berlin aus Schritte gethan, ohne ſein Wiſſen — ich erhielt aber keine Antwort.

Als der hieſige Cabinets-Secretair mir am 24. Juli die Nachricht brachte, daß meine Bitte genehmigt ſei, fragte ich dieſen, wie die Sache mit H. ſtände? und daß ich mich perſönlich darüber an Graf Lottum zu wenden gedächte; auch hätte ich Hoffnung, den König ſelber zu ſprechen und ich würde nicht unterlaſſen, Ihm zu wiſſen zu thun, daß Einer Seiner treuſten Diener Noth litte. Darauf ſagte er, ich möchte etwas darüber aufſetzen, das er ſogleich morgen dem Grafen Lottum ſelber in die Hände geben wolle. Ich ſchrieb: der brave H. habe bis jetzt Anſtand genommen, ſeinen Monarchen zu behelligen, da mehr brave Leute litten. Auch mir habe er keinen Auftrag gegeben, mich für ihn zu verwenden. Ich thäte dies aber dennoch, weil ich ihn ſeit vielen Jahren kennete und wüßte, daß ſein König ihn

ebenſo kenne, wie ich. Jetzt wäre er von Alter und Krankheit beſchwert. Seit dem Kriege habe er von der Hülfe Gottes und dem Verkaufe einiger Effecten gelebt. Ich wäre überzeugt, der König dürfe nur wiſſen, daß ein ſolcher Mann Noth litte, um ſogleich zu helfen; deshalb ſei ich ſo kühn, für ihn zu bitten u. ſ. w.

Nach Tiſche kam der Kriegsrath Duncker zu mir und ſagte, die Sache wäre ſchon eingerichtet. H. ſei auf Penſion geſetzt und es ſei nur ein Verſehen, daß ich nicht in Berlin ſchon auf meine Verwendung für dieſen braven Mann Antwort erhalten. So hängt die Sache zuſammen; das kannſt Du H. allenfalls ſagen, wenn Du ſonſt willſt.

Sonntag früh 6. Auguſt.

Geſtern Mittag hat es endlich aufgehört zu regnen. Wenn das Wetter jetzt nicht trocken bleibt, werden die Leute großen Schaden haben an der Erndte, weil ſchon viel Korn auf dem Schwad liegt und zu faulen anfängt. Das Wetter iſt dieſe Nacht ziemlich kühl geworden und wenn es heut ohne Regen bleibt, ſo ſollen dieſen Abend die beiden Feuerwerke abgebrannt werden, welche am Geburtstage des Königs wegen des Regens aufgeſchoben worden ſind. Der Franzöſiſche Conſul hatte ſich indeſſen trotz alles Regnens nicht abhalten laſſen, ſein Haus

ſtark und geſchmackvoll zu illuminiren: er heißt Cleram-bault und ſoll ein kluger Mann ſein.

Montag früh 7. Auguſt.

Es war geſtern ein ſchöner Tag. Vormittag ging ich in die altſtädtiſche Kirche, worin eine treffliche Orgel iſt und hörte eine trockene Predigt des Superintendenten W. über das Evangelium Marci „da Jeſus über Jeruſalem weinte.“ Dann war ich mit dem Geheimen-Rath Zenker bei Herrn Levinſohn zu Mittag, wo ich zu meiner großen Freude den Oberſtlieutenant v. Orpen antraf. Um 6 Uhr ging ich in's Theater, wo Gern zum erſten Male im Waſſerträger auftrat und mit vielem Beifall ſpielte und nach dem Schauſpiel begab ſich unſere ganze Geſellſchaft nach dem Schloßteiche, verſammelte ſich in einem großen Boote und fuhr auf dem Teiche umher. Der Abend war ſehr ſchön, obwohl etwas kühl. Der Schloßteich war mit Gondeln, Booten und Kähnen voller Menſchen beſäet, welche ſangen, ſpielten, aßen, tranken und ſämmtlich viele Lichte bei ſich hatten. — Beide Ufer waren mit Lampen geſchmackvoll illuminirt und das lebhafte Gewühl auf dem Teiche, in den Gärten und auf der Brücke ſehr erfreulich.

Um halb zehn Uhr begann das Feuerwerk und dauerte ziemlich eine Stunde. Unendlich war das Schreien und

Jauchzen der Bootebewohner, wenn ſich ein Funke in ein Boot verirrte.

Des Königs Name brannte in blauem Feuer und ein brüllendes Vivat erſchallte von allen Seiten, als dieſe Decoration erſchien. Es war überhaupt ein lautes, luſtiges Leben, woraus zu ſchließen iſt, daß die Königsberger zu leben wiſſen.

Das Benehmen des Publikums gegen Gern iſt äußerſt edel und muſterhaft; man könnte ſich's in Berlin merken. Als er auftrat, ward er mit lautem Beifall empfangen, ehe er ein Wort ſprach; er ſpielte ausnehmend ſchön und fügte ſich ſehr gewandt in das hieſige kleinere Lokal. Er ward in allen Akten lebhaft und herzlich applaudirt und am Ende herausgerufen. Dies alles geſchah aber lediglich aus Gaſtfreundſchaft gegen den braven Gern; denn alle Königsberger, die ich geſprochen, haben mich einmüthig verſichert, daß der Schauſpieler, welcher hier den Waſſerträger ſonſt gegeben, ihn noch leichter, herzlicher und natürlicher geſpielt habe, daß ſie daher des Guten nicht ungewohnt ſind. Das Enſemble des geſtrigen Stücks ließ ſich loben; auch die Figuren und Organe ſind gut, doch ſprechen ſie nicht ſo deutlich und gut, wie bei uns.

Dienſtag früh, 8. Auguſt.

Endlich iſt meine Conferenz auf morgen Nachmittag

bestimmt und ich werde nun also morgen meine Abreise bestimmen können.

Dienstag Nachmittag.

Gestern ist mir ein fataler Streich geschehen. Die Königin hat drei Mal zu mir geschickt. Ich bin auch während der Zeit nach Hause gekommen, aber die Wirthsleute haben vergessen, es mir zu sagen. Darüber bin ich in die Comödie gegangen, wo ich es vom Obrist Krusemark erst erfuhr, als es zu spät war. Um dies auf der Stelle wieder gut zu machen, bin ich heut Mittag mit Hufeland hinaus auf die Hufe (ein Landgut in der Nähe von Königsberg) gefahren, wo ich zwei Stunden sehr angenehm bei der Königin zugebracht habe. Sie empfing mich mit großer Huld und fragte sogleich nach der Singakademie, wie stark diese jetzt sei? ob der französische Kaiser sie gehört habe? ob Tine Beitus noch erste Sängerin sei? ob der Professor Hartung noch den starken Baß singe? und hundert solche Dinge. Dann kam der König unvermuthet in blauem Ueberrock und Mütze. Die Königin erzählte ihm nun Alles, was ich auf Ihre Fragen bereits geantwortet hatte; dann frug der König: was mich nach Königsberg geführt hätte? Ich antwortete, daß theils Privatgeschäfte, theils das Verlangen, meinen König zu sehen, mir die Reise eingegeben

hätten und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich bei meiner Zurückkunft meinen Mitbürgern die gewisse Nachricht von der baldigen Ankunft ihres Königs bringen könnte. Ich könne auf Treue und Glauben versichern, daß jeder treue Unterthan sich nach dieser Heimkehr sehne und sein Glück davon erhoffe — „hat sich noch nicht thun lassen," sagte Er, „Hindernisse gehabt — wäre selber gern gekommen, wenn auch welche wären, die mich nicht gern sähen." Ich sagte darauf, daß ich an Seiner Stelle schon würde gekommen sein, da die Franzosen noch in der Stadt gewesen wären. Habe es doch die Prinzessin von Oranien, Seine Schwester, gewagt, ohne Erlaubniß in Ihr Haus zurückzukehren; ich möchte doch sehen, wer Ihm unter den Seinigen auch nur ein Haar hätte krümmen wollen. Berlin sei voll von Bürgern, die nur ihren König zu sehen brauchten, um ihm Gut und Blut zu Füßen zu legen und die Schwachen stark zu machen, dazu fehle es nicht an Mitteln. Treu müsse ein Jeder sein, dafür müßten Alle sorgen. — „Freut mich," sagte Er, „komme auch gern; wird so lange nicht mehr dauern; Alle grüßen, die mich lieb haben." Bis hieher hatte Er seine Mütze unter dem Arme gehalten — es war unter einem Zelte vor dem Hause, wo ich diese Unterredung hatte — und nun ging Er in den

Garten und ſetzte Seine Mütze auf. — Die Königin befahl mir, mich neben Ihr auf einen Stuhl zu ſetzen und nun ſprachen wir über mancherlei Sachen, bis es zwei Uhr ſchlug und man zur Tafel ging. Die Königin entließ mich mit den Worten: Sie hoffe, mich noch vor meiner Abreiſe zu ſehen und ſo ſetzte ich mich in meinen Wagen und fuhr nach der Stadt mit einem Schimmel und einem Fuchs.

12. Auguſt.

Geſtern iſt mir ein fataler Streich paſſirt. Den Abend war ich zum Geheimen Finanzrath Stegemann gebeten und hatte mich daher ſchrecklich geputzt, d. h. ich hatte weiße feine Strümpfe, Schuhe und Nanquinhoſen an und ſo gehe ich vorher in die Comödie. Während deſſen fängt es gewaltig zu regnen an und um mich nicht zu beſudeln, nehme ich einen Wagen, falle aber beim Ausſteigen dermaßen in den Dreck, daß ich mich eigentlich hätte baden müſſen, um wieder unter Menſchen zu erſcheinen. Dies that ich jedoch nicht, ſondern nun ging ich zu Fuß nach meinem Gaſthofe, zog Stiefeln an und erſchien ſo erſt gegen 9 Uhr in einer prächtigen Damengeſellſchaft, wo der Prinz Georg, der Fürſt Radzivill und eine Menge hoher Perſonen waren, die aber zum Glück alle auch Stiefel anhatten. So klug hätte ich

früher ſein können und hätte es wohlfeiler gehabt; aber ich bin ſchon gewohnt, meine parties elegantes ſo bezahlt zu kriegen.

Heute Abend bin ich zu Hufeland's Geburtstag gebeten, wozu ich einige Lieder componirt habe. Morgen Mittag eſſe ich bei meinem Banquier Levinſon mit Geh.-Rath Zenker und Montag Abend bin ich beim Kronprinzen.

Sonntag, 13. Auguſt, Morgens.

Dies, hoffe ich zu Gott, ſoll der letzte Sonntag ſein, an welchem ich hier bin; denn nachgrade wird mir die Zeit lang. Aber ich muß mein Geld haben; ich habe mich feſt gefreſſen und kann nicht fort von hier. Das Wetter iſt ſehr wunderlich; die Natur ſcheint das Wechſelfieber zu haben, wie hier die Menſchen. Einen Tag iſt der herrlichſte Sonnenſchein von der Welt und den Tag darauf regnet es, als wenn der Himmel auf die Erde kommen wollte. Darüber komme ich gar nicht aus der Stadt, denn die Wege auf der Landſtraße ſind unergründlich. Darüber komme ich nicht von der Stelle und bin noch nicht einmal in Pillau geweſen.

Sonntag Abend.

Heute Vormittag habe ich Deines Mannes Brief auf der Straße aufgefangen und mich ſo ſehr darüber gefreut, daß ich ihn an Herz und Mund gedrückt habe.

Ohne Lebensgefahr kann man hier keinen Brief auf der Straße lesen; also ging ich nach der Domkirche, las ihn dort mit Andacht und besah mir dann das alte prächtige Bauwerk.

Dienstag, 15. August, Morgens.

Gestern Abend also — war Vetter Michel da, wirst Du denken, aber nicht also! Das war ein großes Wesen! Beim Kronprinzen war der ganze Hof in pleno, König, Königin, alle Prinzen und Prinzessinnen, alle Minister, Kanzler und ersten Honoratioren des Königreichs beisammen und also, wie sich schon von selbst versteht, auch ich. Die Königin erschien unendlich graziös und nachdem sie ausgeruht, Ihre Kinder und den Hof begrüßt, ging sie umher und kam auf diese Weise auch an mich. Sie frug mich, ob ich gute Nachrichten von den Meinigen hätte? welches ich bejahen konnte, da ich die Briefe vom Sonntage hatte. Ich sagte, daß meine Kinder am 3. August alle meine Fenster in meinen Häusern mit Lichtern und Blumen geziert hätten und daß meine Schwester dabei das Regiment führe. Als ich Ihr endlich noch sagte, daß ich gegen 40 Fenster, nach der Straße zu, hätte, da wunderte sie sich und sagte: „Das muß wohl eine Menge Geld kosten." „Wo ein Lichtzieher ist, Ihro Majestät," erwiderte ich, „hat man solche Sachen am wohlfeilsten, aber die Frauen im Hause wissen die Sachen

auch ſchon ſo einzurichten, daß das Haus erhalten und der Name des Königs nach Würde und Ehre verherrlicht werde und der Hausvater giebt gern in der feſten Hoffnung: Gott werde ſeinen König und ihn nicht verlaſſen!"

Nun trat der König heran und fragte, wie mir's in Königsberg gefiele? Ich antwortete: „Es gefalle mir überall am Beſten, wo mein König wäre; ſo dächten alle Berliner, denen es natürlich auch in Berlin nicht eher wieder gefallen würde, bis ſie ihren Landesvater wieder unter ſich wüßten." Der König ſchien dieſe Art zu reden nicht ungnädig aufzunehmen und ſprach noch manches; dann ging die Muſik an. Kapellmeiſter Himpel ſpielte erſt eine Sonate, dann ward eine italiäniſche Arie geſungen und darauf folgte eine Compoſition von mir: die Gunſt des Augenblicks, worin Gern ſeine tiefe Baßſtimme recht auslegen könnte.

Das Gedicht iſt von Schiller, und wie Gern die Worte ſang:

Aus den Wolken muß es fallen
Aus der Götter Schooß das Glück;
Doch der mächtigſte von allen
Herrſchern iſt der Augenblick,

konnte ich eine tiefe Wirkung dieſer herrlichen Worte wahrnehmen. Nach der Muſik kam die Königin an mich heran, nannte das Gedicht herrlich und meine Compoſition ſchön. Auch der König kam wieder und fragte, ob ich dieſe Com-

position jetzt gemacht hätte? Ich sagte, ich hätte sie in den ersten angstvollen Tagen der letzten Zeiten zu meiner Erheiterung und Stärkung in Berlin componirt, weil ich aus der Erfahrung wisse, daß thätige Beschäftigung das einzige und beste Mittel sei, große Unglücksfälle, an welchen mein Leben reich sei, männlich zu ertragen; ja ich hätte gefunden, daß große Leiden auf diese Art das Herz bessern, den Willen befestigen und die Kraft vergrößern; denn ich hätte seit 3 Jahren meine besten Compositionen gemacht; mein Gewerbe habe gelegen und liege noch; die Musik habe mir unterdessen Trost, Ehre und auch etwas Brod gegeben mein Haus zu erhalten und nun könne und wolle ich sie auch Zeit meines Lebens nicht verlassen, denn sie habe mich in der Zeit der größten Noth nicht verlassen. Der König kam, nachdem er inzwischen mit dem Minister Grafen Dohna gesprochen, wieder an mich heran und fragte, ob ich in der Comödie gewesen sei und das Schauspiel „Die Belagerung von Smolensk" gesehen hätte? Ich antwortete, daß ich es in Berlin gesehen habe, wo dies Stück sehr gut gegeben werde. „Ja," sagte er, „aber Sie hätten es doch hier sehen sollen; denn in Berlin haben sie die schönen Kosacken-Uniformen nicht; die Kerls sehen prächtig aus."

Endlich wurde in den Garten gegangen und unter freiem Himmel zu Abend gespeist. Der Hof und die

Generalität mit den Miniſtern ſaß an einer Tafel und näher am Hauſe waren andere Tafeln ſervirt, wo denn ordentlich ſoupirt wurde. Wir hatten an unſerm Tiſche weißen und rothen Franzwein. Himmel ſchlich ſich an die Königliche Tafel und ſtahl ſich eine Bouteille Champagner, die er im Triumph herbei brachte. Er ſchenkte mir ein Glas ein und ich brachte des Königs Geſundheit aus. Als der König merkte, daß es an unſerer Tafel luſtig zuging, ſtand Er auf und kam zu uns. Wir mußten ſitzen bleiben und uns nicht ſtören laſſen; ſo ging Er herum und ſprach mit dieſem und jenem. Der Abend war ſtill, heiter und warm. Die Geſchichte dauerte bis nach 11 Uhr; da ſtand die Königin auf und ſomit Alles.

Die Geſellſchaft hatte eine Gaſſe gebildet, durch welche die Königin aus dem Garten ins Haus ging.

Mittwoch früh, 16. Auguſt.

Geſtern war ich zu einer Waſſerfahrt engagirt auf dem Pregel, worauf ich mich recht herzlich freute, da ich die See noch nicht geſehen hatte. Es war der Geburtstag des Kaiſers Napoleon. Ich vermuthete, daß der Miniſter Dohna zum franzöſiſchen Conſul gebeten ſei und ging alſo mit heran, um mich darnach zu erkundigen. Man ſagte mir, der Miniſter eſſe zu Hauſe, denn der General Scharnhorſt habe ſich zu Gaſte gebeten. Flugs

ging ich hin, sagte meine Wasserparthie ab und erschien auf den Mittag am Tische.

Mittwoch Abends.

Diesen Mittag war ein großes Diner. Der Großkanzler hatte alle Minister und Staatsräthe und endlich auch mich nach einem hübschen Orte, eine gute halbe Meile von Königsberg, der Moosbude (Bude bedeutet hier Laube) heißt, zu einem Mittagsmahle gebeten. Die Absicht war, in einem sehr schönen Eichenwalde am Pregel im Freien zu speisen. Da es aber den ganzen Vormittag geregnet hatte, mußte es im Hause geschehen, doch war man sehr heiter und ungenirt. Der Champagner war zehn Mal besser, als der, den Himmel von des Königs Tafel vorgestern gestohlen hatte und ich habe mich sehr divertirt. — Abends fuhr ich mit dem Minister Dohna beim herrlichsten Wetter in einem halben Wagen zurück. Der Minister ließ vor meinem Gasthof halten, stieg mit mir aus und besuchte mich auf meiner Stube. Nachher ging ich mit zu ihm, wo ich nebst Humboldt zu Abend gegessen habe.

Sonnabend, 19. August.

Vorgestern, Donnerstag, am 17. August ward hier im Hause des Kronprinzen in der Stille der Todestag Friedrichs des Großen begangen. Die Feier bestand in vier Reden, zwischen welchen die Musik abwechselte. Die

erste Rede hielt Dr. Delbrück, der Erzieher des Kronprinzen, die zweite ein alter Kriegsrath, Namens Scheffner, die dritte Rede wurde von mir gehalten und die vierte vom Professor Heillman. Da jeder von uns Rednern sein Thema über den großen König ohne Wissen des Andern gewählt hatte, so kam eine ganz gute Verschiedenheit von Betrachtungen zum Vorschein und ich darf wohl von meinem ungefähr 15 Minuten langen Vortrage sagen, daß er nicht ohne Eindruck war.

Gegenwärtig waren: die Königin mit ihren Kindern, Prinz Georg, Fürst Radziwill, Minister Dohna und noch mehrere Minister und Staatsräthe, fast alle Consistorialräthe und Superintendenten, General Lieutenant Dierken, Ober-Gouverneur des Königreichs Preußen, der Oberst-Lieutenant von Gaudi, zweiter Gouverneur desselben, Geh.-Rath Hufeland und eine Menge anderer bedeutender Personen. Die Sache hatte nach 6 Uhr angefangen und war etwa um halb 9 Uhr zu Ende. Nachdem alles vorbei war, kam der alte Scheffner an mich heran, drückte mir die Hand und sagte: „Er freue sich, daß es noch Leute in der Welt gäbe, die den Muth hätten, den Großen die Wahrheit in's Gesicht zu sagen.“ Der Geh. Staatsrath Klewitz nannte meine Rede originell und der alte Consistorialrath Borowsky schüttelte mir die Hand und sagte: „Das war kurz, aber kräftig.“ Ich weiß

nun wirklich selber nicht, wie das in meinen schlichten Worten liegen soll und wie man Aufhebens machen kann, wenn ein verständiger Mann verständig spricht. Ich hatte meine Rede am Donnerstag früh erst aufgeschrieben, weshalb sie wirklich flüchtig genug gerathen ist.

Donnerstag, 24. August.

Gestern Nachmittag habe ich eine sehr angenehme Wasserfahrt auf dem Pregel gemacht, von der ich erst um Mitternacht nach Hause gekommen bin. Das Wetter war warm, heiter und ein heller Mond beleuchtete die umliegenden Gegenden von Königsberg auf das Vortheilhafteste. Da ich einmal hier bin, wahrscheinlich niemals wieder herkommen werde, so will ich thun, als ob ich nichts zu versäumen hätte und nicht eher von hier weichen, bis ich nichts mehr hier zu thun weiß.

Der Minister von Altenstein hat sich gestern zum ersten Male günstig und höchst freundschaftlich zu meinen Gunsten über meine akademische Existenz ausgesprochen, womit ich für jetzt sehr zufrieden bin, da ich wohl einsehe, daß sie auch nicht können, wie sie möchten. Wenn ich aber erreiche, wozu ich jetzt sehr gegründete Hoffnung habe, und was sich in Zeit von 12 Tagen von heute an nothwendig ausweisen muß, so bin ich sehr zufrieden und der Zweck meiner Reise ist erfüllt, mehr, als ich hoffte.

„Man fühle recht gut," sagte der Minister, „daß der

Staat für die Sing-Akademie noch gar nichts gethan habe, indeſſen ſei auch die jetzige Lage der Dinge neu und beſonders genug, um die Regierung darüber zu entſchuldigen. Es müſſe und werde alles Mögliche geſchehen, um das Gute zu erhalten, das Geringe zu erheben und er habe ſich von dem, was Gutes geſchehen ſei, hinlänglich überzeugt, um es nicht verſinken zu laſſen. Er werde Alles thun, was in ſeinen Kräften ſtände und ich ſolle fortfahren, wie ich's getrieben hätte." Zuletzt entſchuldigte er ſich. „Ich ſei," ſagte er, „zwei Mal bei ihm geweſen und er würde mich ſehr gern zu ſich eingeladen haben, aber er ſei ſo beſchäftigt, daß ihm kaum die nothwendigſte Zeit zum Eſſen und zum Schlafen übrig bleibe. Er freue ſich darauf, mich in Berlin oft zu ſehen, denn er kenne mich ſeit Jahren von der beſten Seite, die ihm niemals einen Zweifel gelaſſen hätte." Zuletzt erinnerte er ſich der Mittwochsgeſellſchaft, von der er ein Mitglied war, als ich eben Direktor war und die ſeit 8 Jahren eingegangen iſt. Nun wußte ich erſt, wo ich ſein mir bekanntes freundliches Geſicht hinſtellen ſollte. Wir freuten uns noch einmal mit einander dieſer heitern Geſellſchaft und ſchieden.

Sonntag, 27. Auguſt.

Dieſen Morgen um 3 Uhr bin ich von Pillau zurückgekommen. Wir fuhren nach 4 Uhr ab und kamen in

der Nacht nach 2 in Pillau an. Da die Stadt eine Feſtung iſt, war es etwas umſtändlich, Nachts hinein zu kommen. Schwerer war's, in dem uns bezeichneten Wirthshauſe unterzukommen und wir mußten alle vier mit einer kleinen Stube und einem Lager auf der Erde vorlieb nehmen. Gegen ſieben Uhr Morgens erhob ſich ein heftiger Oſtwind, welcher die See und das Haff in heftige Bewegung ſetzte. Das war nun ein großer Anblick. Ich ging den Strand entlang und ließ die aufgeregten Wellen, wie ſie der Wind gegen den Strom antrieb, zu meinen Füßen anſpielen und mir die Sohlen netzen. Da ich dergleichen nie geſehen habe, ſo riß mich der Anblick des unabſehbaren Elements zu tiefer Anbetung hin. Die Thränen ſtürzten aus meinen überwachten Augen, wie ſich der ungeheure Fluthenberg vor mir erhob. Was iſt der Menſch gegen eine nur dieſer zahlreichen Wellen, die eine Stadt mit ihren Hütten und ihren Bewohnern verſchlingen kann? Ein zweimaſtiges Schiff kam vom Winde daher getrieben; es hatte alle Segel eingezogen, des ſtarken Windes wegen und wäre gerade in der Gegend, wo ſchon ein geſtrandetes Schiff aus dem Waſſer hervorſah, auf den Strand gerathen, aber die Leute ankerten ſehr geſchickt und das Schiff ſtand. Es war ein ſchöner Anblick, wie das Schiff, von ſeinen Ankern gehalten, ſich mit den Wellen hob und niederließ, da es

gegen den Wind nicht in den Hafen konnte. Nun ließ ſich auf der entfernten See ein Danziger Schiff ſehen, das mit dieſem Winde gegen uns herkam und ehe man mit mäßiger Geſchwindigkeit 1000 zählen konnte, war es vor unſern Augen. Die Segel ſchwirrten in einem Nu auf den Ruf des Steuermannes herab, das Schiff lief in den Hafen und auf dem Flecke ſtand es, von ſeinen Ankern gehalten. In der Entfernung ließ ſich ein Boot mit 4 Perſonen ſehen; bald verſchwand es, bald tanzte es auf den Wellen. Als es näher kam waren 4 Knaben die Bewohner deſſelben, die ſich viel Mühe geben mußten, heran zu arbeiten. Der Aelteſte konnte 13, der Jüngſte 8 Jahr ſein, ſie jauchzten kindiſch und laut, als ſie einliefen. Unter den im Hafen liegenden Schiffen war ein amerikaniſches, Namens Maria, von Charleſton, auf welchem ſich mehrere ſchwarze Matroſen befanden. Auf unſere Bitte durften wir es beſteigen und inwendig beſehen. Der Schiffscapitain Clark, ein junger, wohlgeſtalteter Mann, kam dazu, gab uns die Hand und begrüßte uns freundlich. Er bewirthete uns mit Alicante-Wein und unterhielt ſich in gebrochenem Deutſch, das er recht verſtändlich ausſprach, mit uns. Wir hielten uns eine gute halbe Stunde mit ihm in der Cajüte, die eine ziemlich geräumige Stube vorſtellte, auf und ſchieden dann von ihm, indem wir

ihm eine glückliche Reise wünschten. Dann besahen wir das Rettungsboot, das ungefähr 25 Fuß lang und 9 Fuß breit ist und in einer Remise trocken stand. Dieses Boot, welches von 4 bis 5 Leisen regiert werden kann, ist auswendig ringsherum mit zwei Finger dickem Kork bekleidet, das Innere der Seiten und der Boden ebenfalls; es kann daher nicht untergehen und auch nicht umschlagen, wenn es auch ganz mit Wasser gefüllt ist. Das Leben und Weben auf solchem Schiffe ist den Augen, die an festen Boden gewöhnt sind, höchst sonderbar und Du würdest viel Angst ausstehen, wenn Du auf dem Verdecke das Getümmel der Kinder mit ansähest. Du kannst Dir vorstellen, daß der Grund, wo solche große Gefäße landen und beladen werden, sehr tief sein muß, wenn sie nicht Schaden nehmen oder auf den Sand gerathen sollen. Nur waren die Kinder in der beständigen Gefahr mir nichts dir nichts umher, daß einem das Herz im Leibe bebte. Ein dreijähriger Knabe, der mit andern Versteck spielte, verbarg sich außen auf dem Rande des Schiffes, glitt aus und fiel in's Wasser. Ein schwarzer Matrose sprang in's Boot und von da in's Wasser, fischte den Knaben auf und gab ihn in's Schiff zurück. Die Mutter kam ganz ruhig herbei mit einem Holze, schlug den Knaben, daß er schrie, und so entsprang er ihr wieder und spielte, naß wie ein Pudel,

mit den andern Kindern ſein voriges Spiel fort. Ich mußte lachen über mich ſelber, als die Geſchichte vorbei war; denn mein erſter Gedanke war: das muß ein Matroſe werden, denn zu etwas Anderem wird er ſchwerlich zu gebrauchen ſein. Die Mutter ging in's Schiff zurück und der Knabe brach während des Spielens noch immer verſchlucktes Waſſer aus. Wäre der ſehr ſtarke Wind nicht geweſen, ich hätte mich in die See fahren laſſen, deren Waſſer ſich ſichtbar von dem Waſſer des Haff abſcheidet, als wenn eine Wand dazwiſchen wäre. Das Waſſer des Haffs iſt ſüß, wie ordinaires Seewaſſer. Kaum vermiſchen ſich die Gewäſſer, wenn ein ſtarker Wind von Süden die See in's Haff treibt. Das größte Vergnügen ſtand mir beim Mittagsmahl in unſerm Gaſthofe bevor. Ich hatte am Tiſche die Stelle genommen, wo ich durch's offene Fenſter das Meer vor mir hatte; die hohe Mittagsſonne lag mit ihrer ganzen Gewalt auf der breiten Fläche, die mir wie ein unabſehbarer Diamantberg erſchien und ſtrahlte und blitzte, ſich hob und wogte, daß mir die Sinne vergingen. So ſaß ich drei Stunden verſunken, ja ertrunken in Betrachtung der Werke der Allmacht, die man ſo täglich gleichgültig anſieht und ſich höchſtens dabei denkt, daß es ſo ſein muß, weil es freilich nicht anders ſein kann. Uebrigens kann ich wohl ſagen, daß dieſer große Anblick mir keineswegs fremd

und ſchreckend geweſen iſt; ich fühlte mich vielmehr angezogen und wäre gern hinausgegangen in den Sturm, ihn genauer anzuſehen; das Herz ward mir weiter, mein Athem freier; ich vergaß in dieſen Stunden Alles, was ich auf feſtem Boden Liebes und Treues kenne und habe. Dieſes Beugen, Bewegen, Stürmen, Heben und Sinken, was ich als Künſtler von Jugend auf in mir herumtrage und freilich auf der matten, platten Erde ſich wunderlich genug an mir offenbaren mag, war mir durchaus nichts Neues; mein Herz fühlt mit Wonne den Takt und die Melodie des ganzen Naturlebens und ich habe hier zum erſten Male in meinem Leben die Probe auf das Exempel gefunden. Schon längſt weiß ich, daß das Unendliche unendlich iſt und weiter läßt ſich hier nichts ausrechnen, als Dank, Vertrauen, Anbetung und Liebe dem Weſen, das mich gemacht hat, wie ich bin und wie ich mich weiß.

Daß ich in dieſer Gemüthsſtimmung nicht zu lange verharrt bin, wirſt Du glauben, wenn ich Dir ſage: vom Tiſche ſezten wir uns in den Wagen, um nach Königsberg zurückzufahren und nun fing Herr P. an, ſeine Schmutzlieder zu ſingen, welche mich denn ſicher an das Ufer der gemeinen Welt zurückgeliefert haben. So ſind wir denn glücklich wieder hier angekommen, nachdem wir in 35 Stunden 14 Meilen zurückgelegt

haben, außerdem einige Meilen zu Fuße gegangen ſind, ſehr viel gegeſſen und getrunken, aber wenig geſchlafen haben. Bei dem Allen erfreue ich mich einer ganz unerſchütterten Geſundheit, obgleich Alles hier das Fieber hat oder bekömmt; auch Gern habe ich geſtern krank gefunden.

Man hatte mir Pillau als einen ſchlechten Ort beſchrieben. Es iſt ein helles, reinliches Städtchen, deſſen Vorzug gerade darin liegt, daß es faſt von allen Seiten die offene See oder das Haff im Auge hat. Die Häuſer ſind artig, oft maſſiv und zum Theil beſſer gebaut, als in Königsberg. Auch die kleine Feſtung iſt nicht zu verachten und würde ſich durch einen guten Commandanten gut vertheidigen laſſen.

1. September 1809 Morgens.

Heute reiſt der Großkanzler nach Berlin und wird am 10. dort eintreffen. Er hat mir angeboten, mit ihm zu reiſen und ich muß dieſe gute Gelegenheit übergehen laſſen, weil ich die Papiere von Berlin erſt abwarten muß. Heut geht ein großes dreimaſtiges Kauffahrtheiſchiff vom Stapel, welches ich mit anſehen werde. Geſtern Mittag habe ich mit dem Großkanzler zu guter Letzt beim Fürſten Radziwill geſpeiſt. Es ſollte großes Concert nach der Tafel ſein, aber die zu frühe und unglückliche Niederkunft der Prinzeß Wilhelm von einem

todten Prinzen hat es vereitelt. Des Miniſter Dohna Bedienter hat mich letzthin Herr Proviſor genannt, worüber der Miniſter ſehr lachte. Zu dieſem Spaß hat ein Briefcouvert Veranlaſſung gegeben. Du kannſt alſo dem Schreiber ſagen: ein Profeſſor ſchreibe ſich mit einem f. ein Vetter mit V.: nur Poſſin's Vetter ſchreibt ſich mit einem F. — Ich ſchließe dieſen Brief mit Wünſchen des Wohlſeins für Euch alle meine Lieben. Grüße meine alte liebe Mutter! Bald, bald bin ich wieder bei ihr. Letzthin habe ich dem Miniſter Dohna ihre Geſchichte erzählt; wie alt ſie iſt, wie gut ſie iſt, wie ſchön ſie ſich putzt, daß ich ſie noch heirathen wollte. Der Miniſter ſagte, er wolle mir die Dispenſation umſonſt ausfertigen, denn das müſſe ein wahres Juwel von einer Frau ſein!

10. September 1809 Abends.

Nun bin ich gänzlich fertig. Dieſen Abend habe ich zum letzten Male beim Kronprinzen geſpeiſt und morgen Mittag eſſe ich noch einmal beim Fürſten Radziwill. Auch die gute Königin hat vorgeſtern ihr kaltes Fieber wieder bekommen und dieſe Nacht hat man ſie von den Hufen nach der Stadt bringen müſſen, wahrſcheinlich, weil man fürchtete, daß ihre Entbindung erfolgen könnte. Morgen Vormittag werde ich ihr meine Abſchiedsviſite machen; vielleicht kann ich ſie zu ſprechen bekommen.

Ich bin hier überall mit ſo vieler Diſtinktion behandelt worden, daß ich zufrieden ſein kann. —

11. September.

Heute gehen die Abſchiedsviſiten an, deren ich eine gewaltige Menge zu machen habe. Die Königin habe ich nicht geſprochen; ſie lag noch im Bette, aber das Fieber iſt ausgeblieben. Sie hat mir eben durch die Gräfin Voß ſagen laſſen, daß ich Alle freundlich grüßen ſoll, die Ihr wohlwollen und ihnen verſichern, daß Sie Alles thue, um nach Berlin zu kommen.

12. September.

Je näher die Stunde rückt meiner Abreiſe, deſto leichter wird mir. Mir fing an ordentlich Angſt zu werden; doch konnte ich nicht eher weichen, bis ich hatte, was ich will. Morgen geht's Hopp! Hopp!

Danzig, 17. September 1809.

Seit vorgeſtern Abends 6 Uhr bin ich hier und habe mich geſtern und heut etwas umgeſehen. Die Stadt iſt, wie eine Handelsſtadt ſein kann und vielleicht ſein muß, konfus durcheinander gebaut, ſchmale, hohe Häuſer, enge Gaſſen, ſchlechtes Steinpflaſter, alte Kirchen und dergl. Doch ſcheinen mir mehr gute Gebäude hier zu ſein, als in Königsberg. Die Katharinenkirche iſt von den letzten Belagerern tüchtig zerſchoſſen, doch hat ſie ihrer trefflichen Mauern wegen wenig von außen

gelitten. Die hiesige Domkirche ist eines der schönsten Gebäude des Mittelalters, welches ich gesehen habe. Die Maurerarbeit daran ist unverwüstlich. Bomben und Granaten haben darin kleine Löcher gegraben, die sich ausnehmen, als ob die Vögel davon gepickt hätten. Sie ist wahrscheinlich eine der größten Kirchen in Europa; der ruhige, kraftvolle Styl und die fleißige Arbeit drücken gleichsam die Geduld, Beharrlichkeit und Sicherheit aus, womit man anderthalb Jahrhunderte an ihrer Vollendung gearbeitet hat. Die trefflichen Söhne haben das angefangene Werk trefflicher Väter vollendet und so steht ein Andenken jener Zeiten vor unserm Auge, das eben so würdig wäre, erhalten zu werden, wenn wir unserer Väter würdig wären. An den Kreuzgewölben der hohen Decke sieht man die Spuren verschiedener Belagerungen, womit Schweden, Russen, Franzosen die gute Stadt heimgesucht haben. Die Kugeln haben mörderisch eingeschlagen, aber kein Feind hat das herrliche Gebäude so verunzieren können, als es die Einwohner der Stadt gethan und die Oberbehörden zugelassen haben. Denn dieser Gottestempel ist so verbaut, verklecksi und verfinstert, von dicht umherstehenden schmalen, hohen, mißgeschaffenen Rauchnestern, daß man keine einzige Seite des Gebäudes in Augenschein nehmen kann. Etwa so, wie in Berlin die Nikolai- und die Marienkirche, wo an

manchen Stellen kaum ein Wagen neben der Kirche paſſiren kann.

In der Kirche findet man eine große prächtige und gegenüber eine kleinere Orgel. Der Hochaltar iſt aus dem 13. Jahrhundert, ziemlich erhalten und mit wunderſam krauſen Zierrathen von ſtarker Vergoldung ausgeſchmückt. Am Gitterwerk befindet ſich beſonders eine große Menge von künſtlicher Arbeit. — Man zeigt auch eine Bude, woraus der berüchtigte Mönch Tezel zu Luthers Zeit ſeine Ablaßzettel ſoll verkauft haben. Ein Muttergottesbild in natürlicher Größe mit dem Jeſuskinde, angemalt, iſt auch zu ſehen und deswegen merkwürdig, weil ein Töpfergeſell es in ſeinem Gefängniß ſoll angefertigt haben. Es iſt ganz von gebranntem Thon und nicht ſchlecht. Es ſind ferner zwei verſchiedene Glockenſpiele hier in der Stadt, welche manchmal zuſammen concertiren, wodurch eine ſo wunderliche Muſik herauskommt, daß einem der Angſtſchweiß ausbricht.

So weit dieſe Briefe, welche die inneren und äußeren Verhältniſſe Zelters auf's Schärfſte charakteriſiren. Wir ſehen ihn anerkannt als Muſiker, geehrt und geliebt als Menſch, im Vollgenuß ſeiner Manneskraft, mit offenem Sinn für alles Schöne und Erhabene. Dreiſt und ſcharf, aber nie lieblos im Urtheil und doch ſo natur-

wüchsig und kindlich von Gemüth. Weder hier noch später bemerken wir an ihm Spuren einer Eitelkeit oder Arroganz, wie sie wohl Künstler, die des Umgangs hoch und höchst gestellter Personen gewürdigt werden, sich aneignen. In wahrhaft antiker Reinheit und Schöne zeigt sich das Verhältniß des schon im reifsten Mannesalter stehenden Sohnes zur greisen Mutter.

Diese Kraft und Tiefe des Gefühls, diese Liebenswürdigkeit des Herzens, welche hinter manchen Schroffheiten des äußern Wesens und hinter der — wie es die Zeitgenossen mitunter nannten — Zelter'schen Grobheit so siegreich stets hervorleuchtete, daß selbst scharfe Worte nur vorübergehend verletzten, daß nie daran ein Freundschaftsverhältniß scheiterte, ist Zelter bis an sein Ende eigen geblieben und hat sein Andenken bei Allen, die ihm nahe standen, lebendig erhalten.

Seine Rückkehr nach Berlin fand am 23. September gegen Mitternacht statt und mit begeistertem Eifer trat er sein Führeramt der geliebten Akademie sofort wieder an. Zugleich begann aber für ihn eine neue amtliche Thätigkeit von so ungeheurem Umfange, daß man beim Studium der nachgelassenen Papiere sich fragt, wie ein Mann solchen Anforderungen habe genügen können. Denn außer seiner singakademischen Beschäftigung, außer einer angestrengten Lehrthätigkeit bearbeitete er das ganze Ressort

seiner Kunst, die Oper abgerechnet. Seine Stellung war etwa die eines musikalischen Censors und sämmtliche Prüfungen von Organisten, welche Anstellung suchten, Prüfungen von Gesuchen um Aufnahme in das Orgel-Institut und Begünstigungen des Musikstudiums durch Königliche Unterstützung, sämmtliche Orgelvisitationen, sowohl neuer als älterer Instrumente, alle Referate in Kunstsachen, die das Ministerium des Unterrichts bedurfte, namentlich in Beziehung auf akademischen Unterricht, gingen durch seine Hände. Hieran knüpfte sich die Nothwendigkeit einer Menge von schriftlichen Arbeiten.

Mehrere Tausende solcher Schriftstücke finden sich in dem Nachlasse. Den wichtigsten Briefen ist Antwort im Concepte beigefügt und es giebt keinen Theil seiner Kunst, den Zelter nicht überdacht und bearbeitet hat. Aufsätze über Melodie, Rythmus, einzelne theoretische Streitpunkte oder Feinheiten, Orchester, Singstimme (eine fast vollendete Singschule), kritische Aufsätze über bedeutende Musiker aller Zeiten und ihre Werke sind vorhanden, zum Theil von so hohem Werthe, daß es zu den Wünschen und Hoffnungen des Herausgebers dieser Biographie gehört, das Wichtigste unter diesen Arbeiten später durch den Druck zu verbreiten.

Solche Thätigkeit Zelters bei dem Einflusse, welchen er als musikalischer Rath auf seine vorgesetzte Behörde

ausübte, bei dem Vertrauen, welches sein ehrenhafter Charakter ihm erworben, gab der musikalischen Kunst im Preußischen Staate eine Stellung, die sie vorher nicht besessen. Der Staat übernahm es nunmehr, etwas für die Ausbildung der Musiker zu thun durch Unterricht, Stipendien und andere Vergünstigungen, welche schon längst der Malerei und Plastik zu Theil geworden waren. Bedenkt man, in welcher trüben politischen und finanziellen Lage damals das Vaterland sich befand, wie Zelter selbst fortwährend von Sorgen für seine Existenz belagert war, so muß man die Energie des Mannes bewundern, der solchen Verhältnissen so wichtige Begünstigungen seiner Kunst abrang, dieselben zu erhalten und zu erweitern wußte. —

Er wurde der Mittelpunkt geistlicher und weltlicher Musik, letztere durch den Männergesang repräsentirt, dessen erster und heut noch unübertroffener Componist er war. Nach Begründung der Universität wußte er auch die studirende Jugend für die Kunst zu gewinnen, und hat auch da als Lehrer des Gesanges mit besonderer Freude und großem Erfolge bis zu seinem Ende gewirkt. — Für den Erfolg seiner Lehrmethode sprechen eine große Zahl mehr oder minder berühmt gewordene Schüler, von denen wir den einzigen und geliebtesten Felix Mendelssohn erwähnen wollten.

So ſehen wir alſo Zelter in einem Wirkungskreiſe, wie er wohl nie einem Muſiker zu Theil geworden, als Componiſt, Lehrer, muſikaliſcher Dirigent, Kritiker, Schriftſteller und Miniſterial-Referent.

Die Jahre 1810 und 1811 gingen ohne wichtige Ereigniſſe in angeſtrengteſter Thätigkeit, aber nicht ohne Genuß für Zelter vorüber. Von größeren Compoſitionen aus dieſer Zeit iſt Johanna Sebus zu erwähnen, daneben entſtanden mehrere Männerquartette, unter andern das bekannte „ergo bibamus.“

Im Sommer 1810 führte eine durch gichtiſche Beſchwerden aufgedrungene Badereiſe ihn mit dem Freunde Göthe in Teplitz zuſammen und 1811 ſandte ihn die Behörde nach Schleſien, um, wie er ſich ausdrückte, alte muſikaliſche Schätze aus dem Staube zu graben. Indeſſen war denn auch durch die Gnade des Königs ſein Gehalt als akademiſcher Profeſſor derart erhöht worden, daß er den drückendſten Sorgen enthoben, mit leichtem Herzen und friſcher Arbeitsluſt der Zukunft entgegen ſehen konnte, die ihm leider eine neue ſchwere Prüfung bringen ſollte.

Im November 1812 erſchoß ſich ſein Stiefſohn, dem zu Liebe er noch ſein früheres Geſchäftswesen beibehalten hatte, wovon der Sohn als Geſchäftsführer den halben Nutzen gewann. Kurz zuvor hatte er ſeine Aufgaben zum Meiſterſtücke erhalten und würde, nachdem er beſtanden,

sofort des Vaters ganzes Geschäft haben übernehmen können. Dieser Schlag erschütterte Zelter bis in's tiefste Herz. Da, wie ein Lichtstrahl das Dunkel durchbricht, durchblitzte die Nacht der Trübsal, welche den trefflichen Mann umhüllte, das tröstende Wort zärtlichster Freundesliebe, das brüderliche Du des großen, unendlich verehrten Göthe. „So hat," schreibt Zelter, „mein tiefes Leid, das mich so unselig von aller Welt abbog, mir Ihr Vertrauen verdoppelt, indem Sie mir ein Bruderherz offen zeigen; so habe ich gewonnen, indem ich verlor und den Verlust kaum zu überwinden glaubte; so regt sich das Leben gewaltsam menschlich in mir wieder auf und ich will's gern gestehen: ich habe mich wieder gefreut."

Von da an bis an das fast gleichzeitige Lebensende beider Männer spinnt sich ein Briefwechsel fort, der an Lebendigkeit und geistvollem Gehalte seines Gleichen in der deutschen Literatur sucht.

Mit dem Beginn des Jahres 1813 erhob sich das deutsche Volk von langer Schmach und Bedrückung zum siegreichen Freiheitskampfe. Die erste Spur des Krieges, der Ueberfall Berlins durch einen Kosacken-Pulk am 21. Februar, erzeugte natürlich eine so ängstliche Aufregung, genährt durch die energischen Defensiv-Maaßregeln der Franzosen, daß eine kurze Zeit die akademischen Singübungen ausgesetzt werden mußten. Der Abzug der

franzöſichen Beſatzung und das Einrücken der Ruſſen beruhigte die Gemüther wieder und eine von Zelter am 20. April veranſtaltete Aufführung ſeiner Auferſtehungsmuſik in der Garniſonkirche zum Beſten der Freiwilligen, denen ſich auch ſein älteſter Sohn angeſchloſſen hatte, gab den bedeutenden Ertrag von 600 Thalern.

In ſeiner äußerlich geſicherten Stellung konnte er mit den reinen Gefühlen eines Patrioten die großartigen Ereigniſſe der Jahre 1813, 1814 und 1815 an ſich vorübergehen ſehen. Seine perſönliche Betheiligung daran ſollte zwar eine traurige ſein; denn ſein hoffnungsvoller jüngſter Sohn, der 16 Jahr alt in das Regiment Brandenburger Huſaren eingetreten und den ganzen Feldzug unverletzt mitgemacht hatte, erlag am 17. Februar 1816 einem Nervenfieber in St. Michel sur Aisne.

Wir ſtehen jetzt an einem Abſchnitte in Zelters Leben, der einer beſonderen Beleuchtung bedarf, da er ſich bis an das Ende ſeiner Tage ausdehnt. Wir haben Zelter kennen gelernt von der frühen Jugend bis in's Mannesalter hinein in einem ſteten Kampfe gegen äußere Verhältniſſe, die ihn in der Ausübung ſeines Talents beſchränken, oder ihm materielle Sorgen auferlegen, welche ſelbſt eine kräftige Organiſation untergraben können. Theure Perſonen ſterben ihm dahin; das tief gedemüthigte Vaterland verſetzt ihn in Trauer; über alle dieſe Schickſals-

ſchläge hilft ihm eine Thätigkeit hinweg, deren Endziel iſt: ſeiner Kunſt eine feſte Stätte zu bereiten. Sein Streben iſt ein doppeltes:

1) einen Höhepunkt als Künſtler zu erreichen, der ihn berechtigt, als Autorität in der Kunſt und für dieſelbe zu wirken;
2) Streben nach Centraliſation ſeiner Kunſt.

Natürlich läßt ſich der Zeitpunkt nicht genau beſtimmen, wo Zelter als Muſiker denjenigen Grad der Vollendung erreicht hat, der der Kritik als Maaßſtab ſeiner Leiſtungsfähigkeit dienen kann. Annähernd indeſſen können wir die 12 erſten Jahre dieſes Jahrhunderts als Blüthezeit bezeichnen. Unleugbar hat ſeine Stellung als Dirigent des ausgezeichnetſten Geſangsinſtituts der Welt, ſein Verhältniß zur Liedertafel ihm ſchon eine große künſtleriſche Bedeutung gegeben. Aber ohne die ſchöpferiſche muſikaliſche Kraft und die tiefe Wiſſenſchaft konnte er ſich nicht auf der Höhe erhalten, wo er weithin geſehen und von nicht geringen Leuten umgeben und beurtheilt, als Vertreter norddeutſcher Kunſt daſtand. In Männergeſang und Lied war er theils als Schöpfer, theils als Reformator aufgetreten. Weniger umfangreich war ſein Schaffen in geiſtlicher Muſik, dagegen verbreitete er Kenntniß und Verehrung der klaſſiſchen Meiſter dieſes Styls durch Lehre und Produktion. Seine Begeiſterung

machte die Werke des großen Sebastian und der andern Bach's, Händel's, Mozart's, Haydn's u. a. zu Gemeingut des edelsten und gebildetsten Theils der Nation. —

Die Originalität und das Imposante seines Wesens wirkte überall nach Außen hin anregend, überzeugend und seine ungeheure Thätigkeit in Schrift und Rede zwang gewissermaßen die Behörde, seine Vorschläge und stetig erneuerten Gesuche in Berathung zu nehmen.

So kam es denn, daß er inmitten einer so unruhigen Zeit das andere Ziel seines Strebens erreichen konnte: die Centralisation der musikalischen Kunst. Es wimmelte vordem im Preußischen Staate von Organisten und Cantoren, denen jede Befähigung zum Amte abging. Neue Anstellungen waren eher von allem Andern abhängig, als von einer Prüfung des musikalischen Wissens und Könnens. Für das Studium der Musik hatte der Staat gar nichts gethan, diese Kunst überhaupt so stiefmütterlich als möglich behandelt.

Zelters akademische Professur, von der Einverleibung der Musik unter die akademischen Künste begleitet, hart und mühsam erstritten, gab der Sache eine neue Wendung. Von nun an wurde das Studium der Musik ein geregeltes, ein vom Staate unterstütztes; Prüfungen der Befähigung gingen den Anstellungen voran und so entstand die Schule vortrefflicher Künstler und Organisten,

wie wir sie fortan im preußischen Staate besessen haben und noch besitzen.

Daß hiermit für Zelter auch eine Stellung begründet war, die ihn unabhängig und sorgenfrei machte, lag in der Natur der Sache und wer nur einen geringen Einblick in seine Natur und sein Wesen gethan, wird leicht begreifen, daß dieser persönliche Vortheil von der neuen Institution für einen Mann, der die trübsten Zeiten mit unerschöpflichem Gottvertrauen und ungeschwächter Kraft und Begeisterung für seine Kunst überdauert hatte, nur von sekundärer Bedeutung sein konnte, wiewohl er als Vater und Ernährer einer zahlreichen Familie gegen die Vorzüge eines fixirten Gehalts nicht gleichgültig bleiben durfte. So ist es nun erklärlich, daß Zelter, nachdem er die ersten organisatorischen Bemühungen, welche sein neues Amt und ein beständiger Verkehr mit der Oberbehörde herbeiführten, hinter sich hatte, nachdem er seine Kämpfe nach Außen hin durchgekämpft, ein Sehnen nach Ruhe, eine Neigung, den Blick nach Innen zu wenden und sich den Wogen des äußern Lebens abzukehren empfand. — In diesem Zustande des in sich Zurückgehens, der beschaulichen Ruhe, geweckt durch die immer lebendiger werdenden Beziehungen zu Göthe und andern ausgezeichneten Männern, überkam ihn dann lebhaft das Bedürfniß, in seiner all-

gemeinen Bildung fortzuschreiten, wozu ihm bisher im Drange eines bewegten Lebens die Zeit gefehlt hatte.

Dieses stetige an sich Arbeiten, dieses Streben nach Erweiterung seines Wissens außerhalb der Kunst, nach Schärfung des Urtheils und Verfeinerung des Ausdrucks charakterisiren die letzten 20 Lebensjahre Zelters.

Aus dem Manne der Thätigkeit wurde ein Denker. Was er früher gewissermaßen instinktiv, von einer angeborenen Klarheit des Geistes und Schärfe des Verstandes begünstigt, erfaßt und begriffen, das wollte er nun durch einen Akt logischer Schlußfolgerungen gewinnen und hierzu half ihm nicht nur das tiefe Studium der Werke seines göttlichen Freundes, sondern auch der intime Verkehr mit den großen Denkern und Gelehrten, welche die aufblühende Universität in Berlin versammelte.

Es sei erlaubt, hier aus einem Briefe an Göthe von 1816 Folgendes anzuführen:

„In Deinen Ansichten, wie in allen Deinen Schriften ist mir das Zufällige stets hauptsächlich, ich mag's anfangen, wie ich will. Deine Gedanken über eine Scharteke oder was sonst Jedem vor Augen liegt, geben mir Gedanken und die will ich haben; und selbst, wo ich Dich schwer oder gar nicht verstehe, komme ich zu meinen Gedanken, die mir am Ende so lieb sein müssen, wie Jedem die Seinigen."

Aus solcher bewegten Ruhe entspann sich eine kritische Thätigkeit, die sich von dem speciellen Kunstgebiete auf das ganze erstreckte, die sich sowohl den bildenden Künsten, als dem Theater insbesondere zuwandte.

Man kann die Briefe an Göthe von 1815 an als eine fortlaufende Reihe von Recensionen ansehen, die eine Geschichte des Berliner Kunstwesens bilden. Ergänzt werden dieselben durch einen ungedruckten, noch viel umfangreicheren Briefwechsel mit bedeutenden Männern aller Fächer.

Aus diesem Material wären viele Goldkörner zu ziehen, aber der Biograph muß auf die Ausbeute verzichten, obwohl ihn die Art des Stoffes zum Ende drängt.

Denn der Thatsachen und Ereignisse sind nur noch einzelne zu berichten. Zelters Leben ist nun ein fertiges, ein nach Außen wenig reflektirendes. Er ist nahe den Sechszigen, sein Lebenszweck ist erreicht und über den erworbenen Standpunkt kann er nicht mehr hinaus. Sein Wirken gehört nun fast ausschließlich der Singakademie an.

Beide Geschichten, die des Zelter'schen Lebens und die der Singakademie, laufen von hier an concentrisch. Nur von Reisen wird jährlich der ruhige Gang einer geregelten Amtsthätigkeit unterbrochen und der Zweck

dieſer Reiſen iſt gewöhnlich Inſpection muſikaliſcher Anſtalten, Prüfung ihrer Bedürfniſſe zur Hebung des Cultus der Kunſt, Orgelviſitationen und dergl. —

Um auch in dieſem Zweige ſeiner Berufs-Functionen Zelter kennen zu lernen, um einen Einblick in ſein Wirken nach dieſer Richtung zu gewähren, ſoll ſpäter die Beſchreibung einer ſolchen Reiſe mitgetheilt werden.

Als der Befreiungskrieg geendigt war, wandte ſich auf dem Wege einer natürlichen Reaktion der Sinn des deutſchen Publikums mit erneuerter Luſt der Kunſt zu. Dem Range, den als Kunſt-Inſtitut die Singakademie einnahm, entſprechend, mußte ſie Vorbild aller neu zu begründenden Vereine werden und ſchon im Jahre 1815 gingen oftmals Anforderungen an Zelter ein, unter günſtigſten Bedingungen Schüler zur Stiftung und Einrichtung von Singvereinen nach Außen zu ſenden. Faſt noch allgemeiner entwickelte ſich in Deutſchland die Luſt zur Begründung von Männergeſangs-Vereinen. Dieſe Liedertafeln wurden die Träger norddeutſcher Kunſt im Süden des Vaterlandes. Durch ſie wurde am Rhein und Main Zelter bekannt und beliebt.

Im Entwickelungsgange fortſchreitend verwandelte ſich die früher erwähnte von Zelter geſtiftete Ripien-Schule in ein ſtehendes, allwöchentliches Concert, in dem vor auserwählten Zuhörern die trefflichſten Kunſtwerke der

klaſſiſchen Altmeiſter, vokale und inſtrumentale und die Compoſitionen der beſten Schüler Zelters in höchſter Meiſterſchaft aufgeführt wurden. In dieſen Concerten ließen ſich Fanny und Felix Mendelsſohn zuerſt hören, wurden alle Jugendwerke des Letzteren zuerſt publicirt. Seine ganze, edelſte künſtleriſche Richtung findet in dieſer geiſtigen Nahrung, die ſeiner Jugend geboten und von ſeiner genialen Natur verarbeitet wurde, ihre Erklärung.

So ſchwer es dem Verfaſſer wird, auf eine Recapitulation der bereits im Göthe-Zelter'ſchen Briefwechſel abgedruckten Beſchreibungen der Wiener und der Pommerſchen Reiſe zu verzichten, gehen wir zum Jahre 1821 über, in welchem eine neue Aera der Singakademie beginnt.

Bisher hatte die Singakademie nie einen feſten Wohnſitz gehabt; bald in privaten, bald in öffentlichen Räumen ſich verſammelnd, hatte ſie alle Uebelſtände eines Nomadenlebens durchkämpfen müſſen. — Die anſehnliche Zahl der Mitglieder, die Fähigkeit der Meiſten, einen ſicheren Jahresbeitrag zu zahlen, und die Bereitwilligkeit, Aktionaire einer Bauunternehmung zur Begründung eines eigenen Hauſes zu werden, veranlaßte die erſten Schritte zur Ausführung eines ſolchen Planes. Ein vom Geh. Ober-Baurath Schinkel gezeichneter Ent-

wurf zu einem Akademie-Gebäude wurde an höchster Stelle vorgelegt und durch Königliche Gnade der Platz zwiſchen dem Kupfergraben und dem Finanzminiſterium der Geſellſchaft durch ein Cabinets-Schreiben vom 29. April bewilligt. Nachdem noch ſo manche Schwierigkeiten beſiegt waren, wurde am 30. Juni 1825 der Grundſtein des neuen Gebäudes gelegt, deſſen Baumeiſter Ottmer hier rühmlichſt erwähnt zu werden verdient.

Seine Zeichnung war der Schinkel'ſchen vorgezogen und in der Conferenz des Ausſchuſſes der Singakademie am 28. Juni 1824 zur Ausführung beſtimmt worden.

Die gehobene Stimmung, welche der feierliche Akt und das Hochgefühl des redlich verdienten und ſicher erworbenen Beſitzes in der Geſellſchaft erzeugte, veranlaßte ſie, demjenigen Manne, welchem ſie ſeit 25 Jahren Fortbeſtehen, Wachsthum und Ruhm verdankte, ihre Liebe und Anhänglichkeit durch ein Feſt zu beweiſen, das am 4. Auguſt ſtattfand. Zwei Tage vorher hielt Zelter in der Singakademie folgende Anrede an die Mitglieder:

„Der heutige Tag iſt eine abermalige Veranlaſſung, einer Zeit zu gedenken, die immermehr unſern Antheil in Anſpruch nimmt, je weiter ſie ſich entfernt. Eben ſind es 25 Jahre, ſeitdem wir unſern Stifter Faſch vermiſſen. Hat ſo Manchem von uns das edle Antlitz dieſes Weiſen nicht mehr geleuchtet, ſo hat uns Faſch

in seinen Werken ein Andenken hinterlassen, dessen wir uns unablässig zu erfreuen und zu rühmen gehabt haben. Und so trete an die Stelle der Trauer um seine vermißte Gegenwart, das Gefühl des Trostes, daß er in seinem geliebten, schönen Kreise lebt und durch die herrlichsten Kunstwerke nun schon 25 Jahre nach — und fortlebt. Hat sich in der Zeit eine neue Kunstwelt aufgethan, in der das gilt, was sie selbst hervorbringt; ja, erfreuen auch wir, als Mitlebende, uns des Guten, das sie giebt — so reihen wir getrost ihr auch unsern verehrten Abgeschiedenen an, als ob er noch unter uns wandelte. Denn noch heut sind seine Werke wahr, heiter, zeit-, natur- und kunstgemäß, des sind Alle Zeugen! Ja wir dürfen sie wohl gegen das Beste stellen, das in seiner Zeit entstanden ist und so werden sie bleiben und nicht untergehen! Und so werden auch wir bleiben, wie wir an unserer Wurzel festhalten, darauf fortbauen und zunehmen an Vermögen und Erkenntniß des Rechten. Wer wäre seinen Vätern nicht ein dankbares Andenken schuldig? und wer wollte nicht errathen, woher der Segen und die allgemeine Wirkung hindurch die Stürme der Zeit, deren wir uns wenn auch nur im Stillen erfreuen? In dieser Stille lasset uns fortgehen; seid wach und munter zum Wollen und Vollbringen dessen, was er gewollt. Sein Wille aber lebt in seinen Werken, die

wir kennen und verſtehen und ſo werden wir ſein Andenken auf's Würdigſte feiern."

„Der nämliche Tag aber, der unſern unſterblichen Meiſter von uns nahm, hat der Welt unſern Königlichen Herrn Friedrich Wilhelm III. gegeben. Diesmal haben wir ihm für ſeine Gnade beſonders zu danken, indem die Sing-Akademie durch ſeine Huld zu einem Eigenthum gelangt, das ihr ſo lange fehlte. Auch der König weiß alſo, daß wir leben und auch Er will, daß wir mit Ihm fortleben ſollen; ſo beſchließen wir dieſen feierlichen Tag des Dankes mit dem Ausruf: Es lebe der König! Es lebe die Sing-Akademie!"

Hierauf folgte ein Geſang und dieſem eine vom Conſiſtorialrath Dr. Ritſchl gehaltene Rede, worin er Zelter die Anerkennung ſeiner treuen Dienſte und den Dank für dieſelben Namens der Geſellſchaft ausſprach.

Hieran ſchloß ſich am 4. Auguſt das bereits erwähnte, zu Ehren Zelters von den Mitgliedern der Sing-Akademie veranſtaltete Feſt.

Am 25. November ward das neue Gebäude gerichtet und am 11. December, Zelters Geburtstage, fand der auf dieſen Tag verlegte Richtſchmaus ſtatt, verherrlicht durch treffliche Gelegenheits-Gedichte und neue Compoſitionen.

Nachdem das Gebäude vollendet war, bezog Zelter

den untern Stock desselben und bewohnte ihn bis an das Ende seiner Tage. Die erste akademische Versammlung fand am 2. Januar 1827 statt und die Einweihung des Saales am 8. April, worauf die Reihe öffentlicher Aufführungen, wie sie seitdem in jedem Winter von der Sing-Akademie veranstaltet werden sind, mit dem Graunschen Tod Jesu am Charfreitag, den 13. April ihren Anfang nahm.

Wir wollen jetzt eine der Zelter'schen Inspektionsreisen nach seinem darüber geführten Tagebuche schildern, um ihn auch in diesem Zweige seiner Berufsthätigkeit kennen zu lernen.

„Am Donnerstag, den 14. Mai 1822, Abends 9 ¼ Uhr von hier abgefahren, in Frankfurt an der Oder am 15. früh um 7 Uhr angelangt. Zu Herrn Professor und Oberprediger Spieker, der das Innere der sehr verfallenen Oberkirche zeigte, welche einige sehr gute Gemälde besitzt, unter andern Luthers Bildniß von Lucas Kranach, das in der Kanzel hängt, aber ganz verderbt ist. Die Orgel von etwa 60 Registern, 4 Blasebälgen, 3 Klavieren und Pedal, ist gänzlich zerfallen.

Am 16. Abends in den Logengarten zur Liedertafel, an welcher eine Anzahl meiner Lieder recht hübsch gesungen wurden.

Organist der Ober- und Unter-Kirche Leichsenring;

guter, egaler Geſang des Chorals in beiden Kirchen, Singknaben auf dem Orgel-Chor recht gut.

17. Die geſtrige Liedertafel hatte Herr Dr. Peterſen in Eile zuſammengebracht und ſie war nicht komplett, wie er es nannte; doch gingen die ſchwerſten meiner Lieder zur Verwunderung gut.

Gegen Abend in die Sing-Akademie, woſelbſt mehrere Chöre aus Judas Maccabäus nicht uneben geſungen wurden.

18. Früh von Frankfurt nach Kloſter Neuzelle. Herr Hientzſch ließ mich die verſchiedenen Klaſſen während des Unterrichts beſuchen. Die Seminariſten ſpeiſten Mittags an zehn verſchiedenen Tiſchen. Gegen Abend ward im Chor geſungen. Dann beim Direktor mit ſämmtlichen Oberlehrern zuſammen, die mit Hientzſch in gutem Vernehmen leben.

19. Eine Kirchenmuſik von Berner durch die Seminariſten geſungen, welche Herr Zſchieſche mit der Violine anführte. In der katholiſchen Kirche eine Meſſe von Vogler gehört, die weniger gut ausgeführt wurde, als die obengenannte Muſik der Seminariſten.

Nach Tiſche Concert der Seminariſten im Garten und eine Symphonie mit Hörnern, Klarinetten und einer Flöte; einige Chöre mit Inſtrumenten und endlich eine Anzahl Nägeli'ſcher Lieder aus deſſen Chorſchule.

Hierbei ward besonders der unermüdliche gute Wille sämmtlicher Seminaristen bemerkt, die an Thätigkeit gewöhnt zu sein scheinen. — Auch sieht man gern, wie die Lehrer in einem Sinne verfahren. Das sittliche Betragen der Seminaristen in den Lehrstunden, bei Tische, in den Erholungsstunden und in den Uebergängen zu den verschiedenen Lehrgegenständen bei freier Beweglichkeit und Munterkeit könnte wohl Lob verdienen.

20. Nach Strampitz. Das Inwendige der Kirche, die aus zerfallenem Fachwerk besteht, gesehen. — Die Orgel hat 24 Registerzüge, 2 Klaviere und ein Pedal mit 16füßiger Posaune. Sie ist in sich nicht schlecht, aber so zerfallen, wie die Kirche selbst.

23. In Görlitz angekommen.

Mittags in die Kirche mit Herrn Schneider, der sich auf seiner schönen Orgel, von Casparini im Jahre 1703 erbaut, vortheilhaft mit Choralveränderungen und einer Fuge hören ließ. Das Werk hat 55 klingende Stimmen, 3 Manuale und Pedal und ist mit großer Sorgfalt erbaut.

Abends in den Singverein, der (von Schneider gestiftet und angeführt) heut aus 12 Sopranen, 4 Alten, 3 Tenören und 4 Bässen bestand und zu meiner Verwunderung das Requiem von Michael Haydn und eine Messe aus C-dur von Johann Haydn recht treift, ja

Einiges ſchön ſang. Beſonders Herr Schneider ſang das „homo factus est“ höchſt erbaulich, rein und ſängermäßig.

25. In Herrnhut angelangt. (Der Aufenthalt daſelbſt, wie die fernere Reiſe über Dresden kann übergangen werden, da ſie mit den Berufsgeſchäften nicht im Zuſammenhange ſteht.)

3. Juni Mittags in Pretzſch angekommen.

4. Morgens 7 Uhr den Singunterricht in der Schule vernommen.

Des Cantor Krauſe Unterricht iſt nicht ungeſchickt. Mehrere unter den Kindern trafen die Intervalle nach den vorgeſchriebenen Noten recht gut.

Von hier in die Kirche, wo ſich der Sing-Chor in pleno hören ließ. Tenor- und Baßſtimmen werden von Einwohnern der Stadt, z. E. dem Herrn Kämmerer und dem Herrn Doctor geſungen und man weiß ſich zu helfen. Man ſieht, daß etwas geſchieht, ſei es wie es ſei, und daß es die Gemeine liebt und daran hängt. Der Cantor Krauſe hat eine leidliche Stimme; was er kann, thut er eben nicht ungeſchickt; aber es müßte ein Klavier in der Schule ſein, weil er mit dem, was man die Wiſſenſchaft der Intonation nennt, nicht ſicher und vertraut iſt. —

Die Orgel iſt in verfallenem Zuſtande. Der Rektor,

der sie von Amtswegen zu bedienen hätte, kann nicht spielen; daher muß der Cantor, dessen Amt es nicht ist, sie aus Gefälligkeit nach Vermögen bedienen, das nicht hinreicht.

Das Werk ist von dem Freiberger Silbermann erbaut und in seiner Anlage ein sehr gutes Werk. Es wäre daher zu bedauern, wenn es noch mehr zerfallen sollte. Das Pedal verlangt eine neue Klaviatur und die Instandsetzung des Ganzen könnte wohl 200 Thaler kosten. Da die Stadt nur 1200 Köpfe stark ist, so würde diese Summe schwer aufzubringen sein; indessen schlage unmaßgeblich vor, ob nicht der Oberprediger aufzufordern sein würde, von der Kanzel die Gemeine zu einem monatlichen Beitrag zur Orgelreparatur zu veranlassen.

Die Hauptsache nach der Reparatur wäre die Anstellung eines ordentlichen Organisten von Neuzelle.

5. Juni Wittenberg.

Cantor Rothschindler klagte, daß sein Sänger-Chor schon seit 4 Wochen paralysirt sei und nicht umgehen könne, weil er nur einen 16jährigen Bassisten und gar keinen Tenoristen habe. Seine Orgel in der Pfarrkirche sei so verstimmt, daß er sie kaum noch spielen könne, ohne die Gemeine zu stören. Er habe dies dem Superintendenten angezeigt; es sei aber kein Geld vorhanden

und das Werk müsse, wenn es nicht im Stande gehalten würde, in Vernichtung übergehen.

In Absicht des Sing-Chors sind hier, wie überall, die Meinungen der Behörden getheilt, indem es an einer festen Bestimmung fehlt, um den Sing-Chor zu organisiren.

Das Natürlichste scheint darin zu bestehen, daß solche, welche ohne Mittel durch Stipendien und andere Wohlthaten Studien treiben, insofern sie Stimme und musikalisches Talent haben und sich zu Kirchendienern vorbereiten wollen, die Verpflichtung hätten, nicht blos jedem Gottesdienste in der Kirche beizuwohnen, sondern auch die Umgänge in der Stadt, von deren Einwohnern sie verpflegt werden, zu bedienen, zumal diese Umgänge, wo sie von alten Zeiten her eingeführt sind und von den Bürgern nicht entbehrt sein wollen, der Oberaufsicht der Geistlichen, Cantoren und Organisten unterstellt sind.

Die Kenntniß dieser zur Erbauung der Gemeine dienenden Einrichtungen würde den künftigen Geistlichen, welche die Oberaufsicht darüber erhalten, sehr zu Statten kommen. —

Ein vollkommener Prediger muß singen können, weil es zum Amte gehört. Stundenlanges Reden, sowie Zuhören macht beide Theile matt und die Erfahrung hat längst gelehrt, daß auch selbst der Kanzelvers aus diesem

Grunde als eine vollkommen conſequente Abwechſelung zu einer durchdachten Kirchenordnung gehört.

Die Pfarrkirche. Die Orgel iſt vor etwa 15 Jahren vom Orgelbauer Zöllner erbaut und ein recht gutes Werk. Die 4 Blaſebälge ſind vortrefflich, müßten aber rein gehalten werden; der Staub lag dick darauf. —

Das Werk hat 2 Klaviere, Pedal und 26 klingende Stimmen, wovon 9 nicht brauchbar ſind, weil ſie heulen.

7. Juni, Magdeburg.

In die Domkirche, wo ich Muſikdirektor Wachsmann in der Uebung mit ſeinem Chore beſchäftigt fand. Der Chor iſt ſtark genug und die Stücke ließen ſich anhören. Erſt nach der Uebung ließ ich mich erblicken. Die Orgel im Dom iſt ein großes ſchönes Werk, aber verfallen.

Zur Liturgie hatte mich der Oberſt des 26. Infanterie-Regiments eingeladen. Die Soldaten machten ihre Sache ganz artig, nur iſt's noch kein Ganzes, weil der rechte Mann dazu fehlt."

Obiger Bericht iſt aus vielen ähnlichen herausgegriffen worden, weil er keine Perſönlichkeiten enthält; denn es war Zelter ſo tiefer Ernſt mit einer Verbeſſerung der muſikaliſchen Zuſtände in Preußen, daß er, namentlich wo er Unordnung und Faulheit fand, ſein „quos ego" mit olympiſchem Zorn erklingen ließ.

Ein erfreuliches Zeichen ſeiner wirkſamen Amtsführung

ist es, daß diese Berichte von Jahr zu Jahr günstiger lauteten und der Ton eines Referats von 1816 zu dem eines von 1822 sich etwa wie eine Posaune zu einer Flöte verhält.

Daß bei einer solchen Reinigung des musikalischen Augiasstalles nicht immer glimpflich verfahren werden konnte, liegt auf der Hand; doch fehlen nicht die Beweise, daß Zelter für Personen, deren Entfernung vom Amte er wegen gänzlicher Unfähigkeit zu beantragen genöthigt war, sich so eifrig verwandte, daß sie in anderer Weise ihr Brod fanden. Unerbittlich war er nur gegen bösen Willen, Liederlichkeit und Trägheit.

Wir haben bereits der unter Festlichkeiten erfolgten Beziehung des neuen Gebäudes durch die Sing-Akademie Erwähnung gethan und sind somit zum Jahre 1827 gelangt. Die große Zahl der Mitglieder und die Schwierigkeit, weniger geübte Personen einem so trefflichen Chore ohne Gefahr für die Gesammtwirkung einzuverleiben, die Schwierigkeit, sich zur Mitgliedschaft neu Meldende abzuweisen, was auch finanziell unvortheilhaft gewesen wäre, hatte schon früher die Idee hervorgerufen, eine Theilung der Akademie in der Weise zu veranstalten, daß die weniger Geübten und die neu Eintretenden sich an einem andern, als dem gewöhnlichen Versammlungstage zu einem

Chore vereinigten, deſſen Leitung der Vice-Direktor übernähme.

Dieſe Idee wurde 1827 durch Begründung der ſogenannten Mittwochsakademie ausgeführt und zeigte ſich ſogleich auffallend ſegensreich, indem die Geſammtzahl der Mitglieder in dieſem einen Jahre von 374 auf 436 ſtieg.

Am 11. December, Zelters Geburtstage, wurde ihm eine neue Ehrenbezeugung zu Theil. Er ſelbſt ſchreibt darüber: „Der gütige Verſtand der Singakademie hatte die Büſte des Direktors in Marmor zum erſten Male im großen Saale der Singakademie aufgeſtellt; dazu ſangen die Mitglieder unter ſich die 1. Nummer des 119. Pſalms mit Geiſt und Anmuth zu meiner großen Freude. Vernehme Zuhörer waren zufällig gegenwärtig: Des Kronprinzen Königliche Hoheit, nebſt Frau Gemahlin u. a. hohe Mitglieder des Königlichen Hauſes. Nach der Akademie ward mir ein feſtlich frohes Mahl unter alten geprüften Freunden zu Theil. Mein guter Genius wolle mich an's Ende würdig erhalten ſo vieler Theilnahme und Freundſchaft."

Eine ähnliche Feier, zu welcher der Freund Göthe den Text, Rungenhagen die Muſik geliefert hatte, verherrlichte Zelters ſiebenzigſten Geburtstag im nächſten Jahre.

Noch vier Lebensjahre waren dem nur ſelten von körperlichen Beſchwerden ernſter Art heimgeſuchten, geiſtig friſchen und lebendigen, durch tüchtige, von ihm ſelbſt herangebildete Kräfte, in ſeinem Amt unterſtützten Manne beſchieden. Es waren Jahre eines behaglichen Ausruhens von einem mühevollen Leben, Jahre des lebendigſten geiſtigen Verkehrs mit dem erhabenen Freunde und den vielen treu anhängigen bedeutenden Männern der Zeit. Ein umfangreicher Briefwechſel aus dieſem Lebensabſchnitte zeigt, wie ſich Zelter allmälig von den Geſchäften und dem geſelligen Verkehr immermehr zurückgezogen und dem häuslichen Leben ſich zugeneigt hat.

So traf ihn das Jahr 1832. Zeugniß ſeiner faſt jugendlichen Friſche und ſeines ungeſchmälerten Humors giebt ſein letzter Brief an Göthe, an deſſen Sterbetage geſchrieben. Aber der Tod dieſes Freundes brach auf einmal alle ſeine Kraft; mit dieſem Leben war das ſeine ſo eng verſchwiſtert, daß auch der Tod Mittler ihrer Wiedervereinigung werden mußte.

Leichteren Unpäßlichkeiten mit einem gewiſſen Trotze widerſtehend, mußte er am 24. April zum erſten Male das Zimmer hüten. Er ſchreibt darüber: „Weiß ich doch nicht, wie es kommt, daß ich heute wieder durch ſeltene, wiewohl entſchiedene Unpäßlichkeit abgehalten war, der Singakademie meinen herzlichen Dank zu ſagen,

(für die vortreffliche Aufführung des „Tod Jesu“ am 20. April zu J. Besten) wozu ich doch mehr als ein mal, sogar öffentlich aufgefordert. Es muß wohl die vieljährige, beneidenswürdige, gegenseitige Huld und Neigung der unvergleichlichen Singakademie selber sein, die mich keine Worte finden lehrt und mir auch wohl mehr gönnt, als das Brod, das ich esse. Ja, ich rufe getrost den Mann auf, der sich ähnlicher Treue, Liebe, Gehorsams und Zutrauens bewußt ist. Dieser Mann ist es, dem ich meine Stelle lasse u. s. w.“

Am ersten Mai fand er sich wieder zur gewöhnlichen Uebung der Singakademie ein, mußte aber nach kurzer Zeit sich zurückziehen. Er schrieb in das Tagebuch: „Heute Dienstag nach der ersten Nummer ging der Director ab,“ und dieses waren die letzten prophetischen Worte, welche er in dies, mit so vieler Liebe und Sorgfalt geführte Buch geschrieben.

An diesem Tage wurde, bevor die Singakademie versammelt war, das Solo eines Chorals von Fasch, welches Zelters verewigte Gattin so unnachahmlich schön gesungen hatte, von einigen anwesenden Damen geübt. Waren es die Worte selbst, oder schmerzliche Erinnerungen an die hingeschiedene Gattin — Zelter sagte, als er dazu kam, nichts, stellte sich dicht neben die Sängerin, welche die erste Stimme sang und verließ, als das

Solo vollendet war, die Erhöhung ganz leise. Nachdem er Nr. 1. „Vor Dir, o Ewiger u. s. w.“ noch mit angehört, verließ er still die Versammlung. Seinen Kindern gestand er, daß die Musik ihn heut seltsam ergriffen und er der Erfrischung bedürfe, worauf er in's Freie ging, um sich zu erholen.

Am folgenden Tage Nachmittags fand eine Musik zu wohlthätigen Zwecken in der Marienkirche statt, der er vom Anfang bis zum Ende auf den Altarstufen sitzend, beiwohnte, obwohl sie zwei Stunden währte. Am nächsten Tage fühlte er sich bereits unwohl, besuchte aber dennoch Abends einen Freund, von welchem nach Hause zurückgekehrt, er sich so leidend fühlte, daß sogleich ärztliche Hülfe in Anspruch genommen werden mußte. Er verbrachte schmerzvolle Tage und Nächte in mannhafter Standhaftigkeit. So bedenklich sein Zustand war, wurde doch die Hoffnung seiner Kinder und Freunde durch beruhigende Aeußerungen der Aerzte aufrecht erhalten; aber als nach einigen Tagen heftiges Fieber eintrat, da ergriff bange Besorgniß Alle, die ihn liebten. Hätten liebevolle Pflege, aufrichtige Wünsche, innige Theilnahme ihn retten können, er wäre nicht dahin gegangen! Zahllos sind die Beweise von Liebe und Anhänglichkeit, die in diesen Tagen sich äußerten. Selbst der König und die Königlichen Prinzen haben mit dem Antheil wahrer

Menschenfreunde oft Kunde von dem Leidenden begehrt. Die Erde sollte ihn nicht länger behalten; seit dem Tode seines Freundes Göthe hatte er sich dem Himmel geweiht. Mit der aufgehenden Sonne des 15. Mai ging sein edles thätiges Leben unter.

Konnten Liebe und Freundschaft nicht mehr um den Liebenden sich bemühen, so fanden sie Beruhigung in Erfüllung der letzten Pflicht, den Dahingeschiedenen würdig zu bestatten. Am 18. Mai früh 6 Uhr versammelten sich die Mitglieder beider Singakademien und die Freunde des Verewigten zahlreich im großen Saale, woselbst der Sarg am Tage vorher ausgestellt gewesen war. Ehrenwachen aus der Zahl der Studirenden, welche in aufrichtiger Liebe dem Verstorbenen anhingen, versahen dabei den Dienst. Sobald der Geistliche, — Professor Schleiermacher — eingetreten war, stimmte der Chor Grauns Choral „Wen hab' ich sonst, als Dich allein" an. Nach ergreifenden Worten des Redners (im Anhange abgedruckt) wurde Seb. Bach's Choral „Wenn ich einmal soll scheiden," gesungen. Als der Sarg abgeführt werden, folgten die männlichen Angehörigen, Mitglieder und Trauergäste dem Wagen zu Fuße. Am Kirchhofe empfing der Choral: „Eine feste Burg," auf Blechinstrumenten geblasen, den Sarg und das Gefolge. Am Grabe, vor der Einsenkung, sangen die männlichen

Mitglieder der Akademie den Choral: „Jesus meine Zuversicht" und nach der Einsenkung abermals Seb. Bach's: „Wenn ich einmal soll scheiden."

Alles, was in Kunst und Wissenschaft Namen und Bedeutung hat, war im Leichengefolge und so wurde diese ernste Feier, vom schönsten Wetter begünstigt, mit Anstand und Würde beendigt.

Ein Denkmal, wodurch die Akademie ihre Anerkennung der hohen Verdienste des Verblichenen, ihre Liebe und Dankbarkeit bekunden wollte, ziert sein Grab.

In rührender Pietät gedenkt bis heut noch alljährlich an seinem Geburts- und Sterbetage die Akademie des Meisters, dem sie ihren Ruhm und ihre Blüthe verdankt, durch eine Feier, welche eben so ruhmvoll ist für den Gefeierten, als bezeichnend für den Geist desjenigen Instituts, dem er sein Leben mit höchster Hingebung geweiht.

Anhang.

I.

Verzeichniß der Werke Zelter's.

A. Gedrucktes.

1) Variations de Figaro.
2) Rondo varié.
3) 1. Sonata.
4) Tanz und Opfergesang aus „Azur," variirt.
   Sämmtlich bei Rellstab.
5) Sämmtliche Lieder, Romanzen und Balladen; 4 Lieferungen. Berlin, Schlesinger.
6) Neue Lieder-Sammlung. Zürich, Nägeli.
7) Fremdlings Abendlied. Berlin, Paez.
8) Der Friede, von Müchler. Ebenda.
9) Johanna Sebus; für Solo und Chor. Leipzig, Peters.
10) Lied aus der Ferne. Mainz, Schott.
11) Lied beim Sonnen-Untergang. Berlin, Paez.
12) Das wandernde Lied. Ebenda.
13) Zwei Lieder („Uf'm Bergli ꝛc." und „In des Meeres klaren ꝛc."). Hamburg, Schuberth.

14) Sechs Lieder für Alt.
Berlin, Trautwein u. Comp.
15) Sechs Lieder für Baß. Ebenda.
16) Mignon's Lied „Kennst Du das Land ꝛc.“; zum dritten und vierten Male componirt. Ebenda.
17) Die unsichtbare Welt. Berlin, Paez.
18) Abendlied im Freien, von Kinr; für Tenor, Baryton und Baß. Ebenda.
19) Das Gastmahl, von Göthe; für Solo und Chor. (Göthe's und Zelter's Handschrift im Facsim.) Berlin, Trautwein u. Comp.
20) Gesang, von Tiedge; zur Todtenfeier des Probstes Hanstein. Hamburg, Steinmetz.
21) Sechs Gesänge für Männerstimmen.
Berlin, Trautwein u. Comp.
22) Die Gunst des Augenblicks, von Schiller; für vier Stimmen und Piano. Berlin, Paez.
23) Hymne, zum Geburtstage Friedrich Wilhelm III.; für vier Männerstimmen.
24) Das Leben am Rhein, von Reiff; für zwei Tenöre und Baß. Bonn, Simmrock.
25) Die Neujahrssänger; für drei Singstimmen und Piano. Hamburg, Steinmetz.
26) Rechenschaft, von Göthe; für eine Stimme, Chor und Piano. Berlin, Paez.

26) Liederstoff; sechs Tafellieder für Männerstimmen.
Berlin, Trautwein u. Comp.
28) Zehn Lieder; für vier Männerstimmen; Heft I. und II. Berlin, Guttentag.

B. Ungedrucktes.

1) Cantate auf den Tod Friedrich's des Großen; Solo, Chor und Orchester.
2) Musik zur Einweihung einer Orgel in Neu-Hardenberg.
3) Christi Himmelfahrt, ein Oratorium.
4) Te deum laudamus.
5) Requiem, Motette.
6) Tenebrae. Motette.
7) Hymnus an die Sonne; für Solo und Chor.
8) Choräle (in großer Anzahl).
9) Motette; für drei Männerstimmen (di Cavallo di Napoli).
10) Vierstimmige Gesänge für Männer (der Liedertafel Eigenthum).

II.

Rede am Sarge Zelters.

Gehalten von Schleiermacher.

Am 18. März 1832.

Unsere Hülfe und Anfang sei im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Amen!

Vieles, meine verehrten Anwesenden, hat Der, dessen Leben unter uns so viele Freude und Heiterkeit verbreitet, leiden müssen in dem letzten Kampfe des Lebens; aber verglichen mit dem langen und schönen Wirken desselben doch in so kurzer Zeit, daß die Mehrsten unter uns Krankheit und Tod desselben getroffen hat wie ein Blitzstrahl. Ist die Betäubung vorüber, dann besinnen wir uns erst, wen er getroffen, was er uns geraubt, was uns übrig geblieben ist. Welche kräftige Natur war nicht Der, mit dessen entseelter Hülle wir uns jetzt den letzten Weg anzutreten bereiten! Wie hat er sich seit seiner frühsten Jugend mühvoll mit unwiderstehlichem Treiben hindurchgedrängt in das Heiligthum der Kunst! Wie kräftig, wie unverändert ist er fortgeschritten auf dem gewählten ernsten Wege! Wie hat er schon in früher Zeit diesen der heiligen Kunst geweihten Verein mit Ernst

und Treue aus den Händen des Lehrers und Freundes empfangen und ihn in seinem Sinne und Geiste fortgeführt! Wie treu hat er die Einzelnen geleitet und gebildet zu dem gemeinsamen Zweck! Wie so umsichtig und sorgsam das Ganze gepflegt! Wie hat er sich nie entfernt aus dem edelsten Gebiete der Kunst! Wie hat er sich nie gekümmert um Anerkennung von Außen und um anders Gesinnte! Wie ist er in der fernen Betrachtung der Dinge, wir können wohl sagen, ohne es selbst zu wissen, einer unserer ersten Meister geworden in der vaterländischen Sprache!

Wie mannigfaltig ist er auch geprüft worden in dem engen Kreise des häuslichen Lebens! Wie hat er jedes, auch das schmerzlichste Weh getragen mit der schmerzlichsten Betrübniß und Theilnahme, ohne je weich dadurch gemacht zu werden! daß wir wohl mit Recht von ihm sagen können: Er konnte gebeugt, aber nicht gebrochen werden. Nur als das Band eines langen, ununterbrochenen Austausches der Gedanken, der ihn mit einem der großen Männer unseres Jahrhunderts verband, abgerissen ward: da traf ihn auch dies zwar in gleicher Weise, aber es war ihm zugleich der freundliche Wink, der Ruf eines Freundes aus dem Leben hinweg; da klangen ihm die Töne des Dichters in's Ohr:

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen dahin,
Wir blühen nur wenige Tage,
Geh'n wie verkleidet einher.
Der Adler besuchet die Erde, doch dauernd nicht,
Schüttelt vom Flügel den Staub
Und kehret zur Sonne zurück.

So in der Rückkehr begriffen, gedachte er der vorangegangenen Lieben, der Gehülfen und Genossen der Kunst, als wäre er bereit, Aufträge an sie mit hinüber zu nehmen in jenes Jenseits! Mit solchen Reden beschwichtigte er nicht blos das in uns, was den Tod fürchtet, nein, sie stimmten überein in ihm mit dem Worte des Heilands, seines himmlischen Erlösers, der da sagt (Joh. 4, V. 24): „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seien, die Du mir gegeben hast!" Es giebt für Jeden unter uns auch noch eine irrische Zukunft, beschränkt für die Meisten auf einen kurzen Zeitraum und auf den engen Kreis der Lieben, mit denen sie verbunden waren durch die Bande der Natur und der Freundschaft, aber auch auf dem größeren Gebiete des öffentlichen Lebens und der Kunst. Wohl dem, der auch in dieser Beziehung nicht allein gewesen ist auf einsamer Meisterschaft und auf das, was er darbringt, als Meister in einem beschränkten Kreise! Wohl dem, der sein Andenken und sein Ansehn gründet auf das gemeinsame Leben und Wirken

für ein Größeres und Höheres. Dies war das schöne Loos unseres Freundes.

Diesem Verein, den er so viele Jahre geleitet, in dem er mit rastlosem Eifer dem höheren Ziele der heiligsten unter den Künsten nachgestrebt, der immer nur gewidmet war dem Ausdruck der innigsten, wahrhaftigsten, christlichsten Frömmigkeit; diesem hat er den größten Theil seines thätigen Lebens geweiht und sein Andenken wird fortbestehn. Nicht blos so lange dieses schöne Gebäude fortbestehen wird, sondern so lange die Kunst, die herrlichste Dienerin der Kirche, kunstliebende Menschen in begeisterter Frömmigkeit vereinen wird, so lange wird Dieser hier leben.

Mit diesem Bewußtsein ist er aus dem Leben geschieden, anerkannt von der Liebe und Treue Aller, die ihn kannten und irgend in den Bereich seiner Wirksamkeit traten.

So möge denn auch der Wunsch des Sterbenden in Erfüllung gehen, daß dieser Verein in seinem Streben und Wirken fortbestehen möge, daß ein eben so reines, so wahrhaftes Gemüth, voll gleichen Eifers für die Kunst und heiligen Berufs, an seine Stelle treten möge und daß von hier aus die Erhaltung der Kunst und die Erbauung christlicher Frömmigkeit fortgehen möge in ungestörter Folge, wie in seinem Leben. Mit

dieſen Wünſchen wollen wir ihn geleiten, dankbar Dem, der ihn uns gegeben und nach ſeiner Weisheit ihn durch's Leben geführt hat; voll des Bewußtſeins, welchen erquickenden Schatz als Beiſpiel wir haben in ſeinem Bilde und wie auch Er Theil gehabt an allen Wohlthaten der göttlichen Führung, worauf wir Alle unſer Vertrauen und unſre Hoffnung der Seligkeit gründen. Amen!

Druck von G. Gutbſchmidt & Co. in Berlin, Lindenſtr. 81.